

MITTEILUNGEN

DES VEREINS FÜR GESCHICHTE
UND HEIMATKUNDE
Oberursel (Taunus) e.V.



Heft 43 · 2003

ISSN 0342-2879

B-001-43

- Die »Mitteilungen« erscheinen seit 1963 in zwangloser Folge und sind für die Mitglieder kostenlos. Weitere Exemplare einzelner Hefte sind bei der Geschäftsstelle erhältlich.
- Schutzgebühr* für die Hefte 1–10 : je € 0,75, Nr. 11–15 : je € 1,50, Nr. 16–19 : je € 2,00, Nr. 20–30 : je € 2,50, ab Nr. 31 : je € 5,00, Doppelhefte : je € 10,00.
- Herausgeber :* Verein für Geschichte und Heimatkunde Oberursel (Taunus) e.V.
Postfach 1140, 61401 Oberursel
- Geschäftsstelle :* Hospitalstraße 9 II, Altes Hospital, 61440 Oberursel
- Internet :* <http://members.aol.com/obugv>
- Jahresbeiträge* Einzelpersonen € 15, Familien (mit nur einem Heft der »Mitteilungen«) € 20
- Konten :* Nassauische Sparkasse Oberursel, Blz 510 500 15, Konto 258 016 246
Postbank Ffm., Blz 500 100 60, Konto 80 27 - 604
- Schriftleitung :* Jürgen Dietrich, Hospitalstraße 4, 61440 Oberursel, juergendietrich@t-online.de
- Typesatz, Bildscans, Bildtexte, Layout und Druckvorbereitung:* Jürgen Dietrich, Oberursel
- Herstellung :* Mabodruck GmbH, Dieselstraße 4, 61476 Kronberg

Abschriften oder Auszüge nur mit Genehmigung der Schriftleitung.
Für den Inhalt sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich.
ISSN 0342-2879

... und ich war überall dabei

... und ich war überall dabei

**Erlebnisse und
Erinnerungen an eine Jugend in Oberursel
1934 - 1960**

von
Klaus Fink

Vorwort

Der Schatz an Bildern, die man nach einem langen Leben im Gedächtnis trägt und denen man sich mit dem Schwinden der Aktivität mit ganz anderer Teilnahme zuwendet als jemals zuvor, ist eine der Gaben, die das Alter uns schenkt.

Menschengestalten und Menschengesichter, die seit sechzig oder siebzig Jahren nicht mehr auf Erden sind, leben in uns weiter, gehören uns, leisten uns Gesellschaft, blicken uns mit lebhaften Augen an.

Häuser, Gärten und Straßen, die inzwischen verschwunden oder völlig verändert sind, sehen wir unversehrt wie einst, frisch und farbig finden wir sie in unserem Bilderbuch wieder, im großen Bilderbuch des eigenen Lebens.

aus Hermann Hesse

»Mit der Reife wird man immer jünger«

Da ich in meiner Heimatstadt Oberursel eine wunderbare Jugendzeit verbringen durfte, obwohl die Jahre 1939 bis 1949 gar nicht rosig waren, möchte ich meine Erinnerungen in der Hoffnung festhalten, daß auch bei nachkommenden Generationen die Verbundenheit zur Heimat gestärkt und mancher vielleicht angeregt werde, seine Erlebnisse niederzuschreiben.

Ich hatte das Glück, daß ich in meiner Jugend von schlimmen Kriegserfahrungen verschont blieb und möchte damit zum Ausdruck bringen, daß es in dieser unglückseligen Zeit doch auch Oasen eines relativen Friedens gab.

Klaus Fink

Inhalt

I	1934 - 1938	I
	Mein Vater	1
	Meine Mutter	6
	Erste Erinnerungen	9
	Kindheitswünsche	11
	Mein Bruder Rudi	13
	Die Vorstadt gestern	17
	Winterfreuden in der Zeit des Krieges	25
	Weihnachtsvorbereitungen vor dem Krieg	28
	Heilig Abend mit einer schönen Bescherung	30
	Faschingstrubel im Café	32
II	1939 - 1945	34
	Der »Margarethenhof« in meiner Jugendzeit	35
	Zur Geschichte des »Margarethenhofs«	43
	Die Bauernküche	44
	Die Kartoffelernte	45
	Das Schlachtfest	46
	Zwangsarbeiter in Oberursel	48
	Erste Erfahrungen in der Volksschule	52
	Als Pimpf beim Jungvolk	57
	Kriegszeiten	60
	Kriegsschäden in Oberursel	62
	Ein amerikanischer Bomber wird abgeschossen	64
	Das Gymnasium	66
	Das Klavier	71
	Am Volant meines ersten Autos	73
	Pferde	75
	Beim Schmied	78
	Feldarbeiten	81
	Der Deutz-Traktor	86
	Die Dreschmaschine	88
	Das Judenpogrom	91
	Mirabellen	93
	Waldfrüchte	94
	Schafe	96
	Die Apfelweinkelterei	99
	Unsere Schreibmaschine	102
	Die Standuhr	103
	Fahrräder	104
	Die letzten Kriegstage	106
	Die Ankunft der Amerikaner	108

III	1946 - 1950	112
	Neubeginn	113
	Lehrjahre in der Schuhmaschinenfabrik	115
	Die Facharbeiterprüfung	119
	Tierarzt Dr. Moritz	120
	Der Tanzkurs	121
	Der Führerschein	124
	Das Goggomobil – ein fahrbarer Untersatz	126
	Der Sylvesterschreck	128
IV	Umfeld Oberursel Mitte	130
	Die untere Vorstadt und ihre Bewohner um 1950	131
	Das Bäreneck mit dem Bären-Kino	145
	Die Ackergasse	151
	Hof der Therese Jeckel oder »Die Theresienwiese«	158
	Der Holzweg	161
	Die Henchenstraße	164
	Die Gärtnerei Höck in der »Atzelhöhle«	165
	Am Kreuz (heute Kreisel Hohemarkstraße)	170
	Das Lindenbäumchen	172
	Der »Schützenhof« – Spielplatz der Vorstadtjugend	175
	Das Oberurseler Postamt in meiner Jugendzeit	178
	Das Oberurseler Schwimmbad	182
	Der Apfelweinhügel am Rande Oberursels	185
	Die Schuhmaschinenfabrik Adrian & Busch	187
	Oberurseler Bäcker in den 30er und 40er Jahren	193
	Oberurseler Metzger in meiner Jugendzeit	197
	Bauern in der Kernstadt Oberursel 1939-1950	198
	Ergänzende Bemerkungen zur Grundschule Mitte	199
	Nachwort	200

I

1934 - 1938

Mein Vater



Friedrich Fink, ca. 1910

Friedrich Fink war ein Sohn des Weingärtners Wilhelm Fink und dessen Ehefrau Friederike, geb. Hüttinger, und wurde am 18. Dezember 1891 in Beilstein in Württemberg geboren.

Von seiner Jugend weiß ich nicht viel. Es ging ihm wohl nicht besonders gut, denn er wurde schon in der Schulzeit bei einem Gastwirt und Bauern verdingt. Er hat erzählt, daß er morgens schon sehr früh aufstehen mußte, um auf dem Feld Futter für das Vieh zu holen. Auf der Schulbank ist er immer wieder eingeschlafen. Er und seine Brüder hatten schwarze Haare. Deshalb und weil sie wohl öfter Rabennester ausgehoben hatten, nannte man sie in Beilstein »die Raben«.

Mit 14 Jahren folgte er seiner älteren Schwester nach Wiesbaden und arbeitete dort im Augusta-Victoria-Bad & Hotel Kaiserhof als zweiter Bademeister. Er erlernte den Beruf eines Bademeisters und Masseurs. In seinem Entlassungsschreiben steht, daß »er mit sämtlichen Massageformen bestens vertraut sei, außerdem mit allen hydropathischen Prozeduren, wie dieselben in den gesamten Wasserheilverfahren zur Anwendung gelangen. So daß er mit bestem Gewissen als guter Masseur und Bademeister empfohlen werden kann.« Von März bis September 1909 war er als Bade- und Schwimmlehrer im Rheinbad zu Biebrich bei einem Herrn Ecclesius beschäftigt. Da das Bad den Winter über geschlossen hatte, meldete er sich als zweijähriger Freiwilliger zum Großherzoglich Hessischen Feldartillerie Regiment Nr. 615 zur Fahrenden Batterie. Im Oktober 1910 wurde er zum Gefreiten befördert.



Als Unteroffizier vor dem Ersten Weltkrieg



Friedrich Fink mit den Verwundeten des Ersten Weltkriegs vor der Lazarettbaracke gegenüber der ev. Kirche in Oberursel. Im Hintergrund ist der Zaun des Deschauer-Parks zu erkennen.

dig. Im Februar 1915 wurde er auf eigenen Wunsch ins Reservelazarett V nach Frankfurt verlegt. Zu ihm gehörte das Reservelazarett Bad Homburg, das in Oberursel in der Gartenstraße 4 (heute Korfstraße) eine Nebenabteilung betrieb. Im Oktober 1915 bekam er das Eiserner Kreuz II. Klasse verliehen und wurde ein Jahr später zum Sergeanten befördert. Mit diesem Dienstgrad hatte er die Aufsicht über die Lazarette in Oberursel. In dieser Zeit hat er auch seine künftige Frau, Elisabeth Höck – meine Mutter – in Oberursel kennengelernt.

Am 18. Dezember 1918 wurde er infolge der Demobilisierung aus dem Heeresdienst entlassen. Für sein verlorenes Auge bekam er als 50%-Schwerbeschädigter eine Invalidenrente von 13,50 Mark im Monat. Das Auge war durch ein Kunstauge ersetzt worden.

In der Folgezeit war er in der Versorgungskuranstalt Bad Homburg, der Gustav-Weigand-Stiftung, als angestellter Bademeister und Masseur beschäftigt. Seine Aufgabe war es, die Leiden von Kriegsverletzten durch Bäderkuren und Massagen zu lindern.

Am 10. Februar 1923 heiratete er Elisabeth Höck. Aufgrund seiner Schwerbeschädigung bekam er 1924 den Beamtenchein. 1927 wurde er zum Betriebsassistenten ernannt. In diesem Jahr wurde sein erster Sohn Rudolf Fink geboren.

Als sein zweiter Sohn erblickte ich 1932 in Bad Homburg das Licht der Welt. 1933 mußte er als



Als Hauptfeldwebel im II. Weltkrieg in der Heimat



Der graue Wehrpaß des Dritten Reiches enthält z. B. Einträge zu Finks diversen Lazaretteinsätzen, über seine Befähigungen und Beförderungen und schließlich über seine Musterung zum Landsturm.

Abschrift

Die Spruchkammer Obertaunus

Bad Homburg v.d.H., 21.7.1947

Aktenzeichen: Dt. 1004 Ia/21.

Auf Grund des Gesetzes zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus vom 3. März 1916

erläßt die Spruchkammer **Obertaunus**

bestehend aus

1. **L a n g , Peter** als Vorsitzender
2. **A n n e l , Jakob** als Beisitzer
- W i e n h o l d , Georg** als Beisitzer
3. _____ als öffentlicher Kläger
4. _____ als Protokollführer

gegen **den Maschinist Friedrich F i n k , geb. am 12.12.91 im**
Beilstein, wohnhaft in Oberursel/Ts., Vorstadt 3

auf Grund des erwähnten Gesetzes im schriftlichen Verfahren folgender:

Spruch:

Aufgrund des § 2 Abs. 2 der Verordnung zur Durchführung
der Weihnachtsamnestie vom 8.2.1947

wird das Verfahren eingestellt.

~~_____~~

~~_____~~

Beamter notgedrungen in die NSDAP eintreten, legte jedoch für die Partei keine Sympathie an den Tag. An öffentlichen Veranstaltungen und Aufmärschen nahm er nie teil. Aufgrund der allgemeinen Mobilmachung 1939 wurde er als Sanitätsfeldwebel wieder eingezogen und kurz danach zum Oberfeldwebel befördert. Bis zu seiner Entlassung 1943 war er in Bad Homburg verantwortlich für die Kriegslazarette.

Der Tod seines ältesten Sohnes hat ihn äußerst schockiert und über eine lange Zeit so sehr mitgenommen, daß er mich darüber fast vergaß.

1945 verlor er wie viele andere seinen Arbeitsplatz und stand auf der Straße. Durch verschiedene Aushilfstätigkeiten wie Holzfällen, Gartenarbeiten im Park vom Turm-Müller, Tauschgeschäften mit den Amerikanern und der Massage von Offizieren, die zeitweilig in Oberursel untergebracht waren, konnte er für den Unterhalt seiner Familie aber etwas beitragen. Danach wurde er in der Werkzeugausgabe einer Maschinenfabrik beschäftigt. Da er 1933 notgedrungen in die NSDAP eintreten mußte, wurde er 1947 bei der Spruchkammer Obertaunus der Alliierten angeklagt. Der Spruch der Kammer vom 21. 7. 1947 stufte ihn als

Mitläufer ein, und er fiel unter die Weihnachtsamnestie. Interessant ist hierzu die nebenstehend abgebildete Begründung.

Im Jahr 1948 konnte er die Tätigkeit bei seinem früheren Arbeitgeber, der Gustav-Weigand-Stiftung, wieder aufnehmen. Auch jetzt waren es Kriegsverletzte und aus der Gefangenschaft Entlassene, deren Leiden er zu lindern half. In das Beamtenverhältnis wurde er 1954 wieder aufgenommen und schließlich 1956 in den Ruhestand versetzt. Anlässlich des 1952 begangenen 40jährigen Dienstjubiläums erhielt er eine Ehrengabe von 100 DM.

1973 konnte er mit seiner Ehefrau die Goldene Hochzeit feiern. Vier Jahre später starb er im Alter von 86 Jahren.

Vorder- und Rückseite des Dokuments der Spruchkammer Obertaunus vom 21. 7. 1947, in dem Friedrich Fink auf Grund der Aktenlage als lediglich nominelles Mitglied der Partei betrachtet und in die Gruppe der Mitläufer eingereiht wird.

Begründung:

Der Betroffene gehörte aus:

von 1935 bis 1945 der NSDAP,
 von 1933 bis 1945 der NSDAP,
 von 1933 bis 1945 der NSDAP,
 von 1934 bis 1945 der NSDAP.

Beweis: Meldebogen und Arbeitsblätter.

Der Öffentliche Kläger beantragte in der Klageschrift vom 30.8.47 die Beseitigung des Betroffenen in die Gruppe der Minderbelasteten (Bewährungsgruppe) gem. Art. 11 in Verbindung mit Art. 10 des Gesetzes vom 3.3.1946 und Anordnung des schriftlichen Verfahrens.

Es ist zu verwundern, dass der Betroffene als 50%iger Kriegsschädigter aus dem ersten Weltkrieg schon 1923 zur Partei ging und wird nur erklärlich durch die Angaben in seinem Meldebogen, wo es heißt: „Die war ich für die Partei und ihre Gliederungen eingeteilt oder tätig gewesen. Von meiner Dienststelle (Vorsorgungskursantalt Bad Nauhung v.d.H.) ist die Mitgliedschaft erzwungen worden durch den Verw.Oberinspektor Bittel.“ Es gibt keine Aussenseiter. Wer nicht für was ist, ist gegen was! mit der Folge, entlassen zu werden. Aus den Meldebüchern 2 bis 5 d.A. ergibt sich, dass er nie politisch hervorgetreten ist. Die scheinbaren Erklärungen Blatt 8 bis 9 und Blatt 11 bis 13 d.A. besagen alle, dass er etwas ganz anderes wie ein Nazi gewesen sein könnte, da er Interesse für das Buch über Max Weber gehabt hat und es alle seine Äußerungen auf starke Gegnerschaft gegen das Hitler-Regime schließen lassen.

Die Kammer betrachtete ihn aufgrund der Aktenlage als lediglich nominelles Mitglied und reichte ihn gem. Art. 12 des Gesetzes vom 3.3.1946 in die Gruppe der Mitläufer ein.

Einkommens- und vermögensmäßig erfüllt der Betroffene die Voraussetzungen des § 2 Abs. 1 der Verordnung zur Durchführung der Wehrmachtsamnestie vom 3.2.1947, sodass die Kammer das Verfahren gem. § 2 Abs. 2 a.n.O. einstellt.

Die Beisitzer:

gen. Atzel
 gen. Wienhold

Der Vorsitzende:



Die Richtigkeit der Pflicht beglaubigt:

[Signature]
 Verwaltungsbeamter

Ich kenne meinen Vater nur als pflichtbewußten, nach preußischen Maßstäben erzogenen Menschen. Für seine Familie hatte er während seines Berufslebens wenig Zeit, da er morgens vor sechs-

stützte er mich beim Kauf eines Kleinautos. Später überließen meine Eltern mir all ihr gespartes Geld für die Renovierung eines alten Hauses in Oberursel.

Uhr die Wohnung verließ und erst am Abend nach 17 Uhr zurückkehrte. Dann war er meistens so müde, daß er frühzeitig zu Bett ging.

In der Zeit nach dem Krieg mußte ich einige Male mit ihm zusammen arbeiten, was für mich sehr unangenehm war, weil er mich ständig herumkommandierte.

Meine Maulerei war daraufhin vernehmlich genug, so daß er mich meist davonjagte - ich hatte mein Ziel erreicht. Handwerklich war meine Mutter besser veranlagt als er.

Unser Verhältnis besserte sich erst, als er im Ruhestand war. In dieser Zeit machte er fast jeden Tag ausgedehnte Spaziergänge im Taunus, von denen er erst spät zurückkam. Hin und wieder konnte ich ihn dabei begleiten und auch näher kennenlernen. Vergangene Zeiten belasteten ihn sehr.

Glücklich war er, wenn er seine Frau verwöhnen konnte. Die Mittel dazu verdiente er, indem er privat noch einige Leute massierte.

In ferne Länder reisen oder einmal richtig Urlaub machen konnte er nie, denn dazu reichten die Mittel nicht, und die Zeiten waren noch nicht danach. Trotzdem unter-

Meine Mutter

Elisabetha Fink, geb. Höck, wurde am 12. Januar 1898 um 12 Uhr mittags in der Cronberger Straße in Oberursel als Tochter des Gärtners Ferdinand Philipp Höck und dessen Ehefrau Dorothea, geb. Schmidt, geboren.

Als echte Oberurselerin war sie mit ihrer Heimat sehr verbunden. Nur selten entfernte sie sich von ihrer Heimatstadt und wenn, dann nur in die nähere Umgebung, was zu ihrer Zeit nicht ungewöhnlich war. Hätte sie die Mittel und den ebenso veranlagten Mann gehabt, wäre sie wahrscheinlich auch sehr reiselustig gewesen.

Prägenden Eindruck haben auf sie die Kindheits-erfahrungen mit ihrer Großmutter und die damit verbundenen Erinnerungen an Niederursel hinterlassen. Viel erzählte sie mir von ihren Niederurseler Verwandten und dem, was sie dort als Kind erlebt hatte. Als die Älteste von drei Mädchen und einem Buben wurde sie frühzeitig in die Obhut ihrer Großmutter übergeben, und das muß für sie eine herrliche Zeit gewesen sein.

Der Großvater war Dreschmaschinenbesitzer und dadurch einigermaßen gut gestellt. Daher bekam sie auch manches von den Großeltern zugesteckt, was zu Hause nicht möglich war. Der jeweilige Transfer von Ober- nach Niederursel und umgekehrt war relativ einfach. Pferdefuhrwerke waren zwischen den beiden Orten ständig unterwegs und so wurde sie ganz einfach auf einen Wagen gesetzt und dann am Bestimmungsort bei ihren Leuten abgeliefert. In Niederursel hatte sie auch so manche Freiheiten, die sie zu Hause nicht in Anspruch nehmen konnte, zumal sie einen strengen und manchmal ungerechten Vater hatte. Dies machte sich besonders bemerkbar, nachdem die Familie größer wurde.

Ihre Großmutter, Kunigunde Schmidt, geborene Lächle, muß eine liebe und verständnisvolle Frau gewesen sein. Sie wurde von meiner Mutter sehr verehrt.

Durch den Dreschmaschinenbetrieb gab es im Haus der Großeltern immer viel Umtrieb und durch die Nähe der Großstadt immer etwas Neues und Abwechslungsreiches zu erleben. Dort war es natürlich interessanter als in der heimatlichen Gärtnerei vor den Toren von Oberursel.

In der Atzelhöhle zu Oberursel, dort wo sich heute das Seniorenwohnheim in der Kronberger Straße 7 befindet, war früher die Gärtnerei Höck. Das Ehepaar hatte vier Töchter, meine Mutter Elisa-



Elisabetha Fink, geb. Höck, 1898-1977

beth, 1898 geboren, Katharina 1899, Maria 1902, Anna 1907 und dazwischen kam im Jahre 1900 der Sohn Karl zur Welt. Zu den Verhältnissen in der Gärtnerei Höck siehe das Kapitel auf Seite 165ff. Daß es mit vier gut aussehenden Töchtern im Haus lustig herging, dafür sorgen die jungen Leute, die natürlich auch ihre Bekannten und Freunde mitbrachten. Die Höck-Mädchen zogen viele junge Männer aus Oberursel und der näheren Umgebung an.

In der Gärtnerei gab es aber auch viel Arbeit, und alle Kinder mußten mit anpacken. Meine Mutter hatte als die Älteste das Vorrecht, meistens in der Küche aushelfen zu können, denn für die Arbeit draußen war sie kaum zu begeistern. Gern jedoch verrichtete sie Küchenarbeiten und konnte daher gut kochen und backen.

Mit der Schulzeit änderten sich die Freundschaften meiner Mutter. Waren sie vorher auf die nähere Umgebung der Atzelhöhle beschränkt, so verlagerten sie sich dann mehr ins Stadttinnere. Die Schulfreunde des Jahrgangs erweiterten ihren Bekanntenkreis, und für die Borengänge wurde sie auch öfters in die Stadt geschickt. Die Schulfreundschaften begleiteten sie ihr ganzes Leben

lang, ebenso wie die Beziehungen zu ihren Geschwistern. Hinzu kam, daß die Gärtnerei in der Allee, dort wo bis vor kurzem ein Penny-Markt sich befand, einen Laden zum Verkauf ihrer Erzeugnisse eröffnete.

Die Fahrten zu den Verwandten nach Niederursel blieben Bestandteil ihrer jugendlichen Freizeiten. Nach der Schule wurde sie als Haushaltshilfe nach Frankfurt vermittelt, konnte jedoch abends wieder mit der Straßenbahn nach Oberursel zurückfahren. Als sie etwas älter war, konnte sie als Verkäuferin und Haushaltshilfe in Guntersblum in einer Bäckerei bei einer Freundin ihrer Mutter für längere Zeit aushelfen.

Da das Wohnhaus der Höcks allein im Feld stand, die nächste Ansiedlung war in der Oberhöchstadter Straße, kam es natürlich vor, daß – besonders im Winter – Feldmäuse im Haus Zuflucht suchen. So erzählte sie davon, eines Nachts eine Maus unter ihren bloßen Füßen zerquetscht zu haben. Im Jahre siebzehn begann wohl ein gewisser Herr Fink in ihrem Leben eine Rolle zu spielen. Er kam als Verwundeter und als Sanitäts-Unteroffizier nach Oberursel, wo zu dieser Zeit die Turnhalle der TSGO in der Korfstraße als Lazarett eingerichtet war. Eine Baracke im Maasgrund, direkt

hinter den Gärten an der Oberhöchstadter und Füllerstraße gehörte auch zu dieser Versorgungseinrichtung, und dort hatte mein Vater manchmal zu tun.

So blieb es nicht aus, daß sich die beiden begegneten und miteinander bekannt wurden, denn der Weg zur Gärtnerei führte in der Nähe vorbei. Aber ihr Vater Ferdinand hielt von solchen Soldatenbekanntschaften nichts und sprach kurzerhand ein Verbot aus, sich weiterhin zu treffen. Was nutzen aber die strengsten Verbote gegen die beiderseitige Zuneigung – trotz Geschwistern, die nicht dorthalten können? Die liebe Käthe kam nämlich just in dem Augenblick des Weges, als die beiden sich küßten. Die Neuigkeit war so interessant, daß sie einfach sofort erzählt werden mußte, noch dazu dem Vater. Als meine Mutter dann nach Hause kam, gab es sogleich eine Abreibung, die sie sich gewaschen hatte.

Die gewünschte Wirkung blieb jedoch aus. Die beiden konnten voneinander nicht lassen, sehr zum Leidwesen meiner Großeltern, denn ein hergelaufener Soldat war keine Partie für meine Mutter, mag er auch in Uniform noch so gut aussehen. Schließlich hätte sie doch noch ganz andere Chancen, als sich mit einem armen Schwaben zu lieren.

In dieser Zeit hatte ihr Vater, zusammen mit einem Teilhaber, einen größeren Park in Maasgrund gekauft (Turm-Müller). Im Sommer wurde dort Heu gemacht, und im Herbst mußten die Mädchen die Eßkastanien aufsammeln.

Meine Mutter war jedoch entschlossen, diesen Mann zu heiraten. So wurden die beiden am 10. Februar 1923 – ohne die Anwesenheit der Eltern – in der Christuskirche zu Oberursel von Pfarrer Hess getraut.

In der Vorstadt Nr. 1 hatten sie eine kleine Wohnung. Dort erblickte auch mein Bruder Rudi 1926 das Licht der Welt. Und irgendwie hat diese Straße, die Oberurseler Vorstadt, meine Mutter nicht mehr losgelassen. Zwar wechselten meine Eltern für kurze Zeit ihren Wohnsitz und zogen in die Siemensstraße. Doch noch ehe ich geboren war, zog es meine Mutter zurück in die Vorstadt, diesmal ins Nachbarhaus, Bäckerei und Café Krämer. Für sechsundvierzig Jahre blieb dies ihr Wohnsitz.

Die Kleinstadt Oberursel und besonders die Vorstadt waren so richtig nach ihrem Geschmack. Hier kannte sie fast jeden, hier wohnten die Geschwister und andere Verwandte.



Elisabeth Fink mit ihren beiden Söhnen Rudi und Klaus



Eines ihrer Streckenpferde war das Blumenzüchten, das sie als Tochter eines Gärtners mit viel Geschick und Hingabe pflegte.

Wenn es der Geldbeutel erlaubte, konnte sie sich etwas Schickes kaufen und auch den Bekannten zeigen. Ganz verrückt war sie schon in der Jugendzeit mit schicken Schuhen. Durch die Freundschaft mit der Familie des Schuhhauses Mann in der Vorstadt bestand in dieser Beziehung nie eine Notlage.

Zwei ihrer Schwestern waren in der Zwischenzeit ebenfalls verheiratet, eine mit dem ortsansässigen Landwirt Ruppel und die andere mit dem aus Oberursel stammenden Bäcker Calmano, der sich in Niederursel selbständig gemacht hatte. So gesehen hatte meine Mutter unter den Geschwistern das bessere Los gezogen, denn durch die Beamtenstellung ihres Mannes hatte die Familie regelmäßige Einkünfte, und sie brauchte nicht für ihren Unterhalt zu arbeiten. Auch konnte sie jetzt, um die Schwester zu besuchen, regelmäßig einen Ausflug in das geliebte Niederursel unternehmen. Ihre Mutter, Dorothea Höck, war 1927 mit sechzig Jahren gestorben, und sie brauchte nicht für ihren Unterhalt zu arbeiten. Auch konnte sie jetzt, um die Schwester zu besuchen, regelmäßig einen Ausflug in das geliebte Niederursel unternehmen. Ihre Mutter, Dorothea Höck, war 1927 mit sechzig Jahren gestorben, und sie brauchte nicht für ihren Unterhalt zu arbeiten.

Dann kam der zweite Weltkrieg, und mein Vater wurde wieder eingezogen. Wegen seiner Verwundung aus dem ersten Weltkrieg brauchte er jedoch nicht mehr an die Front einzurücken, sondern

wurde in Bad Homburg als Verantwortlicher für die umliegenden Lazarette eingesetzt. Wenn er es ermöglichen konnte, kam er nach Oberursel, um nach der Familie zu sehen.

Die Schwester meiner Mutter, Marie Calmano, erwartete in dieser Zeit ihr drittes Kind und starb nach der Geburt. Kurz darauf erkrankte das zweite Kind an der Kinderlähmung und mußte ganz besonders umsorgt werden. Aber auch der Familienbetrieb der Bäckerei in Niederursel verlangte viel Arbeitseinsatz. So lag es an meiner Mutter, hier helfend einzuspringen, damit es weitergehen konnte. Schon frühmorgens fuhr sie mit der 24 der Frankfurter Lokalbahn nach Niederursel, um den Haushalt und den Laden zu versorgen. Abends fuhr sie wieder nach Oberursel zurück.

Der älteste Sohn, mein Bruder Rudi, war schon alt genug, um die Abwesenheit der Mutter zu verkraften. Ich durfte nach der Schule nach Niederursel nachkommen oder bei der anderen Schwester auf dem Bauernhof bleiben.

Die Tätigkeit in Niederursel war für meine Mutter sehr befriedigend. Trotz der vielen Arbeit war es eine Aufgabe, der sie sich gewachsen fühlte und die sie gut meisterte. Sie konnte alte Bekanntschaften wieder auffrischen und neue dazugewinnen, zumal es der einzige Bäckerladen am Ort war. Irgendwann hatte jedoch auch diese Tätigkeit ein Ende. Bäcker Calmano heiratete wieder.

Durch den Krieg wurden fast alle Frauen dienstverpflichtet und mußten in der Wirtschaft die Männer ersetzen. Da meine Mutter auch ab und zu bei ihrer Schwester in dem landwirtschaftlichen Haushalt half, wurde eine Vereinbarung gefunden, daß sie nicht in eine Fabrik kriegsverpflichtet wurde. So konnten wir die schlechten Jahre leidlich überstehen.

In den folgenden Zeiten konnte sie ihren eigenen Interessen nachgehen und sich ganz um ihren Mann kümmern. Ab und zu übernahm sie auch die Pflege von einem Nachbarkind oder kochte Mahlzeiten für einen alleinstehenden Geschäftsmann. Am liebsten beschäftigte sie sich mit Kochen, Backen, Stricken, Häkeln und Blumenzüchten.

Ihre größte Freude war jedoch, als ich heiratete und sie dann die Enkelkinder erleben konnte. So bleibt zum Beispiel in Erinnerung, wie sie mit ihrem Enkelkind einen Besuch im damaligen Kaufhaus der Mitte machte und auf der Rolltreppe, vor Angst, dem Kind könnte etwas passieren, das Gleichgewicht verlor und sie ritlings die Treppe herunterkam. Aber beiden passierte weiter nichts Schlimmes.

Erste Erinnerungen

Am 1. März 1932, einem Dienstag, kam ich in Bad Homburg im Haus des Roten Kreuzes zur Welt. Das Haus selbst existiert heute nicht mehr. Der Frühling begann in jenem Jahr mit Werten unter 2° C und war für die Jahreszeit zu kühl.

Am gleichen Tag wurde Gerhard Hauptmann als erster Deutscher zum Mitglied der Akademie der Kunst und Wissenschaft in den USA ernannt. Der französische Automobilrennfahrer Kaye Don stellte einen Langstreckenrekord auf. Er legte in zwölf Stunden eine Strecke von 2.163 km zurück, er fuhr also mit durchschnittlich 180 km pro Std. Deutschland litt in diesem Jahr unter der Weltwirtschaftskrise.

– Von all diesen Vorgängen hatte ich damals jedoch nicht die leiseste Ahnung.

Nach den Aussagen meiner Mutter und aller Tanten sollte ich eigentlich ein Mädchen werden. Dieser Wunsch war für eine gewisse Zeit auch äußerlich bei mir zu erkennen. Ich hatte lange, lockige, dunkelbraune Haare und war, meist mit einem Russenkittelchen bekleidet, am Rockzipfel meiner Mutter zu sehen.

Mein Bruder Rudi war sechs Jahre älter und ging schon seine eigenen Wege, während ich mich in den ersten Jahren von der Hand der Mutter nie weit entfernte. Was sollte er mit einem solchen Muttersöhnchen anfangen? Lange wurde ich von ihm auch entsprechend behandelt.

Meine ersten Erinnerungen sind verbunden mit einem kleinen, weißen Gitterbett, in dem ich liege und in einem Struwelpeterbuch blättere. Der Ziegenpeter (heute sagt man: die Mumps) hatte mich erwischt. In den Erinnerungen verankert ist auch, daß ich in das Kinderheim Sonneck in der Füllerstraße gehen sollte und absolut dort nicht bleiben wollte, so

daß meine Mutter mich wieder abholen mußte. Auch sehe ich mich auf einem Hocker stehen, um von meiner Mutter angezogen zu werden: Leibchen, unangenehme lange, kratzende Strümpfe, an Gummistrapsen befestigt.

Ein neuer Lebensabschnitt begann, als ich beim Friseur Kaben in der oberen Vorstadt meine Haare abgeschnitten bekam. Wenn man den Laden durch die Tür in der Ecke zur Unteren Hainstraße betrat (Siehe S. 24 oben), stand man vor einer riesigen, schräg eingebauten Theke voller Zigarren und anderer Rauchtensilien, vor der sich – Män-



Klaus Fink als Bäckerbursch vor dem Café Krämer. Bezeichnend für die Zeit um 1935: die Aufschrift mit dem Hakenkreuz am oberen Bildrand.

ner nach links, Damen nach rechts – die Friseurkundschaft teilte. Das Faszinierende an der Theke war für die kleineren Kunden ein Gasflämmchen, das aus einer kleinen Düse, die von einem Schlauch von der Decke hing, durch leichtes Anheben des daran befindlichen Holzgriffs zu einer beachtlichen Flamme anschwoh, wenn eine Zigarre für den Kunden auch gleich angezündet werden sollte. Für Kinder war das natürlich nicht gedacht, aber Herr Kaben drückte meist ein Auge zu, wenn man zaghaft den Handgriff ein bißchen anhob, um das Flämmchen zu vergrößern.

Erste Erkundungen waren naturgemäß begrenzt auf Wohnung, Haus, Hof und Garten bei der Bäckerei Krämer. Noch heute erinnere ich mich an den angenehmen Duft von frisch gebackenen Brötchen und Brot, der schon frühmorgens das ganze Haus durchzog und bis in unsere Wohnung drang. Nachmittags hüllte ein Duft von Kaffee, Zigaretten und Menschen das ganze Haus ein, was für die Mieter nicht mehr so angenehm war.



Unsere Mietwohnung lag im zweiten Stock, der an zwei Familien vermietet war. Wir hatten die Dreizimmerwohnung mit Küche und Bad und eine Mansarde im Dachgeschoß, zugänglich über den Speicher, wo bei Regen die Wäsche getrocknet wurde. Die andere Wohnung auf unserem Stockwerk war mit zwei Zimmern kleiner. An die damaligen Nachbarn kann ich mich nur schwach erinnern.

Unsere Wohnung hatte eine geräumige Küche, in der sich meist alles abspielte, weil es dort auch immer warm war. Die Mäuse aus der Bäckerei konnte man oft hinter der Lamperie kratzen hören. Warmes Wasser gab es immer im Herdschiff des Kohlofens, wenn extra ein Topf auf dem Gasherd erwärmt wurde, oder wenn an den Badetagen der Kohlofen angeheizt wurde. Letzteres geschah allerdings – von Ausnahmen abgesehen – nur einmal im Monat, weil dafür das Brennmaterial aus dem Keller hochgeschleppt werden mußte. Auch die anderen Räume wurden mit Kohleöfen beheizt. Nur die Mansarde, in der mein Bruder schlief, und das Schlafzimmer meiner Eltern waren ungeheizt. Sie schliefen auch im Winter bei offenem Fenster, so daß man morgens die Eisblumen an den Scheiben bewundern konnte.

An Sonntagen im Winter wurde das kleine Zimmer beheizt. Und um das Buffet vor Schaden zu schützen, schirmte man den Ofen mit einem Blechschurz ab. In diesem Zimmer stand auch das Klavier, das Instrument meiner späteren Qualen. Das Heizen mit den Öfen hatte – neben dem ständig notwendigen Nachlegen des Heizmaterials – die unangenehme Folge, daß am nächsten Tag die Feuerstelle von der Asche und die unmittelbare Umgebung vom Schmutz gereinigt werden mußte. Über die Jahre wurden die Zimmerwände dunkel, und jedes Jahr mußte das Ofenrohr gesäubert werden. Dazu wurde es demontiert, in den Garten geschleppt und ausgebürstet. Meist war damit auch eine Teppichreinigung verbunden. Er wurde zusammengerollt, in den Garten getragen und entweder über der Teppichstange oder im Schnee mit festen Schlägen des Klopfers ausgestäubt und anschließend mit einer Bürste bearbeitet. So gereinigt, wurde er aufgerollt, wieder in den zweiten Stock getragen und im Zimmer ausgelegt. Zum guten Schluß mußten die Fransen mit einem Kamm in eine stramm parallele Lage gekämmt werden. Kein Wunder, daß man bei all diesen Folgearbeiten sich gut überlegte, wann ein Anlaß es wert war, die Öfen anzuheizen.

Man hielt sich lieber in der Küche auf. Dort waren ein großer Küchentisch, mehrere Stühle und Hocker – und es war warm. Zur Kastanienzeit konnte man Eßkastanien auf die Herdplatte legen, damit sie anschließend besser zu schälen waren. Auch Brotscheiben wurden auf die Herdplatte gelegt, damit sie recht knusprig und braun wurden. Dann roch es in der Küche wie unten in der Backstube. In den Backofen konnte man die Bratäpfel schieben, die mit Zucker und Zimt überstreut so herrlich schmeckten.

Kindheitswünsche

Als ich etwas älter war, wurde es für mich im Hof der Bäckerei Krämer interessant. Man konnte dort den Bäckern zusehen, wie sie in der Backstube arbeiteten, wie sie den Teig für die Brote abwogen, kneteten, formten. Der Bäcker stand in einer Grube vor dem mit Dampf beheizten Backofen und schoß den Brotteig mit langem Schieber in den Bauch des Ofens ein, den eine Klappe dann schnell verschloß.



Mit Ajax im Gartencafé Krämer

Die gebräunten Brotlaibe wurden nach einiger Zeit mit dem Schieber wieder herausgezogen und mit einer nassen Bürste gefrischt. Dabei zischte und dampfte es, und ein wunderbarer Brotduft strömte über den Hof, wenn die Tür zur Backstube geöffnet war. Die fertigen, knusprig braun gebackenen Brotlaibe kamen danach auf ein Gestell zum Abkühlen.

Der Duft des frischen Brotes war so verführerisch für mich wie der Nektar einer Blume für die Bienen und weckte in mir einen unbändigen Appetit nach dem zweiten Frühstück mit den Bäckerge- sellen. Sie bekamen von der Chefin je ein kleines Stück Leberwurst, Blutwurst oder Preßkopf aus eigener Schlachtung serviert.

Zu meinem Bedauern waren die Portionen nicht so reichlich, daß ich daran teilhaben konnte. Meinen Heißhunger konnte ich nur bei meiner Mutter stillen. Das Brot war dort allerdings nicht ganz so frisch, und die Wurst war nicht aus eigener Schlachtung.

Schon früh am Morgen beobachtete ich die Tätigkeiten in der Backstube. Die drei jungen Frauen der Familie Krämer hatten mich gern, und die

Bäckerge- sellen hatten nichts da- gegen, wenn ich in der Backstube war und zuschaute.

So konnte ich auch zusehen, wie die knackigen Brötchen entstan- den. Sie wurden immer vor dem Brot hergestellt, denn sie sollten frühzeitig zum Verkauf bereitlie- gen. Den Teig wog man in einer größeren Menge ab, die dann, grob geformt, auf eine Hand- hebelpresse kam. Dort wurde die vorgewogene Teigmenge auf ei- nem runden Teller gleichmäßig plattgedrückt und vom herun- tergezogenen messerartigen Tei- ler in ca. 20 Portionen zerteilt.

Wenn der Teller wieder freige- geben war, entnahmen die Gesellen die einzelnen Teigstücke und formten sie mit beiden Händen zu einem kleinen Ball, indem sie die Masse auf dem Arbeitsbrett rollten. Diese Teigkugeln wur- den anschließend mit einem Rundholz in der Mitte einge-

drückt, in einen mit Leinentüchern ausgekleide- ten Kasten gelegt und abgedeckt. Die Kästen wur- den übereinander gestapelt um später, wenn die Brötchen genug gegangen waren, abgebacken zu werden.

Mein innigster Wunsch war es damals, genauso wie die Bäckerburschen auszusehen, bei ihnen zu sein, an ihrem Arbeitsleben teilzunehmen und vielleicht einmal selbst Bäcker zu werden.

Dieser Wunsch war um so verständlicher, da mein Onkel in Niederursel eine Bäckerei hatte und ich erleben konnte, wie mein dortiger Cousin alle diese Arbeiten – allerdings widerwillig – aus- führen mußte, was ich absolut nicht verstehen konnte.

Die Mutter unterstützte jedoch noch meinen Wunsch, indem sie mir eine Bäckertracht nähte und eine Konditorenmütze auf mein lockiges Haupt setzte. So eingekleidet lief ich dann den Burschen und dem Meister zwischen den Beinen herum und versuchte, mich nützlich zu machen. Zum Glück hatten alle in der Bäckerei für mich Verständnis, und ich konnte mich überall frei bewegen und war gerne gesehen.

Wurde eine Ladung Briketts im Hof abgeladen, war es für mich selbstverständlich, daß ich anschließend dabei war, wenn die schwarze Fracht mit einer Zinkenforke in das Kellerloch befördert wurde, von wo sie auf einer Rutsche im Kohlenkeller landete. Ob weiß oder schwarz eingedreht – meiner Mutter war es egal, und sie war nie ungehalten.

Der Samstag war mein glücklichster Tag, weil dann Kuchen gebacken wurde, und ich durfte die großen Kuchenbleche saubermachen, die anschließend an die Hausfrauen ausgeliehen wurden.

In der Sommerzeit war das Gartencafé (s. S. 134) geöffnet, wo Kuchen, Kaffee, Erfrischungsgetränke und Eis unter den Bäumen serviert wurden. Alles mußte vom Café über den Hof getragen werden.

Im Keller drehte sich der Behälter der Eismaschine mit der Grundmischung auf einem Bett von Stangeneis mit Viehsalz. Mit einem langen Holzschaber schabte man das sich am Behälter absetzende Eis ab bis sich die ganze Mischung in



Ein Bäckerbursch im Caffgarten

Speiseeis verwandelt hatte. Das fertige Eis kam in einen gekühlten Behälter im Laden, und dort wurden damit die Eistüten gefüllt. Wenn es dunkel wurde, erleuchteten bunte Lampions das Gartenlokal, und bis in die Nacht war dort reger Betrieb.

Im Krieg wurde das Gartenlokal geschlossen und ein Bäcker Geselle und Lehrlinge unterstützten den Senior Jean Krämer. Über der Backstube war die Mehlkammer, und die Müller lieferten regelmäßig die zwei Zentner schweren Mehlsäcke an, die über eine schmale Treppe hochgeschleppt werden mußten. Zum Backen hatten die Bäcker Gesellen sie wieder in die Backstube zu transportieren. Neben der Mehlkammer war das Zimmer des Bäckerburschen, denn sie kamen meist von auswärts, sowie ein Bad mit einer Badewanne.

Nun blieb es nicht aus, daß sich in einer Bäckerei auch viele Mäuse ansammelten. Meist fanden sie ihren Weg bis hinter die Lamperie unserer Küche im angrenzenden Wohnhaus. Wurde der Bäckerbursche gar zu sehr von ihnen geplagt, machte er ausgiebig Jagd auf sie. Die gefangenen Mäuse setzte er in der Badewanne aus und ertränkte sie anschließend.



Mit Jugendfreundin Karin Mann als »Familie Knörzel«

Mein Bruder Rudi

Am 12. Mai 1926 kam mein Bruder Rudolf in Oberursel in der Vorstadt 1 zur Welt.

Auf den Bildern war zu erkennen, daß er bei der Geburt zwar eine Glatze hatte, aber später war er ganz hübsch anzuschauen und der Liebling der Eltern und Verwandten. Bei allen muß er der Hahn im Korb gewesen sein, was sich wahrscheinlich auch in den späteren Jahren bei ihm ausgewirkt hat. Auf jeden Fall muß er ganz schön genervt gewesen sein, als sechs Jahre später so ein krähendes Bündel ankam und er ab dieser Zeit nicht mehr allein war. Und dann wird er vielleicht, genau wie seine Mutter, auch enttäuscht gewesen sein, daß es kein Mädchen war. Man hatte ja vor der Geburt immer gehofft, daß es eine kleine Schwester sein würde. Jedenfalls wird er mich als Eindringling und ungeliebten Nebenbuhler betrachtet haben. In den ersten Jahren habe ich davon jedoch nichts mitbekommen, und später mußte ich mich arrangieren, bzw. parieren und das machen, was er von mir verlangte. Meist gab es dann auch Geschrei und Tränen, was mich wahrscheinlich bei ihm noch unbeliebter machte – vielleicht auch Hinterhältigkeiten durch ihn, von denen die Eltern nichts merkten.

So mit drei, vier merkte auch ich, daß ich einen Bruder hatte. Bei vielen Gelegenheiten ärgerte er mich mit Sachen, die ich abscheulich fand. So kam es nicht selten vor, daß er mir Grillen, Mäikäfer und anderes Tierzeug unter die Betdecke legte und mich damit ordentlich schockierte. Stundenlang konnte er auf der Oberurseler Heide vor einem Grillenloch sitzen, um ein solches Tier zu fangen. Einmal war eine von ihm eingefangene Fledermaus im Dachgebälk des Speichers, die mich zu Tode erschreckte, weil ich so ein Tier noch nie gesehen hatte. Die Folge davon war, daß ich auf keinen Fall mehr dort hinauf gehen wollte.

Ab und zu konnte ich feststellen, daß so ein großer Bruder auch seine Vorteile hat, und sei es nur, daß man mit ihm drohen konnte. Das verfehlte bei Gleichaltrigen meist nicht seine Wirkung. Auch hat er mich mit Ausdauer das Radfahren gelehrt, als ich ein »Elite«-Kinderfahrrad geschenkt bekommen hatte.

Mit zunehmendem Alter änderte sich seine Verhaltensweise mir gegenüber. Er betrachtete mich als seinen Diener: »Hol mir mal dies, mach mir mal das, putz mir die Schuhe, hol mir Strümpfe!« Mit 16 hatte er eine Freundin in Stierstadt, und ich



hatte natürlich nichts Besseres zu tun, als ihm nachzuspionieren, wie das so jüngere Brüder an sich haben. Ich war erst zehn, und das konnte für den großen Bruder schon ganz schön lästig sein, zumal, wenn der Kleine hinter einem herschnüffelt, auskundschaftet und zu Hause alles brühwarm der Mutter erzählte. »Mutter, ich hab' den Rudi mit einem Mädchen gesehen«, und »er war im Schwimmbad mit ihr, und ich bin ihnen bis Stierstadt nachgefahren.« Das frustriert, und man könnte den Kleinen in die Würste hacken!

Im Krieg gab es auch einige Probleme mit ihm, weil er zum Beispiel mit einer Wehrmachtslampe, die rot, gelb und grüne Vorsätze hatte, auf der großen Zeder in der Allee saß und Lichtzeichen gab, als in der Stadt alles verdunkelt war. Meine Mutter erhielt danach eine Vorladung von der Polizei.

Der Vater war zu dieser Zeit noch eingezogen und konnte sich um seinen Erstgeborenen wenig kümmern, bekam jedoch den Rat, in Zukunft besser seine Taschenlampe nicht mehr aus der Hand zu geben.

Und so ging es immer weiter: In der Schule bekam der Rudi Versetzungsschwierigkeiten, weil er einem Lehrer ein nachgemachtes Spalbhäuflein auf das Katheder legte. Darauf kam er nach Frankfurt in eine Privatschule. – So war bei uns immer etwas los.

Hinzu kommt, daß ich in sportlicher Hinsicht ganz das Gegenteil von ihm war. Er ein Sportsportler, vertraut mit fast allen damals üblichen Sportarten, und ich in seinen Augen ein Weichling, weil sportlich unbegabt.



Als wir älter wurden, haben wir uns noch weiter voneinander entfernt, der Altersunterschied war zu gravierend.

Als ich mit zehn Jahren ins Jungvolk aufgenommen wurde, machte er sich einen Spaß daraus, mich richtig nach Vorschrift zu uniformieren, das heißt mit Hemd, Koppel, Schulterriemen, Halstuch, Knoten auszustatten, alles Sachen, die ich nicht besaß, und mich dann für die Bewachung von Spielzeug einzuteilen, das die Älteren für kleine Kinder gebastelt hatten. Diese und viele ähnliche Vorkommnisse ließen erkennen, daß unser brüderliches Zusammensein nicht gerade ein Muster an Harmonie war.

Beim Prellballspielen im Schwimmbad hatte Rudi sich ein Bein gebrochen, das einige Wochen in Gips gelegt wurde. Von unserer Wohnung im zweiten Stock führte ein wunderbares, glattes Geländer nach unten und wenn man Glück hatte und niemand in der Nähe war, konnte man rittlings mit einem kurzen Zwischenstopp zum Umsteigen bis nach unten rutschen. Mit einem Gipsbein war dies jedoch nur schwer durchführbar. Für ihn war dies jedoch kein Hinderungsgrund, er rutschte einfach einseitig, »im Damensitz« auf dem Geländer hinunter. Meine Mutter stand schimpfend und mit Strafen vom Vater drohend oben.

Auch wurde er schon mit vierzehn als Hitlerjunge herangezogen, um als Feuerwehrmann bei Löscharbeiten in Oberursel und Frankfurt eingesetzt zu werden. So hatte er sich beim Löschen des Hauses Bürsten-Simon (siehe Seite 63) in der oberen Vorstadt (jetziges Reformhaus) einige Brandblasen an den Füßen zugezogen. Das Haus wurde während eines Angriffs durch eine verirrte Bombe in Brand gesteckt.

Von seinen verschiedenen Löscharbeiten brachte er oft Dinge mit nach Hause, die meine Mutter maßlos erschreckten, zum Beispiel funktionsfähige Brandbomben, die er dann zu Hause auf dem Dachboden auseinander nahm, um den Inhalt zu untersuchen. Meine Mutter war außer sich und wollte ihn vertrimmen, er hielt die Tür von innen zu, sie zog von außen, die Tür ging zu Bruch, er schlug nach ihr mit der Geige, die gerade in der Nähe war. Die Geige war anschließend Schrort.

Sein Lieblingsfach in der Schule war Chemie, und so war es selbstverständlich, daß er in unserer Kammer unter dem Dach ein kleines Labor einrichtete. Das hatte den Vorteil, daß meine Mutter nicht alles mitbekam. Was dort alles fabriziert wurde, war ein Geheimnis, nur in Ausnahmefällen bekam ich mal ein Experiment vorgeführt. Es zischte und puffte, dann stank, qualmte und knallte es, aber größere Explosionen konnten vermieden werden. Meine Mutter schwebte ständig in Angst und Schrecken. Und als er eines Tages auch noch Schießpulver herstellte, rastete sie aus. In der Zwischenzeit war er nämlich Chemielaborant bei der Degussa, und da mußte er sich in solchen Dingen auskennen!

Jetzt war er natürlich auch in einem Alter, wo er für die Militärs interessant wurde, und man versuchte, die Jungs für den Wehrdienst zu verpflichten. So wurde einmal bei einer Veranstaltung der Hitlerjugend der Saalaustritt des Taunussaales von der Waffen-SS bewacht und jeder, der beim Ende der Veranstaltung den Saal verlassen wollte, wurde aufgefordert, eine freiwillige Verpflichtung zur SS zu unterschreiben. Nur mit Mühe konnte er durch einen Nebenausgang den Werbemännern entkommen.

Aber es ließ sich nicht umgehen, daß er mit siebzehn Jahren zum RAD (Reichsarbeitsdienst) eingezogen wurde, zunächst einige Monate in die Nähe von Rastatt zur vormilitärischen Ausbildung, dann nach Gent. Ohne jemals Urlaub bekommen zu haben, wurde dann seine Einheit von dort nach Rognac in Südfrankreich verlegt. Die Jungs sollten dort einen Militärflugplatz bewachen. Einige Bilder aus jener Zeit zeigen ihn auch, wie er an einem Flakgeschütz bei einer Übung fotografiert wurde.

»Am 14. Juli 1944 um 14:00 Uhr ist der Arbeitsmann im Reichsarbeitsdienst Rudolf Fink auf dem Flugplatz Mariagne, Departement Bouches du Rhone verstorben«, war die kurze Mitteilung, die uns eines Tages niederschmetterte. Die Nachricht enthielt keinerlei Hinweis über die Todesursache oder den Verbleib seiner wenigen Habseligkeiten.

Da mein Vater zu dieser Zeit als Angehöriger der Wehrmacht und als Hauptfeldwebel Leiter der Bad Homburger Lazarette war, hatte er die Möglichkeit, noch einige Nachforschungen über den Hergang des Vorfalls anzustellen. So kam nach einiger Zeit heraus, daß mein Bruder wohl Schwierigkeiten mit seinen Vorgesetzten hatte, die mit der Zeit eskalierten. Wir alle wußten, daß sein Gesamtverhalten schwierig sein konnte und er ziem-



Rudi Fink beim RAD (Reichsarbeitsdienst)

lich stur war. Wenn seine Vorgesetzten ihm befohlen, das Wasser müsse den Berg hinauf fließen, dann trafen sie bei ihm auf den Falschen. So kam ein Vorfall zum anderen, es folgten Bestrafungen, Urlaubssperren und Sonderaufgaben. Man wußte damals sehr gut, wie man Widerspenstige klein kriegen konnte.

So war es nicht verwunderlich, daß er auf einer Nachtwache einschlief und vom Diensthabenden so vorgefunden wurde. Die Folge davon waren erneute Drangsalierungen und massive Drohungen, ihn vor ein Kriegsgericht zu bringen. Dort hätte ihn zweifellos das Todesurteil erwartet. Er sah keinen anderen Ausweg, als sein Gewehr gegen sich selbst zu richten ...

Die Vorstadt gestern

In meiner Jugendzeit (1935–1955) war die Vorstadt eine Straße mit kleinen Geschäften. Die Fahrbahn war mit blauen Basaltsteinen gepflastert, deren Oberseiten durch die vielen Pferdehufe und Fuhrwerke in Jahrzehnten glattgeschliffen waren. Auf beiden Seiten verliefen mit Platten belegte Bürgersteige, von Bordsteinen begrenzt, die vor den Toreinfahrten abgesenkt waren, damit die Fuhrwerke leichter in die Höfe einfahren konnten.

An jedem Samstag wurden die Bürgersteige von den Hausbesitzern gekehrt. Während des Krieges und bis zur Währungsreform gab es fast keinen Autoverkehr, so daß zu meinem Erstaunen zwischen den Steinen das Gras sprießte.

Wenn starker Schneefall war, mußten die Bauern abwechselnd Gespanne stellen und mit dem städtischen Schneepflug Bahn fahren. So wurde die Hauptstraße freigehalten. Die Hausbesitzer hatten die Bürgersteige vom Schnee zu reinigen und

eisfrei zu halten. Manchmal türmte sich der Schnee am Rande der Fahrbahn meterhoch. In besonders schneereichen Wintern wurde die weiße Pracht auch auf Fuhrwerke geladen und am Ende der Aumühlenstraße zu großen Bergen aufgetürmt, in denen dann die Kinder Tunnels und Burgen bauen konnten.

Vor dem Krieg war die Vorstadt einbezogen in die »Orscheler Kerb«. Dort waren die Stände des »Wahren Jakob«, die fliegenden Händler mit ihren Töpfen und Pfannen, Süßigkeiten, Kleidern und all den Köstlichkeiten für Kinder, die auf jedem Jahrmarkt angeboten wurden. Ein Teil der Fahrgeschäfte war zu dieser Zeit in der Allee, auf dem Marktplatz gab es Karussells, Schiffschaukel, Kasperle-Theater, Schießbuden.

Da die »Kerb« eine große Anziehungskraft auch in der weiteren Umgebung hatte, war es selbstverständlich, daß sich die Menschenmassen durch



Die Bärenkreuzung in Richtung Vorstadt, aufgenommen ca. 1950/51. Ganz links die Räume der Frankfurter Volksbank. Darüber der Saal des Frankfurter Hof, dessen Restaurant in dem hellen Gebäude daneben anzutreffen und wegen seiner guten Küche auch sehr beliebt war. Das einstöckige Gebäude an der Ecke gehörte zum Autohaus Koch, das schon vor Jahren in einen Neubau an den Drei Hasen umgezogen ist. Fußgängerzonen kannte man damals noch nicht, alle Straßen, auch die Vorstadt, waren für den Kfz-Verkehr zugelassen. In der Kreuzungsmitte einer der legendären Messerschmidt-Kabinenroller.



Im Lebensmittel- und Feinkostgeschäft Wissel gab es (nach der Währungsreform) die dicksten Eiskugeln. Heute befindet sich dort das Bäckerei-Filialgeschäft Heberer



Im Vergleich zum obigen Bild, einige Jahre später aufgenommen, sieht man, daß die Toreinfahrt zum Hof des Wissel'schen Hauses zugunsten eines Neubaus verschwunden ist (heute gemietet von Juwelen-Babylon). Dieses Schicksal teilten fast alle Einfahrten in der Vorstadt, die früher den Fuhrwerken von der Straße her eine Zufahrt zu den dahinter liegenden Scheunen, Nebengebäuden und Gärten ermöglichten.



Äußerlich hat sich an diesem Haus in der oberen Vorstadt bis heute nicht viel verändert. Zwar nutzen Untermieter die Verkaufsflächen mit, aber der sogenannte »Bachbaron« sitzt beiderseits der Passage fest im Sattel.



Das Haus von Fanny Kühn war arg heruntergekommen, als Heinrich Döringer aus der Strackgasse es übernahm, zuerst einen Geschenkeladen dort einrichtete, dann das Ganze abriß und gänzlich neu überbaute.



Damit der Verkehr besser fließen konnte, war das Blaubasalt-Pflaster der Vorstadt unter einer Asphaltdecke mit modernen Verkehrsführungspfeilen verschwunden. Randsteine an den Bürgersteigen boten den Fahrerrädern Parkstützen.



Diese Ecke Vorstadt/Kumeliusstraße war sicherlich kein Augenschmaus, ehe sie dem Sporthaus Taunus der Familie Busch weichen musste. Aber die ganze Häuserzeile bot ein relativ einheitliches Bild zweistöckiger Gebäude mit parallelen Giebeldächern. Eine vergleichbare Harmonie der Fassaden und Traufhöhen findet man heute leider dort nicht mehr.



Gebäude und Gaststätte »Blau-Weiß« (heute »Stadtschänke«) sind fast unverändert in der oberen Vorstadt anzutreffen (s. auch rechte Seite). Dahinter sieht man das geräumige Portal zum ehemaligen Melior-Kino.



Die Niederlassung der Milchprodukte-Genossenschaft »Hessenland« war in der Vorstadt für viele ein täglich besuchter Einkaufsort. Auch das Kaisers Kaffeegeschäft, zwei Häuser weiter, hatte täglich regen Zulauf. Es stand unter der resoluten Leitung von Frau Spieler. Eine ihrer tüchtigen Mitarbeiterinnen, Frau Renate Schmidt, betreut noch heute an der Kasse des Tengelmann-Marktes die Oberurseler Einkaufskunden.





Natürlich ging auch der Faschingszug durch die wichtigste Straße der Stadt, hier ca. 1966.

die Vorstadt zum Marktplatz bewegten. Alle Geschäfte, Wirtschaften, Cafés hatten an diesen Tagen geöffnet und machten gute Umsätze. An Fasching ging der Karnevalszug natürlich durch die Vorstadt. Schon Tage vorher wurden bunte Wimpel quer über die Straße gespannt und Fahnen gehißt.



Das sogenannte Remy-Eck war ein täglicher Anlaufpunkt für viele Oberurseler, denn Zeitungen und Zeitschriften interessierten jeden, Lotto und Toto waren beliebt und Tabakwaren für viele ein täglicher Bedarf. Daher war das Remy-Eck auch immer ein Umschlagplatz für Neuigkeiten aller Art.

Nach dem Krieg wurde diese Faschingstradition wieder aufgenommen. Durch die Verbesserung der Musikübertragungstechnik wurden Tanzveranstaltungen möglich auf dem Basaltpflaster der Vorstadt wie auch in der Unteren Hainstraße. Vor den Geschäften von Uhren-Burkard, der Bärenwirtschaft und Radio-Zölle tanzte Groß und Klein zu den neuesten Schlagern bis zum Einbruch der Dunkelheit. Auch für andere Umzüge und Aufmärsche war die Vorstadt immer gut. Sei es für Festzüge, zum Beispiel am 1. Mai, oder bei Erntedank-, Heimat- und Sportfesten. Im Krieg waren außer den langen Menschenschlangen vor den Lebensmittelgeschäften nur noch die Durchmärsche der Hitlerjugend und der Spielmannszüge zu erleben. Regelmäßig zu Anfang November gingen Pimpfe und BDM-Mädchen mit

Sammelbüchsen durch die Vorstadt, um für das Winterhilfswerk abzukassieren.

Nach der Währungsreform durchzog oft starker Kaffeeduft die Vorstadt, der aus einer Kaffeerösterei auf dem Gelände des heutigen »Hochsitzes« kam. Der Duft kündigte eine neue Zeit an. Und im Lebensmittelgeschäft Wissel konnte man neben allerlei Naschwerk damals die stadtbekannt dicksten Eiskugeln erstehen.



Werner Remy mit Freundin beim Sammeln für das Winterhilfswerk, ca. 1937. Im Hintergrund die Buch- und Schreibwarenhandlung Staudt, links das Remy-Eck.



Der Blick von der Vorstadt in die Untere Hainstraße wurde und wird links flankiert von der Bernbeck'schen (Alten) Apotheke, rechts vom ehemaligen Friseur- und Tabakwaren salon von Gustav Kaben, dessen markante Glatze eigentlich keine Plattform für geschäftsfördernde Modefrisuren darbot.



Der Knick im Straßenverlauf zeigt auch auf diesem Bild noch den etwaigen Standort des Untertors, das die Altstadt von den davor liegenden Neubaugebieten (daher »Vorstadt« benannt) trennte. Blick aus der Acker-gasse in die Vorstadt, rechts Bürsten-Simon, links die Bernbeck'sche Apotheke.

Winterfreuden in der Zeit des Krieges

Die Wintervergnügen in meiner Jugend beschränkten sich auf Fahrten mit dem Schlitten, Schlittschuhlaufen und – ganz selten – kam man zum Skifahren, denn wir selbst hatten damals keine Skier. Sie gehörten unserer Tante und mußten ausgeliehen werden.

Auch die Ausrüstung mit Winterbekleidung und Schuhen war sehr einfach. Die Kleidung bestand aus einfachem Trainingszeug. Die Hosen hatten an den Beinen und im Bund jeweils einen Gummizug und die Schuhe ließen schon recht bald das Wasser durch, so daß man in kurzer Zeit nasse Füße bekam. Der untere Teil der Hosenbeine war bald gefroren und im Schnee bildeten sich an ihnen kleine Eiskügelchen. Schlittschuhe und Skier hatten einfache Bindungen, die mit Lederricken an den Schuhen festgezurt wurden. Bei den Schlittschuhen mußte man zudem immer einen Vierkantschlüssel mitnehmen, der meist an einem Bindfaden um den Hals getragen wurde. Das einfache Schuhwerk wurde naß, die Schlittschuhe lösten sich und mußten entweder nachgezogen werden oder sie fuhren auf dem Eis alleine weiter. Die einzige Möglichkeit, diesen Prozeß hinauszuzö-



Rodeln auf der Bleiche. Unten: Im Winter 1938/39 auf dem Eisweiber, links die Christuskirche, rechts Wallauers Mühle.



gern, bestand darin, daß man die Nähte mit Kuhdung einschmierte und die Schuhe trocknete. Als Handschuhe hatte man die von der Mutter Selbstgestrickten. Wer Fäustlinge aus Zellstoff hatte, konnte sich glücklich schätzen, aber Wollhandschuhe mußten *trotzdem darunter* getragen werden, denn die Temperaturen waren meist etliche Grade unter Null.

Schlitten fuhren wir entweder auf den Portewiesen, auf den Abfahrten beim Schweig, das war an dem Hügel des Gärtnerhauses, das zur Reichsschulungsburg (heute: Schulungsstätte der Ge-

werkschaftsjugend) gehörte. Und sehr beliebt war auch die Abfahrt auf der Bleiche. Besonders rasant, wenn die französischen Gefangenen, die im Taunussaal stationiert waren, den oberen Teil des Baches stauten, das Wasser über den Abhang leiteten und das Eis die Wiese bedeckte. Dann konnte man fast bis zum damaligen Spritzenhaus (s. Seite 129) in der Höhe des Brunnens, abfahren. Damals gab es noch keinen Parkplatz und keinen Christbaumverkauf auf der Bleiche. Nur die Bäume an der Bachseite gab es auch damals schon, und mancher Schlitten ging an ihnen zu Bruch.



In den 1960er Jahren schützte weder eine Betonschwelle noch Hecke die Kastanien an der Allee vor dem im Winter stark salzhaltigen Spritzwasser. Dagegen hatte die Zeder, wie zu allen Zeiten, ideale Bedingungen.

Die kurzen Abfahrten auf den Portwiesen waren bei den Kleineren beliebt, immer dann wenn die Großen die Bleiche besetzt hatten. Aber auch hier war man auf den Einfall gekommen, die Wässer des Urselbachs umzuleiten und die Wiesen zu überschwemmen. Gärten, Bäume und Weidezäune gab es noch nicht.

Die Abfahrt am Waldrand bei Schweig war deshalb interessant, weil der Weg einen kleinen Hügel (oder »Hoppel«) hatte, der noch durch einen Schanzentisch aus Schnee vergrößert wurde. Fuhr man von weit oben, aus dem Wald kommend, konnte man ganz toll in Fahrt kommen. Aber wiederum war das meist etwas für die Größeren. Die Wiesen zu beiden Seiten des Weges waren noch nicht eingezäunt.

Die Kleinen, wie auch ich, mußten sich meist mit der gegenüberliegenden, kürzeren Abfahrt beim Turm-Müller begnügen. Dort erlitt ich das Mißgeschick, bei der Abfahrt am Stacheldrahtzaun hängen zu bleiben. Die einzige Trainingshose war zerrissen, an weitere Fahrten zunächst nicht zu denken.

Meine ersten, zaghaften Skiübungen fanden auf dem sanften Abhang gegenüber dem heutigen Schwesternhaus statt, im oberen Maasgrund – und zwar auf den von der Tante ausgeliehenen Skiern. Als diese dann 1943 für unsere



Es fällt kein Meister vom Himmel. Aber wer auf Skiern Meister werden will, kommt ums Fallen nicht herum.

Eine Szene am Altenhöferweg im Maasgrund am 12. 1. 64.

in Russland kämpfenden Soldaten abgeliefert werden mußten, hatten wir keine Möglichkeit mehr, unser Können in dieser Sportart weiter zu entwickeln.

Zum Schlittschuhlaufen gab es den Eisweiher an der evangelischen Kirche – damals noch ohne Insel und fast zur Hälfte mit Schilf bewachsen. Mit Neid hörten wir unsere Eltern erzählen, daß vor unserer Zeit der Eisweiher im Winter der Treffpunkt der Oberurseler Eisläufer aller Altersklassen war, und daß bei entsprechend schönem Frostwetter sogar eine Kapelle dort am Platz des Ehrenmals den dahingleitenden Sportlern aufspielte. Auch erzählten sie, daß sie in ihrer Jugend noch mit dem Schlitten von der Königsteiner Chaussee bis zum damaligen Marktplatzbrunnen abfahren konnten.



Am gleichen Ort und Tag zeigt diese Aufnahme auch die schmucken Häuser, die anstelle der nach dem Krieg errichteten Behelfsheimen von ihren Besitzern am Altenhöferweg erbaut worden waren.

Weihnachtsvorbereitungen vor dem Krieg

Meist waren Anfang November die ersten Anzeichen zu erkennen, daß das Weihnachtsfest nicht mehr fern war. In der Bäckerei Krämer, Vorstadt 3, wo wir die zweite Etage bewohnten, traf man fleißig Vorbereitungen, um der erwarteten Nachfrage nach den süßen Sachen gerecht zu werden. Als Junge war ich in der Backstube fast wie zuhause und konnte so die vorweihnachtlichen Tätigkeiten der Bäcker und Konditoren hautnah miterleben.

St. Nikolaus ist der Vorbote des Weihnachtsfestes, und so wurden zunächst viele Backtätigkeiten auf seine Ankunft ausgerichtet. Es begann damit, daß eine lange, massive Holzbank in der Backstube aufgestellt wurde, auf deren Vorderteil eine Person sitzen konnte. In der Mitte war ein langer Holzhebel, der eine keilförmige Verdickung hatte, und der auf einer Seite drehbar gelagert war. Die andere Seite lief in einen dicken Stiel aus, der auf und nieder bewegt werden konnte.

Der Lebkuchenteig wurde zubereitet, indem man Honig, Zucker, Schweineschmalz, Mehl, Mandeln, Eier, Zitronat, Nelkenpulver, gemahlene Zimt, Hirschhornsalz und Rum mit dem Teig-

knetter vermischte. Die so entstandene Masse wurde aus dem Knetter genommen und auf der Holzbank derart ausgebreitet, daß eine sitzende Person jeweils einen Teil davon mit beiden Händen auf der Bank festhielt und nach Bedarf drehte, während ein anderer Bäcker mit dem keilförmigen Stiel den Teig zusammendrückte und ihn verfestigte, damit er später in der Bäckerei auf dem Arbeitstisch ausgerollt werden konnte.

Mit einer Blechform, an deren Umrissen schon die Form eines Nikolaus zu erkennen war, wurde der ausgerollte Teig ausgestochen. Danach wurden die einzelnen Figuren auf mit Schweineschmalz gefetteten Blechen verteilt und abgebacken. Nach dem Backvorgang waren die Nikoläuse dicker aufgegangen und man konnte sie weiter bearbeiten. Mit Zuckerguss wurde auf der Oberseite ein buntes Papierbild, das einen Weihnachtsmann mit Sack und Rute zeigte, aufgeklebt. Der Bärtige konnte dann im Geschäft verkauft werden. Lebkuchenduft erfüllte das ganze Haus!

Es gab auch Nikoläuse ohne Papierbild. Ihre Umrisse wurden mit weißem Zuckerguss aufgespritzt. Dazu wurde eine Papiertüte spitz zu einem Trich-



Die Bärenkreuzung mit Lichtergirlanden im Weihnachtsschmuck. Der Schmied Koch hat seinen schönen Vorgarten schon zugunsten eines Ausstellungspavillons für Fahr- und Motorräder geopfert (links).

ter gerollt und mit der Zuckermasse gefüllt. Mit der abgeschrittenen Spitze konnten dann feine Zuckerkonturen aufgespritzt werden. Anfang Dezember kamen auch die Nikolaüse aus Hefeteig in die Produktion. Die Teigzubereitung war einfacher, weil man dazu den gewöhnlichen Hefeteig verwendete. Das Formen dieser Weihnachtsmänner erforderte allerdings auch etwas Geschick. Sie wurden vor dem Abbacken mit Eigelb bestrichen, was ihnen danach die glänzende Oberfläche verlieh. Am Vorabend des Nikolaustages waren sie der besondere Leckerbissen – serviert natürlich mit dem obligatorischen Kakao.

Auch zu Hause in der Küche wurde ständig gewerkelt, und die verschiedensten Gerüche durchzogen die elterliche Wohnung. Es roch nach Zimt, Anis, Vanille, Nelken, Pfeffermüssen, Buttergebäckem, Mandelbrot, Haselnußmakronen. Jeden Tag wurde eine andere Sorte Weihnachtsplätzchen produziert, die alle wohlbehütet in einer großen Blechdose verschwand. Angeblich konnte man sie noch nicht essen, weil sie zu hart waren. Einige Bruchstücke, die ab und zu zu ergattern waren, ließen allerdings an dieser Aussage zweifeln.

Die Adventstage kündigten sich durch weihnachtliche Dekorationen in den Schaufenstern an. Erst jetzt – nicht wie heute, zwei Monate vorher – verbreitete sich die weihnachtliche Stimmung. Auch in der Stadt entfalterten sich weihnachtliche Aktivitäten, zum Beispiel bekam der einzige Nadelbaum in der Unterstadt an der Ecke zwischen Zigarrenhaus Remy und der damaligen Buchhandlung Staudt (heute Kebabladen und Nassauische Sparkasse) eine Lichterkette. Neben der Bäckerei Krämer gab und gibt es auch ein Textilhaus Krämer, bei dessen Weihnachtsdekoration ich dabei sein und zuschauen durfte, wie die Verkäuferinnen mit Stoffüberziehern an den Schuhen die Fensterauslagen gestalteten.

Große silberne Kugeln verliehen den Auslagen besonderen Glanz, und sie fanden mein besonderes Interesse. Einmal eine in die Hand zu nehmen und das eigene, verzerrte Ebenbild zu betrachten, das war mein heimlicher Wunsch. In einem unbeobachteten Augenblick ganz schnell eine dieser

Kugeln in die Hand zu bekommen ... aber, oh Schreck, was war passiert? Die silberne Kugel lag zerbrochen in meiner blutenden Hand. Verstohlen lugte ich um die Ecke, ob mich jemand beobachtet hatte. Gottlob hatte keiner etwas gesehen.



Weihnachtliche Stimmung ging im Dezember auch von dem schön gewachsenen Nadelbaum aus, der in dem Zwickel zwischen Zigarrenhaus Remy und der Nassauischen Sparkasse stand. Solange er dort stand, schmückte man ihn mit Lichterketten.

Eine solche Silberkugel war für mich etwas Kostbares und Teures, und ihr Verlust konnte Ärger bedeuten. Die Lösung: Jetzt nur schnell den Ort des Geschehens verlassen! Denn wenn es bemerkt würde, könnte es Scherereien geben.

An den Adventssonntagen waren alle Geschäfte geöffnet und überall herrschte hektischer Betrieb. Ganz zufällig ging ich an den Schaufenstern vorbei und konnte erleichtert feststellen, daß in jedem Fenster noch genügend Silberkugeln die Auslagen zierten.

Heilig Abend mit einer schönen Bescherung

Der 24. Dezember im letzten Jahr vor dem Krieg war ein aufregender Tag. Zunächst waren Vater und Mutter sehr aufgeregt, weil noch alles für den Abend vorbereitet werden mußte. Zum Glück hatte der Vater schon einige Tage vorher Urlaub. So konnte die Eisenbahn im großen Zimmer aufgebaut werden. Es war eine wunderbare große Lok mit elektrischem Antrieb und vielen Anhängern. Die Schienen liefen unter dem Schrank entlang und kamen in großen Bögen durch das ganze Zimmer. Die Anlage hatte nur den Nachteil, daß sie gebraucht gekauft worden war und daher nicht immer reibungslos funktionierte. Da mein Vater auch nur wenig Verständnis für die Elektrotechnik hatte, war er am Weihnachtsmorgen, immer noch auf dem Bauch liegend, mit der Montage beschäftigt, und sollte doch längst den Baum schmücken.

Also blieb meiner Mutter nichts anderes übrig, als die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Bei der Vielzahl der Schienen, die durch das Zimmer verliefen, blieb es nicht aus, daß sie einmal auf eine Schiene trat und dabei noch obendrein die Lok umwarf. Und das mußte es endgültig gewesen sein. Nichts ging mehr. Und dazwischen wir Kinder. Dabei hatte mein Bruder längst reißaus genommen. Aber ich war noch da und störte offensichtlich. Ich bekam einige Geschenke für die Tante in die Hand gedrückt, die ich ihr bringen sollte. Ich war froh, die gespannte Atmosphäre zu verlassen und eilte davon. Bei meiner Tante auf dem Bauernhof war ich auch viel besser aufgehoben und konnte sehen, wie alle Tiere ihr Festfutter bekamen, größere Zuteilungen als sonst üblich.

Als ich am Spätnachmittag wieder zurückkam, wurde ich mit einem »Mein Gott, du stinkst ja





schon wieder nach Kuhstall!» empfangen. Meine Antwort: «Das Jesuskind wurde auch in einem Stall geboren!» Damit war die Sache erledigt.

Das große Zimmer war jetzt verschlossen. Durch das Schlüsselloch konnte man nichts sehen. Der Schlüssel steckte von innen. Mein Bruder fiedelte unüberhörbar auf seiner Geige und die Mutter übte auf dem Klavier. Vater saß in der Küche und war immer noch mit der Lok beschäftigt.

Als die Proben auf dem Klavier zu Ende waren, kam von der Mutter das Signal, daß jetzt gegessen werden konnte. Im kleineren Zimmer war der Tisch mit dem besten Geschirr, dem mit dem Goldrand, gedeckt, und Kerzen erleuchteten den Raum.

Wie immer gab es Kartoffelsalat mit heißer Fleischwurst und Wasserwecken. Dieses Ritual wiederholte sich alljährlich. Die vorangegangenen Aufregungen hatten sich wieder gelegt. Allerdings entwickelten wir Kinder nicht den richtigen Appetit und ließen uns nicht länger hinhalten. In Gedanken waren wir schon bei den Geschenken, die wir zu erwarten hofften.

Zunächst aber mußten noch die weihnachtlichen Lieder gespielt und gesungen werden. Lustlos kratzte mein Bruder auf der Geige, und einige Male verhaspelte sich die Mutter auf dem Klavier. Die weihnachtlichen Melodien waren jedoch zu erkennen. Ich bemühte mich in Maßen mit einer Darbietung dessen, was wir schon einige Wochen zuvor in den Singstunden der Schule geübt hatten. Am Tannenbaum brannten die Lichter, und unter dem Baum lagen einige Sachen, die für uns

bestimmt waren. Selbstgestrickte Socken, Handschuhe, Schal, für mich eine Kindereisenbahn zum Aufziehen, von der Tante eine Trachtenjacke mit Tiroler Knöpfen und – nicht zu übersehen – ein wunderbares neues Kinderfahrrad der Marke «Elite». Meine Begeisterung kannte keine Grenzen. Was macht man aber mit einem Fahrrad, wenn man noch nicht Rad fahren kann?

«Kein Problem», meinte der Bruder, »ich bringe dir das schon bei!« Aber wir müssen es zunächst ausprobieren. So war jeder damit einverstanden, daß das Fahrrad nach unten gebracht wurde. Sattel und Lenker wurden auf die Größe meines Bruders eingestellt, das Tor zur Straße aufgeschlossen, und mit einem rasanten Schwung durch dasselbe fuhr mein Bruder auf die Vorstadt. Kurz darauf war ein lautes Scheppern zu vernehmen.

Die nähere Inspektion ergab, daß mein Bruder auf dem wunderbaren Fahrrad lag. Die Hose zerrissen, mit blutenden Knien und bedrücktem Gesicht erhob er sich langsam und zeigte mir das verbeulte Gefährt, dessen Vorderrad sich jetzt nicht mehr drehen ließ, weil es ganz verbogen war. Laut heulend betrachtete ich das Unglück.

In der weihnachtlichen Aufregung hatten wir beide ganz versäumt, nach draußen zu schauen, denn in der Zwischenzeit hatte es Frost gegeben, und die Straße war nun spiegelglatt. Als wir mit dem verbogenen Fahrrad in die Wohnung kamen, mein Bruder zerknirscht, ich verheult, schlug meine Mutter die Hände über dem Kopf zusammen und rief aus: «Eine schöne Bescherung ist das!»

Faschingstrubel im Café

Ganz toll und aufregend war die Faschingszeit. Schon morgens in aller Frühe wurde die Vorstadt mit bunten, quer über die Straße gespannten, dreieckigen Fähnchen geschmückt, und laut ertönte die Musik auf der Straße. Die Garden marschierten bereits locker durch die Vorstadt.

Wenn dann noch das ganze Haus nach Kräppelfett roch, das immer aus Schweineschmalz hergestellt wurde, bedeutete dies, daß in der Küche der Konditorei die beliebten »Kräppel« gebacken wurden. Das Café Krämer war zu dieser Zeit immer gut besucht, da der Faschingszug direkt vor den großen Fenstern vorbeikam. Drinnen war es wärmer als auf der kalten, zugigen Straße, und man konnte zudem noch Kaffee und

Alle verfügbaren Oberurseler Gespanne zogen zur Faschingszeit die Narrenwagen durch die Straßen. Unten das Gespann von Karl Ruppel mit Lorenz Caprano als Faschingsprinz.





Kuchen genießen. Nach dem Umzug war Tanz in der Vorstadt, und man traf sich im Café, wenn man ermüdet war.

Selbstverständlich mußte ich bei einem solchen Ereignis dabei sein. Gewählt wurde die Kleidung eines Kellners: schwarze Hosen, weißes Hemd mit schwarzer Fliege, Serviertuch unter den Arm geklemmt und dann die Treppe hinunter ins Café! Zum Servieren waren natürlich Mädchen engagiert worden. Ab und zu durfte ich aber Teller und Tassen von den Marmortischen abräumen.

Dabeisein war einfach alles. Da die Caféhausbesitzer aber nicht großzügig waren, nahm ich mir ab und zu die Freiheit, in einem unbeobachteten Moment eine »Kräppel« in die Hosentasche zu schieben.

Eine Tätigkeit hatte es mir ganz besonders angetan: Im Café mußte an solchen Tagen auch für Musik gesorgt werden. Zu diesem Zweck stand auf dem Korridor zwischen Laden und Küche ein Grammophonspieler auf einem hohen Ständer. Unten waren die Schallplatten und oben der Teller mit der Abspielnadel. Das Gerät mußte noch von Hand aufgeleiert werden. Es war genau die Machart wie das Grammophon meiner Tante, das ich schon oft bedient hatte. Zur Unterhaltung wurden die Fashingsplatten »Der treue Husar« oder »Ritz am Baa« aufgelegt, und vorsichtig mußte die Abspielnadel auf die erste Rille gesetzt werden. Peinlich wurde es nur, wenn eine der Schellackplatten herunterfiel und in tausend Stücke zersprang oder die Nadel ihr Ziel verfehlte,

über die ganze Platte ratschte und diese danach wegen der Knackser nicht mehr zu gebrauchen war. Der Diskjockey war in einem solchen Fall dann nirgends mehr zu sehen. Er hatte sich heimlich die Treppe hinaufgeschlichen und in der elterlichen Wohnung Zuflucht gesucht, ohne dort etwas von seinem Mißgeschick verlauten zu lassen. Gefragt wurde nur: »Was – du bist schon wieder da?«

Wenigstens konnte ich jetzt meine »Kräppel« ungestört genießen

II

1939 - 1945

Der »Margarethenhof« in meiner Jugendzeit

Mit zunehmendem Alter und Selbstbewußtsein weitete sich auch der Aktionsradius meiner Aktivitäten aus. Waren meine Unternehmungen in den ersten Jahren – wie üblich meist in Begleitung der Mutter – auf die nähere Umgebung, unsere Wohnung und die Vorstadt beschränkt, so wurden etwa ab dem fünften Jahr auch entferntere Gebiete ins Auge gefaßt. Meine Interessen driften zunächst weg von der Bäckerei in Richtung Landwirtschaft, Bauernhof und Ackergasse. Dies könnte auch damit zu tun haben, daß mein Großvater eine Gärtnerei hatte und daß seine und eine landwirtschaftliche Tätigkeit naturgemäß viel Gemeinsames hatten. Vielleicht lag es auch nur daran, daß meine Mutter sehr oft bei ihrer Schwester Anna Ruppel, geb. Höck, aushalf.

Da meine Tante, also die Schwester meiner Mutter, einen Bauern geheiratet hatte – was sie später zutiefst bereute, da die Arbeit doch zu viel Mühe und Zeit erforderte – zog es mich mehr und mehr zu dem bäuerlichen Milieu.



Margarethe Ruppel, geb. Raufenbarth



Hinter dem stattlichen Wohngebäude des »Margarethenhofs« an der oberen Ackergasse befand sich ein geräumiger Hof, umgeben von Stallungen, Scheune, Waschküche (auch Schlachtküche) und Malerwerkstatt.

»Margarethenhof« durfte man damals noch nicht sagen, weil Frau Ruppel sen. dies als Beleidigung auffaßte. Margarethe war die Mutter meines Onkels. Den meisten Oberurselern war aber bekannt, wo der Margarethenhof lag und wer da die Hosen anhatte und auch, daß mein Onkel dort nur die zweite Geige spielte. »Margarethenhof« aber auch deshalb, weil alle finanziellen Zuschüsse, die für Investitionen des Hofes notwendig waren, von den Eltern beigesteuert wurden.

Schafe, einige Hühner, Hasen, Katzen und Hofhunde, die natürlich auf einen Jungen in meinem Alter eine große Anziehungskraft ausübten. Ein weiteres Anziehungsobjekt für mich war der Deutz-Traktor, der 1939 angeschafft wurde.

Um diese Zeit bestand das Personal aus einem fest angestellten Mitarbeiter oder Knecht, Hugo, der immer einen Priem in der Backe hatte und mich damit beeindruckte, daß er ab und zu braune Brühe in hohem Bogen ausspuckte. Er war ver-



Mein Onkel, Karl Ruppel, als Stierbändiger auf seinem Hof, Ackergasse 28

Täglich erfolgte eine Absprache zwischen Mutter und Sohn, welche Arbeiten zu erledigen waren. Mein Onkel, Karl Ruppel, hatte nämlich das Handwerk nicht von der Pieke auf erlernt, sondern er sollte auf Anraten der Ärzte nach der Schulzeit – er war Schüler des Oberurseler Gymnasiums – infolge einer körperlichen Behinderung einen Beruf in freier Luft ausüben. Sein Vater hatte ein Malergeschäft und war in späteren Jahren, nachdem er diese Tätigkeit aufgegeben hatte, seinem Sohn behilflich, wenn er dazu Lust hatte. Der Bauernhof stand auf dem Areal des jetzigen Wienerwald-Restaurants; er gehörte damals in Oberursel Mitte zu den größten Höfen. Die Anbaufläche war ca. 70 bis 80 hessische Morgen groß und bestand zumeist aus Pachtland. Der Tierbestand zu meiner Zeit war etwa folgender: 12 bis 14 Kühe, Kälber, 4 Pferde, 6 Schweine, 3 Ziegen, 15

heirater und wohnte in einem kleinen Häuschen, das an dem Feldweg zum Holzweg lag, dort wo dieser einen Bogen weg von der Kumeliusstraße beschrieb.

In der Erntezeit vor dem Krieg kamen zwei junge Männer zur Aushilfe auf dem Hof hinzu, die vom Reichsarbeitsdienst eingesetzt wurden. Reichte dies nicht aus, gab es noch Helfer und Helferinnen aus der näheren Nachbarschaft, die bereitwillig mit einsprangen. Gegenüber gab es den Herrn Huß, und nebenan war es der Bessler Heine, genannt Hitzig.

Die Gebäude und Stallungen sowie der Hof waren damals nicht so sauber und ordentlich wie man sie üblicherweise heute vorfindet. Der Hof war mit Feldsteinen gepflastert, zwischen Wagen und Geräten tummelten sich Hühner, Enten und Gänse. Es gab wohl einen Hühnerstall, aber nicht



Anna Ruppel, geb. Höck, ca. 1933, im Sonntagsstaat

alle Eier wurden dort gelegt. Man mußte auch in der Scheune, im Heu oder im Stroh, nach ihnen suchen.

Das gesamte Anwesen war um einen rechteckigen Hof angeordnet. Entlang der Ackergasse stand der langgestreckte Bau des Wohnhauses, in dem Onkel, Tante, deren Vater und Mutter, und eine Schwester des Vaters, die Tante Eva wohnten. Drei andere Gebäude, das heißt Scheune und Stallungen säumten die übrigen Seiten des Rechtecks. Alles, auch das Wohnhaus, war in einem altertümlichen Zustand und, gemessen an heutigen Ansprüchen, weder für Mensch noch Tier zumutbar. Gegenüber dem Vorderhaus waren die Stallungen mit der Scheune, die sich bis fast an die Weidengasse erstreckten, sowie ein weiteres Wohnhaus, das zwei Familien mit Kindern und die Stuben der Knechte enthielt. Im unteren Geschoß wohnte die Familie Pfaff mit ihrem Sohn und darüber die Familie Nikolai mit zwei Kindern.

Auf der rechten Seite des Hofes waren Waschküche und Malerwerkstatt. Darüber wohnte in einer kleinen Wohnung, die über eine steile Holzstiege zu erreichen war, Frau Hehner mit ihrem Sohn, deren Eltern früher das ganze Areal gehört hatte. Auf der linken Seite des Hofes stand nochmals ein



Onkels Pferde, Stute und Fohlen



Foto: Erika Wachsmann

Ein Foto wie hier das vom Innenhof der Ackergasse 28 mag auf manchen heutigen Betrachter romantisch wirken. In Wirklichkeit war die Bausubstanz der Wohnhäuser und erst recht die der Scheunen durch lange Vernachlässigung stark heruntergekommen und die sanitären Verhältnisse katastrophal. Daher konzentrierte man sich bei der Sanierung der Altstadt auf die Wohngebäude, die meisten Scheunen fielen ihr zum Opfer.

kleines Haus, das nicht bewohnt war, das aber Schweinen und Hühnern Unterkunft bot.

Für all die Menschen, die in diesen Häusern wohnten, gab es nur zwei Plumpsklos im Hof. Ab und zu konnte man dann die Hehner Luise mit einer dicken Zigarre über den Hof zum Klo laufen sehen. Die Zigarre wahrscheinlich, um dem Duft des Ortes etwas Besseres entgegenzusetzen oder um die Fliegen auf Abstand zu halten, im Winter vielleicht auch, damit es auf dem Örtchen etwas wärmer wurde.

Es gab nur ein Bad, nämlich in der Wohnung meiner Tante, das aber von allen anderen nicht benutzt werden konnte. Die Knechte wuschen sich in der Waschküche, wo auch die Kartoffeln für die Schweine in einem Dampfkessel gegart wurden und das jährliche Schlachten sich abspielte. Im Herbst wurde dort auch das »Ladwersch«, die Mirabellenmarmelade

im großen Kessel eingekocht. Die Wohnverhältnisse waren damals äußerst primitiv und für die Menschen von heute fast nicht vorstellbar, obwohl dies alles nur ein paar Jahrzehnte zurückliegt. Am Zustand der Häuser wurde, außer dem Verputzen



Mensch und Nutztiere lebten in enger Hofgemeinschaft.

der Außenfassade des Vorderhauses jahrzehntelang nichts gemacht. Die Außenfassade wurde zu meiner Zeit nur einmal renoviert, wahrscheinlich nur deshalb, weil der Besitzer Weißbinder und das Aussehen des Hauses schon fast geschäftsschädigend war.

Insgesamt waren jedoch die Häuser in der Ackergasse alle nicht besser, sie entstammten anderen Zeiten mit wesentlich bescheideneren Ansprüchen an den Wohnkomfort, als man sich das heute vorstellen kann. Nach der Inflationszeit in den 20er und 30er Jahren fehlte natürlich auch das Geld, um sanitäre oder Schönheitsreparaturen an den Häusern vornehmen zu können. Das Vorderhaus wurde im Hochparterre von meinem Onkel bewohnt. Die Küche war über eine Holzterrasse zugänglich, unter der der Hofhund angekettert war. In der Mitte des langen Hauses befand sich die Hofeinfahrt mit einem großen, zweiflügeligen Hoftor, das auch breiten Erntewagen die Durchfahrt erlaubte. Für die Fuhrwerke des Margarethenhofs gab es eine Sondererlaubnis von der Stadt, auch entgegen der Einbahnstraßenrichtung die Hofeinfahrt ansteuern zu dürfen. Ein Flügel des Tores hatte ein kleineres Türchen eingebaut, damit die Bewohner ein- und ausgehen konnten, ohne daß das große Tor geöffnet werden mußte. Große runde Steine waren beiderseits der Einfahrt in den Boden eingelassen, um die eisen-



Ein kleiner, aber angagierter Erntehelfer.

beschlagenen Wagenräder abzuweisen und eine Beschädigung der Einfahrt zu verhindern.

Rechterhand vom Tor war ein kleiner Laden, der zu früheren Zeiten als Spezialeladen diente. Zu meiner Zeit war dieser Teil des Hauses jedoch unbewohnt, die Räume als Abstellplatz und Getreidelager genutzt. Der Keller unter der Wohnung besaß noch Lehmbohlen und eignete sich sehr gut zum Einlagern von Kartoffeln. Dort befanden sich auch die großen Apfelweinfässer, die – schlechte Zeiten oder nicht – jedes Jahr neu gefüllt wurden. Es war auch der Keller, der bei Luftangriffen als Unterstand benutzt wurde, weil er mit seiner gewölbten Decke als sicher galt.



Fuhrwerk im Innenhof mit Erntehelfern vom RAD (Reichsarbeitsdienst).



*Oben ist der Leiterwagen für die Heuernte schon gummibereift.
Auf dem unteren Bild sieht man noch die ursprünglichen, eisenbeschlagenen Holzspeichenräder.*

Im letzten Kriegsjahr, als bereits Flüchtlinge aus dem Osten aufgenommen werden mußten, wurden die darüber liegenden Wohnräume wieder hergerichtet und erneut genutzt.

Nach der Währungsreform, als die Mark wieder etwas wert war, hat die Firma Halbach aus Bad Homburg in dem Laden ihre erste Filiale eingerichtet. Später etablierten sich dort noch die Firma Betten-Funke und danach die Bücherstube Anni Kurt.



Von der Hofeinfahrt führte eine breite Holz-
treppe mit massivem Eichengeländer in den 1. Stock,
wo die Küche, Wohn- und Schlafzimmer der El-
tern meines Onkels waren. Die dort herrschende
Unordnung ist das einzige, was mir heute noch in
Erinnerung ist.

Ein schmaler, dunkler Gang führte zur Küche und
Wohnstube von Tante Eva, einer Tante meines
Onkels, die auch schneiderte.

Außerdem wohnte dort noch die Familie Otto
Pfaff mit einem Kind. Sie besaßen die einzige Toi-
lette mit Wasserspülung, jedoch außerhalb des
Wohnbereichs und deshalb auch von den anderen
Bewohnern mitbenutzt.

Mein besonderes Interesse galt damals dem Spei-
cher. Dort gab es interessante Dinge zu erforschen
und auszuspionieren, ohne daß man entdeckt
wurde. Da war zum Beispiel ein altes Grammo-
phon mit durchlöchernten Messingplatten, denen
ganz zauberhafte und mir unbekannte Melodien
zu entlocken waren.

Unangenehm war auf dem ganzen Speicher je-
doch der Geruch nach Kater und Katzendreck, so
daß man es dort nicht lange aushielt. Auf dem
Boden wurde auch Getreide zum Trocknen aus-
gebreitet, und daher war es nicht verwunderlich,
daß man hier Katzen antreffen konnte, die in den
Mäusen eine Bereicherung ihrer Diät sahen.

Auf der Stirnseite des Dachbodens waren zwei
Öffnungen, durch die man auf das benachbarte
Gebäude mit der Inschrift »Nikolaus Schlegel
Ww., Herde, Öfen, Eisenwaren, Wand- und Fuß-
bodenplatten« und auf die schräg gegenüberlie-
gende Bäckerei Schuckardt blicken konnte (siehe
auch S. 35 und S. 193).

Bei den Fronleichnamsprozessionen hatte man
von hier einen phantastischen Ausblick auf die
Prozession, zumal auf der gegenüberliegenden
Ecke vor der Wirtschaft »Zum Adler« immer ein
Altar aufgebaut war und der Prozessionszug dort
einen seiner obligatorischen Haltepunkte hatte.
So konnte ich und andere Ungläubige, die nicht



Vor und auf dem letzten Erntewagen stellen sich alle Beteiligten für ein Erinnerungsfoto: Von links unten: Herr Huß, Anna Ruppel, zwei Helfer, Josef Ruppel (mit Hut), ein Helfer. Auf dem Wagen: Margarethe Ruppel (mit Kopftuch), umgeben von Helfern und Kindern aus der Nachbarschaft. Über allen hängt die Erntekrone des letzten Wagens in der Toreinfahrt zum Hof.

an der Prozession teilnahmen, das ganze Geschehen beobachten: wie die Musikkapelle den Zug anführte, die Gemeindemitglieder ihn mit Gesang begleiteten, die Kommunionkinder in weißen Kleidern und die Buben in dunklen Anzügen an dem Zug teilnahmen, die Meßdiener die Weihwasserkessel schwenkten und der Duft des Weihrauchs bis zu unserem Ausguck durch den Wind hochgetrieben wurde. Der Höhepunkt war die Ankunft von Pfarrer Josef Hartmann mit der goldenen Monstranz, der unter einem von vier Honoratioren mit weißen Handschuhen getragenen Baldachin daherschritt, die Monstranz auf dem Altar an der Ecke der Wirtschaft abstellte, seine Gebete aus einer großen, dicken Bibel ablas, die ihm vom Küster vor die Nase gehalten wurde. Die anwesende Menge der Gläubigen wiederholte die Anrufungen. Dazwischen immer wieder Gesänge von der Gemeinde. Der Aufenthalt an diesem Altar dauerte etwa 15 Minuten.

Die Prozession ging weiter durch die Untere Hainstraße zur Strackgasse, wo vor dem Haus vom Bürsten-Simon der dritte Altar stand. Dann bewegte sich der Zug zurück zur St. Ursula-Kirche. Der erste Altar war auf dem Marktplatz am Wolf'schen Haus errichtet. So konnten wir aus luftiger Höhe die ganze katholische Gemeinde beäugen, ohne selbst gesehen zu werden. Als der Krieg kam, wurden alle wehrfähigen Männer eingezogen. Dadurch war außer meinem Onkel, der vom Wehrdienst befreit war, niemand im »Margarethenhof« mehr für die Landwirtschaft einsatzbereit. Nach dem Polenfeldzug kamen zwei polnische Fremdarbeiter, junge Burschen von etwa 22 Jahren, die zur Arbeit zwangsverpflichtet wurden und auch bis zum Kriegsende blieben. Ähnlich kamen nach dem Frankreichfeldzug französische Kriegsgefangene. Sie waren in der

Unteren Hainstraße, im »Kühlen Grund« untergebracht (heute »Kupferpfanne«), einer Wirtschaft, die zu Kriegszeiten umgestaltet wurde. Sie mußten jeden Morgen dort abgeholt und am Abend wieder abgeliefert werden. Noch nach dem Krieg war die mit weißer Farbe übertünchte schwarze Aufschrift »Unterkunft der Schutzstaffel« zu erkennen.

Als Zehnjähriger erhielt ich einmal von meinem Onkel den Auftrag, zwei liebenswerte Franzosen abzuliefern. Aber bei diesem einen Mal blieb es auch, denn mein Onkel wurde deswegen von der Kreisleitung gehörig »zusammengestaucht«.

Später kamen Ukrainer, Polen und Russen als landwirtschaftliche Arbeiter, die in der Dachkammer schliefen.

Nach dem Krieg, nach 1945 war das Verhältnis wieder andersherum, es kamen deutsche Landser, die aus der Gefangenschaft entlassen waren und in ihre Heimat nicht mehr zurück wollten oder konnten, weil diese von Russen, Polen oder Tschechen besetzt war.

Ich war nun in einem Alter, wo ich fest mit anpacken konnte, und so wurde ich in den Ferien und in meinen freien Stunden mit eingesetzt, was mir ungeheuren Spaß machte. Ich war bei allen Arbeiten mit Begeisterung dabei.

1946 verstarb mein Onkel mit 46 Jahren. Später, 1966, wurde das Anwesen an Frau Gab verkauft. Das Ende des »Margarethenhofs« kam am Samstag, dem 8. November 1969. Dem Taunus-Anzeiger vom Montag, 10. November 1969 ist zu entnehmen, daß schwere Räumgeräte das einstmalige stattliche Gehöft in einen Trümmerhaufen verwandelten (siehe auch S. 157). In der Folgezeit entstand an der gleichen Stelle der Neubau, in dem heute das Restaurant »Wienerwald« und das »Café Wien« untergebracht sind.



Die Holzterrasse führte über einen Vorplatz zur Bauernküche. Hinter der geöffneten Tür war das Plumpsklo.

Zur Geschichte des »Margarethenhofs«

Das Anwesen in der Ackergasse 28 hatten Georg Homm und seine Ehefrau Anna Maria Elisabeth, geb. Weidmann, am 3. Juni 1890 erworben. Es war im Stockbuch Nr. 3764 und im Lagerbuch Nr. 294 zu Oberursel mit 29 Rth und 24 Sch eingetragen. Es bestand aus:

- a. einem zweistöckigen Wohnhaus, 28 m lang u. 7,7 m tief.
- b. einem Neubau 9,00 m lang, 3,87 u. 3,27 m tief.
- c. einem Schweinestall 9,35 m lang u. 2,00 m tief.
- d. einem Kuh- und Pferde stall 5,35 m lang und 8,82 m tief, No. 68, jetzt 101 des Brandkatasters.
- e. Hofraum.

– gelegen vor der Ackergasse neben Ursula Burkard und Nikolaus Willigenz. Außerdem im Stockbuch No. 3765 mit 8 Rth. u. 86 Sch angegebenen Garten beim Haus an sich selbst.«

Am 30. April 1920 haben die Eheleute Josef Ruppel und Margarethe, geb. Raufenbarth, (nach der das Anwesen in Oberursel als »Margarethenhof« benannt wurde) eine Hypothek in Höhe von 18.000 Mark als Teil einer Gesamthypothek von

32.000 Mark zurückbezahlt, die im Grundbuch von Oberursel, Band 57, Bl. 1486 auf den Schweinehändler Johann Homm und Frau Luise Hohner, geb. Homm, sowie den Fuhrunternehmer Alois Hohner eingetragen war.

Daraus ist zu schließen, daß der Weißbinder Josef Ruppel und seine Ehefrau das Anwesen Ackergasse 28 erworben haben, wenn auch die restliche Hypothek erst in den Folgejahren zurückgezahlt werden konnte.

1927 wurde das Anwesen durch den Neubau eines Kuhstalls erweitert. Der Sohn, Karl Ruppel, und seine Ehefrau Anna, geb. Höck, führten im »Margarethenhof« einen landwirtschaftlichen Betrieb. Nach dem Tod von Karl Ruppel 1946 wurde die Landwirtschaft bis 1949 von seiner Ehefrau Anna weitergeführt. Bis zum Abriss waren in den Stallgebäuden ein Kunststoffpresswerk (Otto Stocklassa), eine Glasschleiferei (Wittig GmbH) und eine Polsterwerkstatt (Otto Raschke) untergebracht.

Im November 1965 wurde das Anwesen an Frau Barbara Gab geb. Baginsky in Bad Soden verkauft.



Noch kurz vor dem Krieg wurde das Fachwerk im Obergeschoss des »Margarethenhofs« freigelegt. Damals begann man in Oberursel schon vereinzelt, die verputzten oder verschieferten Fachwerke freizulegen und zu sanieren. Im November 1969 fiel das ganze Anwesen zugunsten eines Neubaus den Räumgeräten zum Opfer.

Die Bauernküche

Die Küche der Tante wird mir immer in angenehmer Erinnerung bleiben. Sie war, von drei Fenstern belichtet, groß und hell, und man konnte von dort den Hof und die Einfahrt überblicken, das heißt, man war jederzeit im Bilde über das, was sich draußen abspielte.

Durch die Einfahrt, die von einem Teil des Hauses überdacht war, kamen die vollen Erntewagen in den Hof gerumpelt, und falls das Fenster offen war, konnten die Pferde, wenn sie die Häuse reckten, in die Küche hineinschauen. Man konnte ihnen dann durch das Fenster ein Stück Brot oder Zucker reichen. Das war besonders bei den jungen Einjährigen so zur Gewohnheit geworden, daß sie nie vorbeigingen, ohne ihre samtene Schnauze am Fenster zu reiben, um sich bemerkbar zu machen.

Auf der einen Seite der Küche stand ein langer Tisch mit einer Bank, an dem bei Hochbetrieb zwölf Leute Platz hatten. Während des Krieges saßen dort die ausländischen Landarbeiter, die von Deutschen getrennt sitzen mußten. Unter der Bank lag meist der schwarze Schäferhund, der die Tür selbständig aufmachen konnte, indem er mit den Vorderpfoten auf die Türklinke sprang und so seinen Weg nach draußen fand. Stand er vor dem Tor, war er für jeden Vorbeigehenden eine furchteinflößende Erscheinung.

Katzen gab es natürlich auch, die zumeist in der Küche ihre Milchsüssel bekamen. Hund und Katzen lebten verträglich zusammen. In der Ecke stand ein großer Herd, der vorwiegend mit Holz befeuert wurde, im Winter gemütlich bollerte und die Küche erwärmte, weil praktisch immer etwas zum Kochen daraufstand. Im Schiff des Herdes wurde Wasser warm gehalten – für alle Fälle. Neben dem Herd stand die Holzkiste mit einem Vorrat zum Nachlegen. Man konnte auch auf ihr sitzen.

Der Küchenschrank enthielt neben dem notwendigen Geschirr auch angebrochene Wurstbüchsen für das nächste Frühstück. Hatte man ganz besonders großen Hunger, konnte man sich schon vor den normalen Mahlzeiten ein Brot schmieren, damit es nicht gar zu lange dauerte bis zur Essenszeit.

Kamen junge Küken im Winter zu früh zur Welt, wurden sie in einer Kiste vor dem Herd abgestellt, damit sie es warm hatten. Aus demselben Grund

waren auch manchmal Hundebabies dort zu finden. Man konnte sie stundenlang beobachten und auch auf den Schoß nehmen.

Am interessantesten war es jedoch, wenn Besucher kamen und über das plauderten, was gerade im Gespräch war – zum Beispiel die Soldaten, die auf ihrem Heimaturlaub einen Besuch abstatteten und von ihren Fronterlebnissen erzählten. Oder wenn der Jeckel Karl vom Nachbarhof (siehe S. 158) aus Lemberg in Polen kam und zum Besten gab, was er für ein tolles Leben dort führte, wo er einen Schlachthof zu beaufsichtigen hatte. Oder wenn die ehemaligen Knechte erzählten, was sie als Soldaten in den Schützengräben für ein »Scheißleben« führten. Meist saß ich dann auf der Holzkiste und hörte gefesselt zu. Im Herd prasselte das Feuer, verbreitete wohlige Wärme, und es roch nach Landwirtschaft, Kuh- und Pferdestall. Die Melker kamen mit ihren Milchheimern und füllten die frische Milch durch ein Leinensieb in die großen Kannen. Die Katzen bekamen ihren Teil in den Napf gefüllt.

Waren die Mirabellen geerntet, wurden die gelben Früchte von den Frauen, die um den Tisch saßen, entkernt und für den großen Kessel vorbereitet. Wo man hinfaßte, war es klebrig von dem süßen Saft.

Zur Herbstzeit war in der Küche reges Leben, weil dann die Weißkohlköpfe von den Frauen geraspelt und in großen Steinbehältern eingesalzen und festgestampft wurden. Auch meine Tante bereitete so das Sauerkraut vor.

Im Januar, wenn Schlachtzeit war, saßen die Frauen um den Tisch und entbeinten das vorgegarte Wellfleisch, das anschließend zu Leberwurst verarbeitet wurde. Manches ausgesuchte Stückchen Fleisch wanderte dann auch, mit Salz gewürzt, in meinen Magen.

Wenn die Dreschmaschine auf dem Hof war, versammelten sich viele Männer zum Essen um den großen Tisch. Sie hatten alle einen ungeheuren Appetit. Unmengen Kartoffelsalat wurden verteilt und der Apfelwein floß durch die staubigen und durstigen Kehlen.

Dies alles war natürlich wesentlich interessanter als das Zuhause bei meiner Mutter, wo man die Küche nur mit Pantoffeln betreten durfte. Und immer regte sie sich darüber auf, daß ich nach Kuhstall »duftete«!

Die Kartoffelernte

Kartoffeln erntete man im Frühherbst, wenn es schon früher dunkel und die Tage kürzer wurden. Der eisenbeschlagene Wagen mit einigen Brettern als Sitzgelegenheit für die Helfer stand morgens bereit, um alle Beteiligten aufs Feld zu fahren.

Zum Aufsammeln der Kartoffeln wurden viele Hände gebraucht, und so hat man auch Leute aus der Nachbarschaft mobil gemacht, um sicher zu sein, daß das Feld, welches man sich für den Tag vorgenommen hatte, auch vollständig abgeerntet werden konnte.

Auf der betreffenden Parzelle angekommen, mußte zunächst das Kartoffelkraut ausgerissen werden, damit später der maschinelle Kartoffelernter eingesetzt werden konnte. Je zwei Personen mit einem Korb und mehreren Säcken wurden in verschiedene Abschnitte des Feldes eingeteilt und hatten nach dem Roden jeder Kartoffelreihe in diesem Abschnitt die freigelegten und auf der Oberfläche des Ackers liegenden Kartoffeln aufzulesen – eine Tätigkeit, die nach einiger Zeit ziemlich stark das Kreuz beanspruchte, so daß man bald die Lust verlor. Die Kartoffeln wurden

im Drahtkorb eingesammelt und dann in die aufgestellten Säcke eingefüllt.

Zum Freilegen der Kartoffeln diente eine an der Erntemaschine sich drehende Trommel, an der vier Gabeln angebracht waren, die sich mitdrehen und dabei die Kartoffeln aus dem Boden wühlten, so daß Kartoffeln und Erde in weitem Bogen herausgeschleudert wurden. Je schneller das Gerät gezogen wurde, um so weiter wurden Kartoffeln und Erde geschleudert. Man bevorzugte den Traktor als Zuggerät, weil sich mit ihm die Geschwindigkeit besser einstellen ließ als mit Pferden. So war auch der Auswurf besser zu kontrollieren.

Der schönste Teil des Kartoffelerntens konnte jedoch nur selten stattfinden: das Anzünden des Kartoffelkrauts, dann eine Kartoffel mit einem Stock aufspießen und die Knollen im Feuer garen. Zu unserem Leidwesen verblieb dafür fast nie genug Zeit, denn die Erntetätigkeit hatte Vorrang. So blieben uns Jüngeren nur die Ruhepausen beim Frühstück und die Freude auf die Heimfahrt nach getaner Arbeit.



Essenspause für die Helfer bei der Kartoffelernte. Ganz rechts die Seniorchefin Margarethe Ruppel.

Das Schlachtfest

Immer wenn es kalt war, so im Januar oder Februar, wurden in Hausschlachtung zwei Schweine geschlachtet. Sie waren zur Fleisch- und Wurstversorgung des eigenen Personals bestimmt.

Mit dem Schlachten wurde ein Metzger beauftragt, der Hausschlachtungen durchführen konnte. In meiner Erinnerung war das in erster Linie der »Krämer Bernhard«. Ein bis zwei Tage vor dem Schlachtermin wurde das Metzgergeschirr, bestehend aus einem großen, eisernen Trog, ähnlich einer Badewanne, Flaschenzug, Holztrug, Wurstfüller, Holzhammer, usw. angeliefert.

Die ganze Schlachtereier dauerte zwei Tage. In aller Herrgottsfrühe wurde der Waschkessel, gefüllt mit Wasser, kräftig angeheizt, und früh um 7 Uhr zog man das erste Schwein unter fürchterlichem Quieken und Grunzen am Schwanz aus dem Stall. Ab und zu wurde es auch an den Ohren gezogen und in die kleine Waschküche getrieben. Das geschah immer unter großem Geschrei und mit viel Lärm, da an dem Treiben mehrere Personen beteiligt waren, und der Hofhund an der Kette unter der Treppe laut bellte, weil er weder den Metzger noch das Schwein besonders gut leiden konnte. Denn jedesmal, wenn der »Krämer Bernhard« an dem Hund vorbeiging, ärgerte er ihn und drohte mit einem Stock so, daß der Hund, wäre er nicht angekettet gewesen, ihn bestimmt angefallen hätte. In der Waschküche wurde das Schwein an den Hinterläufen angebunden. Der Metzgermeister mußte nun die Stirn der Sau mit dem Holzhammer mit einem mächtigen Schlag treffen und so das Schwein in Ohnmacht versetzen. Manches Mal klappte das nicht ganz, entweder ging der Schlag daneben, und der Helfer, der das Schwein festhielt, bekam einen Schlag auf die Hand, weil es sich just in dem Augenblick gedreht hatte. War der Schlag richtig ausgeführt, sackte das Tier auf den Boden und blieb ruhig liegen. Nun hatte alles ganz schnell zu gehen. Eine Schüssel mußte angehalten werden, weil der Metzger mit einem kräftigen Schnitt in die Kehle das betäubte Schwein töten und gleichzeitig das Blut abzapfen mußte. Das geschah, indem er einen Vorderlauf hin und her bewegte und damit alles Blut aus dem Körper drückte und in einer Schüssel auffing. Es wurde dann in einen Eimer geschüttet und sofort mit dem Kochlöffel schnell geschlagen, damit es nicht gerann. Zum Schluß war es ganz schaumig und dünnflüssig.

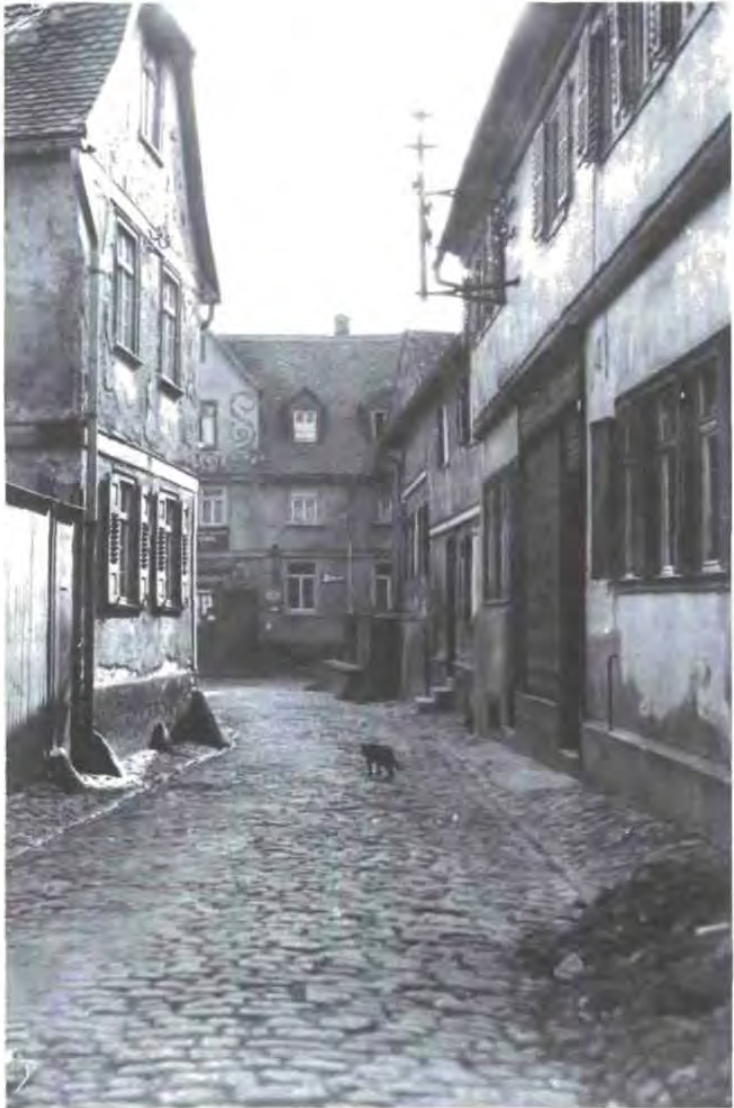
Die beiden Hinterläufe wurden an den Sehnen aufgeschnitten und an den Waagrechtbalken des Flaschenzugs gehängt. Auf diese Weise wurde das Schwein in den Trog gehieft und mit heißem Wasser übergossen. So war es möglich, die Borsten abzuschaben, so daß am Ende die Haut ganz glatt war. Danach zog man das ganze Schwein wieder aus dem Wasserbad hoch und hing es mit dem Kopf nach unten an der Decke auf. Mit einem Schlachterbeil wurde es schließlich in zwei Hälften geteilt. An diesem Punkt kam die Weiterverarbeitung zum Stillstand, da der Tierarzt zuerst die Fleischschau durchführen und den einwandfreien Zustand des Fleisches mit einem Stempel bestätigen mußte. Mit einem Messerschnitt an der Bauchunterseite wurden danach die Inneren freigelegt und herausgeschnitten. Die Därme wurden entleert und säuberlich mit warmem Wasser gereinigt und das Innere nach außen gewendet. Sie wurden später mit der Wurstmasse gefüllt.

Am zweiten Tag kamen die Arbeiten, die am meisten Spaß machten. Bisher bestand meine Mithilfe im Zuschauen und geringen Handreichungen. Aber jetzt kam der angenehmere Teil der Hausschlachtung. Alle Fleischteile, die zur Würstzubereitung benötigt wurden, mußten abgekocht und entbeint (von allen Knochen befreit) werden. Das Ergebnis war Wellfleisch, das mit Salz gewürzt und mit wenig Brot besonders gut schmeckte. Dazu ein Glas Bier und das Ganze war ein köstlicher Imbiss.

Zur Leberwurstzubereitung wurden die gekochten Fleischteile durch den Wolf gedreht und anschließend unter Zugabe von Salz, Pfeffer, Mayoran, Thymian und anderen Gewürzen verarbeitet. Dazu wurde alles im Holztrug mit bloßen Händen vermengt und immer wieder geschmacklich abgestimmt. Beim Abschmecken durfte ich natürlich auch mit zwei Fingern eine Kostprobe aus dem Trog entnehmen. Bei der Blutwurst war das allerdings etwas problematisch und unangenehm, aber nach einiger Überwindung schmeckte es doch ganz gut.

Die entstandene Wurstmasse wurde mit einer Pressvorrichtung in die Därme eingefüllt, wobei in bestimmten Abständen die Würste mit einer Kordel abgeschnürt wurden. Die abgeschnittenen Würste kamen in den heißen Wasserkessel, in dem vorher schon das Fleisch gekocht worden war. Unter ständigem Rühren garte der Inhalt. Ab und zu

Die Schlenkergasse mit Blick zur Weidengasse und dem späteren Farbenhaus Homm. Das kleine Lädchen rechts war ein Fischgeschäft und gehörte Karl Hieronymie, das Haus links war der Bauernhof Reichhold.



wurde mit einer Stricknadel in eine Wurst gestochen, um festzustellen, wie weit die Sache gegart war. Das Fett ergoß sich dabei in hohem Bogen in den Kessel. Manchmal bekam der Darm auch einen Riss und der auslaufende Inhalt verfeinerte so die Kesselbrühe. War der Kochprozess beendet, wurden alle Würste aus dem Kessel gehoben und zum Abkühlen aufgehängt.

Einmal konnte der Metzgermeister dem Hund nicht rechtzeitig ausweichen, und dieser entriß ihm einen der größten, glitschigen Preßköpfe und kam somit zu einer Sondermahlzeit, was natürlich Metzger und Hund noch mehr auseinanderbrachte.

Jeder Hausbewohner und die Nachbarschaft konnten sich eine Kanne Würstsuppe mit einem kleinen Würstchen abholen, und die Freude darüber war immer groß.

Was von der Wurst und dem Fleisch nicht zum sofortigen Verzehr bestimmt war, wurde entweder als Darmwurst sofort in den Kamin und als Pökelfleisch später zum Räuchern in den Kamin gehängt, oder aber als Wurstmasse in Dosen gefüllt, mit einem Deckel verschlossen und anschließend sterilisiert.

Zwangsarbeiter in Oberursel

Im Rückblick waren auch die vielen Ereignisse mit Zwangsarbeitern in der Zeit von 1939 bis 1945 für Deutschland problematisch, aber als Jugendlerner machte ich mir darüber keine großen Gedanken. Beeinflußt durch die ständige Propaganda war man überzeugt, daß alles seine Richtigkeit hatte. Die Männer, Väter und Brüder waren im Kriegseinsatz und irgend jemand mußte die Arbeiten zu Hause doch machen. Frauen und Mütter waren ebenfalls zum Kriegsdienst verpflichtet und mußten in den Fabriken oder in Arbeitsgruppen ihre Beiträge zum Gesamterfolg leisten. Man wußte auch, daß fünfzehnjährige Oberschüler Flakdienst in Frankfurt oder Umgebung leisteten, und wenn dann die Nachricht kam, daß wirklich einmal eine Maschine abgeschossen wurde, war man stolz und hoffte, daß sie noch recht viele herunterholen würden.

Gedanken über die Zwangsarbeiter machte man sich erst später, als alles vorbei war und man anfing, über die Schandtaten, die dann erst ans Licht kamen, nachzudenken. Vorher waren es ja auch keine Zwangs-, sondern Fremdarbeiter, die in ein fremdes Land verpflichtet und hier nicht gerade freundlich empfangen wurden.

Auch auf dem Hof meines Onkels waren während der Kriegszeit etliche Ausländer als Fremdarbeiter beschäftigt. Die Leute kamen aus all den Ländern,



1	Herkunftsland	Generalgouvernement
2	Geburtsort	10. Lądowa 1922
	Geburtsort	Ziel
3	Rasse	Polen
	ist Staatsangehörigkeit	Polen
4	ist Vollangehörigkeit	Ja
	ist Familienmitglied (evtl. auch verw. Angeh.)	Nein
5	ist Angehöriger des mindestens 14-jährigen Kindes	

Stellvertretend für mehrere Zwangsarbeiter – Polen, Ukrainer, Franzosen, Holländer – die in den Kriegsjahren auf dem Hof von Karl Ruppel dienstverpflichtet waren, ist hier Kasimir Trybulowski anhand seiner Papiere vorgestellt. Links die Vorderseite und oben eine Innenseite seines Arbeitsbuchs. Rechts die Vorder- und eine Innenseite seiner Verwaltungs-Beitrags-Karte und schließlich die Vorderseite seiner Invalidenversicherungskarte. Man sieht, die Beschäftigung der Zwangsarbeiter war auch mit erheblichem Verwaltungsaufwand verbunden.

Reichsdienstland
Hitler und Goebbels

Verwaltungs-Beitrags-Karte
für Ausländ. u. fremdvölk. ldnv. Arbeiter

Nr. Ingharlewski
(Vor- und Nachname)

Beschäftigungsart ltdv. Arbeiter

Wohnort (im Reich) Obernursel

geb. am 10.1.1922 in Lublin

Zand Gen. Spant.

am 1.4.42 gestellt am Hirschel.

Reichsdienstland
Hitler und Goebbels

Personalausweis?

C1189



die wir erobert hatten. Zuerst waren es Polen, dann mit dem Verlauf der Feldzüge Belgier, Holländer, Franzosen und später Russen, Jugoslawen und Ukrainer. Ich kann mich noch gut an die Männer erinnern, die bei meinem Onkel gearbeitet haben, denn ich war viel mit ihnen zusammen. Erst kürzlich fielen mir einige Arbeitsbücher der damals Beschäftigten wieder in die Hände. An einen Mitarbeiter kann ich mich besonders gut erinnern, weil er die ganzen Jahre auf dem Hof war und ich auch einigen Spaß mit ihm hatte. Er hieß Tadeusz Paluch und kam Ende 1939 ganz verschüchtert in die Ackergasse 28.

Obwohl sein Arbeitsbuch erst 1943 ausgestellt wurde, war er schon seit 1939 in Oberursel. Nach den Eintragungen hatte er sich »freiwillig« zur Arbeit nach Deutschland gemeldet. Aber, wie wir heute wissen, waren alle diese Meldungen zum Arbeitseinsatz durch Maßnahmen der deutschen Verwaltungen in den besetzten Gebieten erzwungen worden. Und wie man in solchen Fällen vorgeht, ist auch hinreichend bekannt. Arbeits- und Lebensbedingungen in den besetzten Gebieten konnten so eingeengt werden, daß die Bewohner über das Existenzminimum hinaus keinerlei Perspektive auf eine bessere Versorgung erhielten. So konnte man auch ohne Zwangsmaßnahmen »frei-

willige« Fremdarbeiter gewinnen. Polen und Russen wurden von den Nationalsozialisten als Untermenschen betrachtet. Während ihres Arbeitseinsatzes in Deutschland durften die ausländischen Zivilarbeiter weder Wohnort noch Arbeitsstelle selbständig wählen, sie durften sich nicht versammeln oder organisieren. Rechtlich unterlagen die polnischen und russischen Fremdarbeiter vom Beginn ihres Arbeitseinsatzes an dem unmittelbaren Zugriff der Sicherheitspolizei, das heißt, für die Überwachung dieses Personenkreises war ausschließlich die Gestapo zuständig. Die »Geheime Staatspolizei« regelte mit Anordnungen, Erlässen, Bestimmungen und Leitlinien das Leben der zu uns verpflichteten Fremdarbeiter bis ins einzelne. Sie durften ihren Aufenthaltsort nicht wechseln, während der nächtlichen Sperrstunden ihre Unterkunft nicht verlassen, der Besuch deutscher Veranstaltungen kultureller, kirchlicher oder gesellschaftlicher Art sowie der Besuch von Gaststätten war ihnen untersagt. Radioapparate, auch deutsche Zeitungen durften sie nicht besitzen. Ihren Arbeitgebern war es untersagt, mit ihnen am selben Tisch zu essen.

Obwohl Tadeusz ein vernünftiger junger Mann war, war abzusehen, daß er bei all diesen Vorschriften manchmal die Bestimmungen nicht

INVALIDENVERSICHERUNG

Kardenzustellungsumsatz: *Wesgen*
 in dem Buch der Versicherten bei Anmeldeamt *Wesgen* im Jahr
 folgende Karte, zu demnachfolgend Namen zu versetzen

Angeschrieben: *Wesgen* *Wesgen* *Wesgen*

Arbeitsort (Gemeinde): *Wesgen* Kreis (Amt): *Ober-Taunus*

Anmeldezeitpunkt: *23. Feb. 1943*

Eintrittszeit: *30. Jan. 1943*

Quittungskarte Nr. 1 für

Kasimir Trybulowski

(Vor- u. Zunamen, bei Frauen auch Geburtsnamen bei unverheirateter Brautname separat eintragen)

Wohnort (Wohnung): *Ober-Taunus* Kreis (Amt): *Ober-Taunus*

Beschäftigungsart: *Landarbeiter*

geboren: *10. Januar 1922*

in *Polen* Kreis (Amt): *Wesgen*

Karte des Versicherten
 Karte des Arbeitgebers
 Karte des Familienanwartschaftsberechtigten

ganz würde einhalten können. Oberursel hatte damals zwei dienstbefähigte Polizisten, der eine hieß Schernikau, später abgelöst durch Herrn Sames. Sames war klein und dick, wirkte zwar mit seinem Tschako und Wickelgamaschen etwas größer, verstand es aber, seine körperlichen Nachteile durch besonderen Dienstifer wertzumachen. Allerdings drückte er immer dann ein Auge zu, wenn seine ebenfalls kleine, dicke Frau etwas in die Tasche gesteckt bekam, wovon niemand etwas zu wissen brauchte. So konnte auch unser Taddeusz einige Male vor größeren Unannehmlichkeiten beschützt werden.

Oft war ich mit ihm auf dem Feld zusammen und konnte mich auch ganz gut unterhalten, da er nach einiger Zeit seine Deutschkenntnisse wesentlich verbessert hatte. Auch einige Brocken Polnisch hat er mir beigebracht. Nach Kriegsende wollte er mit seiner künftigen Frau, die in Frankfurt in einer Fabrik arbeitete und die er trotz aller widrigen Umstände hier kennengelernt hatte, ganz schnell in seine Heimat zurückkehren.

Ein weitere Pole, Kasimir Trybulowsky, war bei meinem Onkel als Landarbeiter in den Kriegzeiten beschäftigt. In den letzten Wochen vor Kriegsende wurde er nach Bommersheim versetzt, um dort als Schäfer zu arbeiten. Ganz einfach war diese Tätigkeit damals nicht, denn die Herde stellte ein gutes Ziel für Tiefflieger dar. Wahrscheinlich wurde er für die Position ausgewählt, da keine deutschen Männer verfügbar waren, aber wohl auch deshalb, weil die Arbeit gefährlich war.

Dieser Mann war damals zwanzig Jahre alt. Er fand im Bommersheimer Feld eine Panzerfaust, die wohl von einem Soldaten der sich auflösenden

deutschen Wehrmacht weggeworfen worden war. Als er dann neugierig daran herumhantierte, ging sie los und verletzte ihn tödlich. Er wurde auf dem Oberurseler Friedhof beigeetzt.

Auch zwei Holländer waren kurz vor Kriegsende bei meinem Onkel eingesetzt. Beide wurden von der KHD (Motorenfabrik) übernommen. Dort waren sie für den Gemüsegarten mitverantwortlich, der zur Versorgung der Werkskantine eingerichtet worden war. 1946 traf Post ein von Theo van Os, der schrieb, daß er auf der Motorenfabrik schlechte Zeiten erlebt habe, bei der Familie Ruppel dagegen schöne. Aus diesem Grund

könne er Oberursel so schnell nicht vergessen. Bei der Arbeit auf dem Bauernhof habe er sich immer prima amüsiert.

Fremdarbeiter gab es, außer bei der Motorenfabrik, auch in der damaligen Lumpenfabrik (in der Nähe von VW-Glöckler), im Alteisenlager Trapp waren Russen beschäftigt, die sich nach dem Krieg bewaffnet hatten und auf Oberurseler Bürger losgehen wollten. Im Gasthaus »Zum Taunus« in der Obergasse (heute Getränkemarkt) und im »Kühlen Grund« (heute Räucherammer) in der Unteren Hainsstraße waren französische Zwangsarbeiter eingesetzt.

So mußte ich einmal als zehnjähriger Bub drei französische Gefangene dort abliefern, die bei meinem Onkel als Erntekräfte ausgeholfen hatten. Die Wirtschaft war ehemals die Unterkunft der SS-Schutzstaffel und diente dann zur Aufnahme der Franzosen, die ihre Stockbetten in den dortigen Räumen hatten.

Viele Fremdarbeiter waren bei den Bauern verpflichtet. 1943 kam es mit einem polnischen Landarbeiter zu einem Vorfall, den mein Onkel so schnell nicht vergessen konnte. Bei der Heuernte auf den Wiesen unterhalb des Bachpfädchens mußte der Pole einem dringenden menschlichen Bedürfnis nachgehen. Er stellte sich zu diesem Zweck an einen Baum. Zu seinem Unglück kam jedoch gerade eine Frau vorbei, die sich über sein Verhalten empörte und den Mann umgehend bei der Polizei anzeigte. Der Pole wurde noch auf der Wiese verhaftet und abgeführt. Anhand einer Durchschrift kann ich noch heute feststellen, daß die Oberurseler Polizei am 21. 9. 1943 eine Eingabe folgenden Inhalts machte:

»An Geheime Staatspolizei, Frankfurt am Main: Der bei dem Landwirt Karl Ruppel in Oberursel, Ackergasse 28, beschäftigte Stephan Skaluba, geboren 4.12.18 in Damosz ist am 18.9.43 in das dortige Gefängnis eingeliefert worden. Aus nachfolgenden Gründen bitte ich um Strafaufschub für denselben bis zur Beendigung der Hackfrucht-ernte. Ruppel hat 69 Hektar Land, 18 Stück Rindvieh, 4 Pferde u. dgl. An Arbeitskräften nur seine Frau und drei polnische Landarbeiter, von diesen einer in Haft, der andere, zweite durch kochendes Wasser verbrüht und arbeitsunfähig geworden. Ruppel selbst durch ein scheuendes Pferd an der Hand verlerzt, somit hat der Betrieb nur einen Arbeiter und die Ehefrau. Aus diesen Gründen bitte ich um Bewilligung des Gesuches.

Die Ortspolizei Oberursel, gez. Sames»

So gewappnet machte sich mein Onkel auf den Weg in die Höhle der Schergen. Die Geheime Staatspolizei saß in Heddenheim auf dem Gelände der ehemaligen VDM-Werke. Dieses Gebiet war hermerisch mit Stacheldraht von der Außenwelt abgetrennt, und wenn man von der Wiesennau mit der Lokalbahn nach Frankfurt fuhr, konnte man auf der linken Seite, dort wo sich heute der Kindergarten von Hundertwasser befindet, ab und zu Häftlinge mit der typischen Kleidung, blaue Streifen auf hellem Grund mit ebenso gestreiften Käppis ausmachen. Die Leute, die dort in einer Arbeitseinheit zusammengefaßt waren, wurden hinter vorgehaltener Hand als »die blaue Division« bezeichnet.

Nach einigen Schwierigkeiten wurde mein Onkel vorgelassen, brachte sein Anliegen vor in der Hoffnung, daß er seinen Mann

anschließend gleich mitnehmen könnte. Unvorsichtigerweise fügte er jedoch hinzu, daß sein Arbeiter jetzt bei der »blauen Division« sei. Da dies jedoch mit dem KZ gleichzusetzen war, was im Bewußtsein der Bevölkerung offiziell nicht existieren durfte, kam es zu einem Eklat, an dessen Ende mein Onkel ebenfalls verhaftet wurde, um für einige Stunden von der Staatspolizei verhört zu werden. Leichenblaß und mit einer Verwarnung kam er spätabends nach Oberursel zurück. Sein Einsatz war vergeblich.

Der Pole Stephan Skaluba war im KZ spurlos verschwunden.

Auch bei der Maschinenfabrik Adrian & Busch waren Russen in der kriegswichtigen Teileproduktion eingesetzt. Einer von ihnen hatte sich in einem Anfall von Depression unter die Straßenbahn geworfen.

Russische Frauen waren in der Lumpenfabrik eingesetzt, um Kleidung zu sortieren, die wahrscheinlich von den ermordeten Opfern stammte. Ab und zu wurde bei den Bauern Weißkraut für deren Verpflegung angefordert, und der Onkel mußte dann die Kohlköpfe dorthin bringen. Dabei sah er, wie arm es diesen Frauen erging. Wenn sich beim nächsten Mal die Gelegenheit ergab, versorgte er sie heimlich mit etwas Eßbarem, ohne daß die Bewachung dies bemerkte. Aus Dankbarkeit bekam er von den Frauen heimlich abgeschnittene Knöpfe zugesteckt.

Jerozlasz, dnia 5.XII.1947.
ul. Poniatowskiego 25 - Woj. Lubuskie
Polaka-Poland

Wzrost: Herr Ruppel ?

Mein Sohn Kasimir wurde zur Arbeit bei Ihnen eingeworben.

Im Jahre 1944 im Monate Juli erhielt ich von Ihn ein Brief- und von dieser Zeit habe ich keine Nachricht. Ich als Mutter bin sehr beunruhigt. Ich bitte Sie dringend um eine ausführliche Nachricht über meinen Sohn Kasimir Trybulowski.

Mit vielen Grüßen
zeichne ich mich mit Hochachtung

Kasimira Trybulowska,
Trybulowska Katarzyna
Jerozlasz, ul. Poniatowskiego 25. Województwo Lubuskie
Polaka
Mutter des Kasimir
Trybulowski

Als dieser Brief der Mutter von Kasimir Trybulowski in Oberursel eintraf, war er bereits vor mehr als zwei Jahren im Bombersheimer Feld auf tragische Weise ums Leben gekommen.

Erste Erfahrungen in der Volksschule



Ein Schulbus im Durchgang vom Gartencefe Krümer zur Henchenstraße im Frühsommer 1938.

Auf dem Bild hier bin ich mit Schultüte, in einem selbstgestrickten Schafswolljanker mit grün abgesetzten Rändern und den damals üblichen langen Strümpfen im Garten der Vorstadt 3 zu sehen. Es muß wohl noch etwas kühl gewesen sein, denn die von mir bevorzugten Kniestrümpfe durfte ich noch nicht anziehen.

An die Tatsache, daß ich in den ersten Jahren gern Lehrer werden wollte, kann ich mich noch gut erinnern. Dies war bestimmt auf den Einfluß von Herrn Schneider zurückzuführen, meinem damaligen Klassenlehrer. Leider verstarb er nach dem ersten Jahr und ich verlor mit ihm ein Vorbild. Als später die schulischen Anforderungen ständig zunahmen, verebbte auch leise mein Wunsch, Lehrer zu werden.

Die Ausrüstung für die Schule bestand für mich und meine 33 Mitschüler, die wir alle in einer Jungenklasse zusammengefaßt waren, aus einem kastenförmigen Schulranzen aus Leder, der mit zwei Schulterriemen auf dem Rücken getragen wurde und an dessen Unterseite immer ein Tafellappen baumelte. In dem Schulranzen befand sich eine Schiefertafel in einer Schutzhülle aus Pappe, ein Schwammkasten mit Inhalt, ein Griffelkasten mit verschiedenen harten und weichen Griffeln, die auf der Tafel oft das unerträgliche Quietschen verursachten, das in den Zähnen schmerzte. Mit den harten Griffeln schrieb ich am liebsten, weil sie auf der Schiefertafel so schön kratzten.

Die ersten zaghaften Scheibversuche begannen mit den Selbstlauten, die schon am ersten Tag an

Einem Tag nach Adolf Hitlers Geburtstag, am 21. April 1938, wurde ich als zwölfter Schüler dieses Jahrgangs in der Volksschule zu Oberursel eingeschult.

Aus der Gaststätte »Nassauer Hof«, auf dem Areal der heutigen Rempel-Passage, strieß Horst Himmeler zu den Bummelanten, die sich am Morgen in Richtung Volksschule bewegten.





Die Volksschule (heute »Grundschule Mitte«), erst kürzlich aufwändig renoviert, ist nach wie vor in Oberursel ein herausragender Baukörper und ein Zeugnis für den Willen der Stadtväter im frühen 19. Jahrhundert, damit ein Zeichen zu setzen für die Förderung der Bildung der Oberursler Jugend. Das untere Stockwerk des hinteren Gebäudeteiles war bis zum Bau der Feldbergschule von der Berufsschule belegt. Der hauswirtschaftliche wie auch der kaufmännische Unterricht wurde in den Kellerräumen abgehalten.

der großen Schultafel angeschrieben waren. Noch heute kann ich mich an deren farbliche Darstellung erinnern: »a« war dunkelblau, »i« rot, »u« grün, »e« war braun und »o« gelb mit farbiger Kreide aufgemalt. Der Klassenraum befand sich in dem kleineren Nebenbau an der Schulstraße. Geschrieben wurde in den ersten Jahren alles in deutscher Langschrift, und die täglichen Schreibübungen zu Hause waren regelmäßig Anlaß für Tränen, nämlich immer dann, wenn die Mutter

die geleistete Schreibmühe in Augenschein nahm und zu der Ansicht kam, daß es doch noch nicht schön genug sei und sie kurzerhand die ganze Arbeit mit dem Schwamm löschte. Der Schulweg führte uns – das heißt meinen Nachbarfreund Werner und mich – von der Vorstadt über die Hospitalgasse zur Volksschule. An der Bach beim »Rompel Küchel« trafen wir meistens den Horst Himmler, der aus der Gaststätte »Nassauer Hof« kam, die sein Vater damals bewirtschaftete.

Im Schulhof mußten wir zu zwei und zwei antreten und mit dem Klingelzeichen ging es dann wohlgeordnet und ohne Rauferei unter Aufsicht in die Klassenräume. Dort angekommen war es anfangs etwas laut, aber beim Eintreffen des Lehrers hatte es still zu sein, alle Schüler mußten aufstehen und ihn mit einem kräftigen »Heil Hitler, Herr Lehrer« begrüßen. Erst danach begann der Unterricht.



Natürlich war der Bach – hier am Hospital mit Blick auf die Bohlenbrücke der Hospitalstraße – eine spannende Verführung zu allerlei Spielchen auf dem Schul-Nachhauseweg. Wessen Schiffchen zuerst hinter der Brücke zum Vorschein kam, der war eben der bessere Kapitän. Heute ist an dieser Stelle weder das alte Pflaster, noch »die Bach«, noch das Gottschalk'sche Haus, noch die Kiefer zu sehen. Das hier neu verlegte Granitpflaster wird gesäumt von den Schaufenstern und dem Parkplatz der Firma Alberti.

Mußte jemand dringend zur Toilette, hatte er sich zu melden, mußte aufstehen und sich mit einem »Herr Lehrer, ich muß mal austreten« abmelden. Aber generell waren dazu die Pausen vorgesehen. Das mitgebrachte Frühstück wurde in der großen Pause eingenommen, und als Zugabe konnte man gegen eine entsprechende Gebühr im Schulkeller eine Tasse Milch oder Kakao bekommen.

Am Ende des Schulunterrichts ging es meist laut und ungeordnet zu. Beim dritten Ertönen der Schulglocke stürmten alle aus dem Klassenraum und die Treppe hinunter. Der Heimmarsch zog sich immer etwas länger hin, weil unterwegs vieles zu erleben, auszuspähen oder zu erproben war. Besonders interessant waren die Beobachtungen an der »Orschelbach«, die zu dieser Zeit noch offen durch die Stadt floß und bei der Druckerei Berlebach auf einer Holzbohlenbrücke überquert werden mußte. Dort gab es meist den längsten Aufenthalt. Ab und zu gab es auch Krach mit Schulfreund Werner, und zwar immer dann, wenn er auf den blöden Gedanken kam, in die Kapuze meines schönen grünen Lodenmantels einen frischen Pferdeappell zu stecken. Das ging so lange für ihn glimpflich ab, bis ich mir sicher war, daß ich nun ein Stück größer und etwas stärker war als er, und ich ihn einmal kräftig schüttelte. Von da an hatte ich in dieser Hinsicht Ruhe.

Für die Turnstunden konnte ich nur milde Begeisterung aufbringen. An solchen Tagen waren die Turnschuhe in einem schwarzen Beutel mitzunehmen. Auf dem Programm standen zumeist Turnübungen in der Halle – unangenehme Erinnerungen für mich, denn die Kletterübungen an der Stange oder das Bockspringen verursachten bei mir schon vorher Magenschmerzen. Ich erinnere mich, daß ich beim Bockspringen immer mit dem falschen Fuß auf den Absprung kam und dadurch die Übung voll daneben ging. Die ganze Klasse lachte schon, wenn

ich im Schweinsgalopp daherkam und prompt wieder danebentrat. So war es auch nicht verwunderlich, daß in meinem Zeugnis bei den Leibesübungen immer eine »Ungenügend« erschien. Da ich ziemlich unspornlich war, kam es auch nie zu einer besseren Note.

Nach dem Tod des Klassenlehrers Schneider hatten wir für ein Jahr eine Frau Petersen, eine stämmige, resolute Frauensperson, die ihre blonden Zöpfe immer in einem Kranz auf dem Kopf trug und bei der das »Heil Hitler« besonders zackig und begeistert klingen mußte. Auch wußte sie sehr zielgenau mit dem Rohrstock umzugehen. In die Schule fuhr sie immer mit dem Fahrrad, an dessen Lenkstange ein Weidenkörbchen befestigt war.

Im dritten Jahr bekam die Klasse den Lehrer Weiß, einen Bauernsohn aus dem Westerwald, der im Maasgrund einen Garten besaß und uns öfters dorthin führte, damit wir die Gemüse, Gräser und andere Pflanzen kennenlernen konnten. Nur hatte er die unangenehme Eigenart, bei kleinen Verfehlungen die Delinquenten in der vordersten Reihe antreten zu lassen, die recht Hand mußte ausgestreckt werden. Mit der Haselrute gab es dann einen gezielten Schlag auf die Fingerspitzen, wonach die Finger den ganzen Vormittag unangenehm kribbelten und die Schreibversuche bei aller Mühe bestenfalls ein »Unbefriedigend« erzielten. Bei größeren Verfehlungen mußte über der vorderen Bank die Beuge gemacht werden, damit die Hose sich schön spannte. Anschließend gab es dann Schläge mit dem Haselstock, so daß man kaum mehr sitzen konnte. Dieses Schicksal ereilte auch Werner und mich aus der Vorstadt, weil wir hinter dem Rücken des Geistlichen Rats Grimassen geschnitten hatten und dabei auch noch die Frechheit besaßen, laut zu lachen. Am nächsten Tag hatten wir dann nichts mehr zu lachen. Die Abreibung blieb uns im Gedächtnis.

1939/40 bis 1942 waren schon Kriegsjahre, und da gab es noch andere Aufgaben, die den Tagesablauf zuweilen recht abwechslungsreich gestalteten. So waren verschiedene Sammeltage vorgeschrieben



Foto: Erika Wachsmann

Noch ein Blick auf das Teilstück des Bachs mit der Holzbohlenbrücke, die viele Kinder auf ihrem Schulweg täglich passierten, aus der entgegengesetzten Richtung. Wenige Meter unterhalb dieser Stelle, dort wo heute die Stadthalle steht, befand sich damals die Mühle Götz, wo der Bach, der ja kein natürlicher Wasserlauf, sondern ein Werkgraben war, ein riesiges Mühlrad antrieb.

für Altpapier, Eisen, Buntmetalle, usw. Als Belohnung für fleißige Sammler gab es Bleistifte, Radiergummis, Notizblöcke, Federhalter und Dinge, die man im täglichen Leben gebrauchen konnte, die man aber schon nicht mehr ohne weiteres kaufen konnte. Mit besonderem Eifer waren wir in der Biologiestunde dabei, Maulbeerblätter für die Seidenraupenzucht zu sammeln. Die Sträucher waren eigens zu diesem Zweck an der Oberstedter Chaussee angepflanzt worden. Als Anschauungsobjekte durften auch in der Klasse einige Seidenraupen ein bescheidenes Dasein fristen. Die von den Raupen produzierte Seide wurde für die Herstellung von Fallschirmen gebraucht.



Prominente Damen im Lehrkörper der Volksschule waren, von links, Frl. Rabusen, Frl. Zumbroich und Frl. Anna Kexel. Lehrerinnen durften damals nicht heiraten, sie wurden zeitweilig mit »Fräulein« angedeutet.

Daneben gab es Aktionstage zur Bekämpfung des Kartoffelkäfers (siehe auch Seite 60), der bei massenhaftem Auftreten in der Lage war, die ganze Ernte eines Jahres zu vernichten. Die Schüler wurden – mit Büchsen bewaffnet – zu Hunderten in die Kartoffelfelder der Oberurseler, Bommersheimer oder Oberstedter Feldgemarkungen geschickt, um die gelb-schwarz gestreiften Käfer und die rosa Larven, Puppen oder die Eier von den Kartoffelblättern in die Büchsen abzusammeln, deren Inhalt anschließend in bereitstehende Tonnen entleert, mit Benzin übergossen und angezündet wurde – für uns ein schaurig-schönes Erlebnis am Ende eines anstrengenden Tages auf den Feldern. Immerhin war es eine willkommene Abwechslung vom Schulalltag und – aus heutiger Sicht – eine umweltschonende Methode, den Schädling wirkungsvoll zu bekämpfen.



Eine Mädchenklasse der Volksschule stellt sich im Juni 1944 dem Fotografen. Einige Gesichter sind in der Erinnerung noch mit Namen verbunden: 1 Karola Kliem, verh. Sattler, 2 Evmarie Diehm, geb. Weber, 3 Gertraud Schneider, Borgmeyer, Arbogast, 4 Elfriede Schuch, 5 Mechthild Weber, verh. Zeller, 6 Maria Kegler, verh. Öf-finger, 7 Ingrid Alberti, 8 Helga Hedfeld, verh. Reul, 9 Elli Hess, verh. Kunz, 10 Luise Krebs, 11 Ellen Adrian.



*Von der Grundschule – damals Volksschule genannt – konnte der Weg zur Ackergasse auch über den Markt-
platz führen. In der Bildmitte der Laden von Radio-Rüschmann, rechts das Café Merzien. Gegenüber vom
heutigen Vortaunusmuseum (im Hintergrund links) begrenzte das »Wolf'sche Haus« den Markt-
platz nach Osten. Der alte Brunnen wurde 1962 durch den St.-Ursula-Brunnen von Harold Winter ersetzt, das Wolf-
sche Haus durch die Stadtbibliothek, die alten Kastanien durch junge Ahornzöglinge. Die Eingangstür links
unten führte in den Laden der Kolonialwarenhandlung Schaller.*



Foto: Erika Wachsmann

Als Pimpf beim Jungvolk

Mit zehn Jahren mußte jeder deutsche Junge zum Jungvolk, die Mädchen zum »Bund Deutscher Mädchen« (BDM). Das bedeutete, daß man sich jeden Mittwoch- und Samstagnachmittag auf dem Schulhof der Grundschule einzufinden hatte und dort zum Appell in Dreierreihen antreten mußte.

Die Zugführer hatten dem Fähnleinführer in strammer Haltung Meldung zu machen: »Zug fünf mit zweiunddreißig Mann zum Appell angetreten!« Danach erfolgte die feierliche Fahnenhisung und ein dreifaches »Sieg Heil« auf unseren Führer A. H.

Jeder Jahrgang wurde zu einem Zug zusammengefaßt und hatte einen Zugführer, der etwas älter war und die Kommandogewalt ausübte. Alle Züge der 10- bis 14-Jährigen wurden in einem Fähnlein zusammengefaßt, das vom Fähnleinführer beaufsichtigt und befehligt wurde. Fähnleinführer war damals Karlheinz Pfaff, der spätere Bürgermeister von Oberursel.

Die Tätigkeiten in diesen Organisationen waren eine Vorstufe zu der mit 14 Jahren übergreifenden Hitlerjugend und hatten die Einführung in das nationalsozialistische Gedankengut und sportlichen, soldatischen Drill zum Ziel. Man lernte, in Reih und Glied zu marschieren, Marschlieder wurden auswendig gelernt, und bei den Ausmärschen – meist zur Stierstädter Heide – mußte gesungen werden. Der linke Flügelmann mußte so laut brüllen, daß es alle hören konnten: »Ein Lied, drei, vier«, und dann hatten alle beim Marschieren zu singen. Klappte der Einsatz nicht, dann schrie wiederum der Zugführer: »Lied aus«, und die Prozedur mußte wiederholt werden.

Auch das Grüßen der Vorgesetzten wurde geübt, aber insbesondere die körperliche Wehrtüchtigung hatte Vorrang. Schießübungen mit dem Luftgewehr fanden später in der fortgeschrittenen Ausbildung statt. Und es wurde gelernt, Ziele im Gelände mittels Kompaß und Landkarte auszumachen.

Jedes Jahr fand auf der Heide ein Leichtathletik-Sportfest statt, bei dem die einzelnen Züge zum Wettstreit antraten. Zum Abschluß gab es eine Siegerehrung. Schwimmwettbewerbe fanden im damals neuen Oberurseler Schwimmbad statt, die Sieger wurden mit dem Reichssportabzeichen, das an der Uniform getragen wurde, belohnt. Vor diesen Übungen habe ich mich jedoch immer ge-



Klaus Fink als Pimpf, 1942

drückt, da ich nicht schwimmen konnte. Wenn jemand mit Eifer bei allen Übungen dabei war und sich auch sonst einwandfrei führte, wurde er befördert und konnte die nächste Führungsstufe erklimmen. Ein solcher Aufstieg war für mich nicht möglich.

Im Sommer wurden Zeltlager veranstaltet, die meist mit diversen Geländespielen gewürzt waren. Es wurden Nachtmärsche angesetzt, Nachbarfahnlein aus Homburg oder Kronberg waren dann der »Feind«, und oft gab es bei solchen »Feindberührungen« auch blaue Augen und Beulen.

Die vorgeschriebene Kleiderordnung bestand aus knielangen, schwarzen Kordhosen mit Koppel, auf der die germanischen Runen SS eingepreßt waren, weißen Kniestrümpfen, dem hellbraunen Uniformhemd mit schwarzem Dreieckstuch, das mit einem braunen Knoten zusammengehalten wurde (und das man zweckmäßigerweise bei Knochenbrüchen auch zum Abbinden benutzen konnte), und dem Schulterriemen, der mit Karabinerhaken am Gürtel befestigt war. Führungspersonal durfte am Gürtel ein Fahrtenmesser mit Hakenkreuz-Logo tragen. Als Kopfbedeckung war ein schwarzes Schiffchen vorgeschrieben. Selbstverständlich waren glänzend geputzte Schuhe, kurzer Haarschnitt und sauberes Aussehen. Vor dem Appell und dem Aus-

marsch auf dem Schulhof wurden Kleidung und Aussehen vom Zugführer kontrolliert. Die Kleider hatten die Eltern zu bezahlen.

An Führers Geburtstag, dem 20. April, kamen einige Jungs uniformiert in die Schule. An diesem Tag war auf dem Schulhof für alle ein Fahnenappell vorgeschrieben. Manchen Pimpfen schwoll dabei der Kamm und vorübergehend traten ihre schlechten Noten ganz in den Hintergrund.

Zugführer konnte man daran erkennen, daß sie an der linken Schulter eine grüne, geflochtene Kordel, die »Affenschaukel«, trugen. Im Dienst mußten sie, wie die anderen Vorgesetzten, stramm begrüßt werden. Wer nicht beim Appell erschien, wurde verwahrt. Bei mehrmaligen Verwarnungen folgte eine Strafe, und die Eltern wurden über ihre Pflichten als Volksgenossen aufgeklärt.

Oft kam es auch vor, daß die Pimpfe ausgefragt wurden, was die Familienangehörigen über die Lage der Nation daheim so äußerten. Etwaige negative Bemerkungen, die von Übereifrigen weitergeleitet wurden, landeten unter Umständen beim Ortsgruppenleiter.

Zur Zeit des Kartoffelwachstums wurden die Jungen und Mädchen mit Blechbüchsen ausgerüstet und zum Sammeln der Kartoffelkäfer auf die Oberurseler und Bommersheimer Felder geschickt. Dort mußte das Kartoffelkraut nach den Käfern, Larven und Eiern abgesucht werden, die angeblich vom Feind aus Flugzeugen abgeworfen oder aus Frankreich eingeschleppt waren. Solche Schauermärchen erzählte man uns. Es ging dann stundenlang reihauf, reihab. Jeder hatte sein Augenmerk auf die rechte und linke Reihe zu lenken



Angetreten auf dem Schulhof der Volksschule Mitte: das Oberurseler Jungvolk des Jahrgangs 1926.

Ganz links der Zugführer Willi Glas.

Obere Reihe von links: Klaus Hartmann, Helmut Hauser, Rudi Fink (Bruder des Verfassers), Walter Graf, Hans Mag, Horst Herget, Heinz Ott, Kurt Helfmann, Rolf Spitta, Gerd Ernst.

Mittlere Reihe neben dem Zugführer: Hermann, Weiß, Hans Klein, Hans Schramm, Josef Schädel, Adi Spruck, Kurt Rüdke, Willi Hundt, Sepp Funsch, Josef Kirsch, Ernst W. Korf, Kurt Sunkel, August Reul, Willi Steinmetz, Heinz Rück, Eberhard Renno.

Untere Reihe von links: Arthur Seel, Klaus Lechler, Willi Obermann, Heini Burkard, Willi Schiebig, Horst Behr, Günter Eisenbach, Klaus Dietz, Helmut Römmel.

und zu suchen. Ab und zu hörte man einen Aufschrei: »Ich hab einen gefunden!« Alle stürzten dann dorthin, um den Käfer in Augenschein zu nehmen. Aber allzu oft kam das nicht vor, denn die Käfer waren noch nicht so stark verbreitet. Das kam erst später.

Der Kartoffelkäfer ist ein Blattkäfer von etwa 1 cm Länge und mit je fünf schwarzen Längsstreifen auf dem gelben Untergrund der Deckflügel. Die Weibchen legen in einem Sommer etwa 1.500 Eier, die sie an die Blattunterseite der Kartoffelstauden heften. Die daraus schlüpfenden Larven können in kurzer Zeit das Blattwerk ganzer Kartoffelfelder vernichten und damit die Entwicklung der Knollen verhindern.

Da mir das Marschieren bei den wöchentlichen Übungsstunden »auf den Keks« ging, meldete ich mich nach einiger Zeit zum Musikzug. Ich bekam eine schwarze Querflöte verpaßt, weil alle Trommeln schon an Ältere vergeben waren. Nun mußte die entsprechende Marschmusik einstudiert werden. Übungsstunde war an jedem Mittwochnachmittag im Jugendheim, dem heutigen Ferdinand-Balzer-Haus neben der Grundschule Mitte. Jeder mußte dann vorspielen. Aber irgendwie hatte ich Schwierigkeiten, dem Flötend-

ding eine zusammenhängende Melodie zu entlocken. War eine Marschmusik sauber eingeübt, wurde sie an Samstagen bei einem Ausmarsch mit klingendem Spiel durch die Innenstadt vorgeführt. Da ich die Melodien noch nicht beherrschte, mußte ich das Flötenspiel mit dem Mund nachahmen und die Finger auf dem Holz so bewegen, als würde ich spielen.

Wenn für das Winterhilfswerk gesammelt wurde, marschierten wir zu den Oberurseler Fabriken und spielten am Werkstor. Üblich war es, daß man dort, wo man vermutete, mehr Geld zu bekommen, länger aufspielte, was meist auch zu dem erhofften Ergebnis führte. Ob der edle Zweck die Geldbörse des Firmenchefs öffnete oder nur sein Wunsch, uns loszuwerden, sei dahingestellt.

Beim Schuhmaschinenhersteller Spang & Brands in der Feldbergstraße gab es immer einen Geldschein, bei Adrian & Busch in derselben Straße fiel nichts ab. Der Zugführer Becht kam dann etwa mit der Bemerkung zurück: »Die sind zäh und geben nix!«

Die anderen Pimpfe und die Mädels mußten an solchen Tagen zu zweit mit Anstecknadeln, Anhängfiguren und mit Sammelbüchsen bewaffnet durch die Stadt gehen und diese Dinge an die Volksgenossen bringen.

Einmal, zum Erntedankfest, war in Bad Ems ein großer Aufmarsch aller Fähnlein der ganzen Umgebung angesetzt. Gauleiter Sprenger, eine bekannte Nazigröße aus Frankfurt, sollte den Vorbeimarsch aller Jugendlichen abnehmen. Dazu mußten wir die Nacht vorher in einer Jugendher-



HEUTE PLUMPT BOMMEL DEN ZURFACHENEN SOLZSTANDEN
Heruntergeladen von:
Beitrag zur Beiratsversammlung Schadenverhütung

berge verbringen, um am nächsten Tag dort aufspielen zu können. Nach dem Vorbeimarsch ging es per Lkw wieder heimwärts.

Beim Üben auf der Querflöte kam ich über den Anfang des »Hohen Friedberger« nicht hinaus, so daß ich nach einiger Zeit eine große Landknechtstrommel übernehmen mußte, nach deren Takt wir marschieren sollten. Zwei solcher Trommeln gab es im Zug, und die mußten an der Spitze des Zuges, direkt hinter dem Tambourführer, marschieren. Nur ließ sich das Trommelfell leider nicht mehr so richtig spannen, so daß immer nur ein hohler, unüblicher Ton erklang, der natürlich nicht dem entspricht, was dem Spielmannszugführer vorschwebte. Zu Hause versuchte ich den Klang zu verbessern, indem ich die Fellseite unter Wasser setzte, so daß sie sich beim Trocknen von selbst wieder spannen sollte. Dies hatte jedoch zur Folge, daß beim nächsten klingenden Einsatz und beim ersten Schlag auf die Trommel der Schläger durch das Fell drang und unten wieder herauskam. Vom vorgesehenen Marsch durch die Straßen Oberursels war ich prompt beurlaubt. Somit war mir auch bei diesem zweiten Einsatz im Spielmannszug kein Erfolg beschieden und meine Karriere beim Jungvolk wurde jäh unterbrochen, da eine andere Trommel nicht zur Verfügung stand. Es kam mir dann sehr gelegen, daß ich aufgrund meines Einsatzes beim Bauern, der zufällig mein Onkel war, von sämtlichen Appellen und Diensten befreit wurde. Beim Jungvolk wurde ich fortan nicht mehr gesehen und wohl auch nicht sonderlich vermißt.

Kriegszeiten

Ich erlebte die Kriegszeit zwischen meinem 7. und 13. Lebensjahr. Für uns Jugendliche verlief das Leben fast normal, wenn man von den Unannehmlichkeiten absieht, die eine solche Zeit mit sich bringt.

Die Nachricht vom Ausbruch des Krieges erreichte Oberursel am 1. September 1939. Es gab Angst und Tränen in der Bevölkerung. Überall lief seit Monaten die Kriegsmaschinerie an. Der Reichsluftschutzbund kontrollierte die abendliche Verdunkelung; dabei wurde beanstandet, daß die Oberurseler ihren Pflichten schlecht nachkämen, denn oftmals seien die Fenster der Nebenräume oder Dachlukn überhaup nicht verdunkelt. Entlang des offenen Urselbachs wurde eine weiße Linie gezogen, um zu verhindern, daß jemand bei Verdunkelung ins Wasser fiel. Mitte September trafen die ersten polnischen Kriegsgefangenen als Fremdarbeiter ein.

In den Anfangszeiten des Krieges war es noch spannend, die Splitter der Flakgeschosse einzusammeln und die gezackten Metallstücke den Freunden zu zeigen und vielleicht auch in der Schule damit Tauschgeschäfte zu betreiben.

Unangenehm waren insbesondere die täglichen Meldungen, die man auch als Jugendlicher interessiert aufnahm, und natürlich die Ereignisse, die uns selbst betrafen, wenn zum Beispiel der Fliegeralarm bei Tag in der Schule für Aufregung sorgte und uns nachts den Schlaf raubte.

In der Schule wurde bei Voralarm der Unterricht unterbrochen. Alle Klassenräume mußten dann geräumt werden. Jede Klasse marschierte in geordneten Zweierreihen in den Schulkeller, der zusätzlich mit dicken Balken gesichert war. An den Wänden waren Bänke aufgestellt, auf denen wir bis zur Entwarnung warten mußten. Nach dem Voralarm kam – oder kam auch manchmal nicht – der Hauptalarm. Die Kinder, die in der Nähe wohnten, durften ganz schnell nach Hause gehen. Zu diesen gehörte ich auch, da unser Haus in der Nähe der Schule lag. In den letzten Jahren war es dann meist so, daß man nicht mehr wiederzukommen brauchte, denn die Entwarnung kam erst nach einigen Stunden, wenn alle feindlichen Flugzeuge von ihrem Angriff wieder zurückgeflohen waren.

Oft saßen wir nachts in der Küche und warteten vom Voralarm auf den Hauptalarm. Im Radio meldete der »Wecker«, wo sich die feindlichen

Flugzeuge gerade befanden und welche Stadt sie vermutlich anliegen würden. Dabei fielen einem vor Müdigkeit fast die Augen zu. Man traute sich aber nicht, ins Bett zu gehen, weil man dann doch vor Angst wahrscheinlich kein Auge zumachen konnte.

Bei jedem großen Alarm, durch mehrere langgezogene Heultöne der Sirenen ausgelöst, wurde das Notwendigste zusammengepackt. Alle Bewohner des Hauses mußten sich in den Keller begeben, so auch bei dem nächtlichen Angriff auf Frankfurt. Nur mein Vater als erfahrener Veteran aus dem ersten Weltkrieg vermied es, den Keller aufzusuchen, wo er sich eingeschlossen fühlte. Lieber ging er ins Freie, so konnte er den Angriffsablauf beobachten und uns davon erzählen.

Zuerst kamen vereinzelte Maschinen und stellten in verschiedenen Richtungen sogenannte »Christbäume«, die die Ziele markierten und für die nachfolgenden Bomber eine Orientierungshilfe waren. Danach kamen Welle auf Welle von Bombenflugzeugen in immer kürzeren Abständen und warfen ihre Bombenlast ab. Während der ganzen Zeit hörte man die Einschläge der Bomben, so daß selbst bei uns im Keller die Türen schepperten. Das Brummen der Flugzeugmotoren nahm kein Ende. Am nächtlichen Himmel waren die Scheinwerfer wie Fingerzeige Gottes zu sehen. Ab und zu erfaßte der Lichtstab eines oder mehrere Flugzeuge und sofort kamen ein zweiter und dritter Strahl hinzu, um das Flugzeug nicht zu verlieren und die Geschütze der Flugabwehr feuerten aus allen Rohren.

Bei dem Angriff auf Frankfurt, als alliierte Flugzeuge die Stadt in Brand setzten und zerstörten, konnte man in Oberursel mehrere Nächte lang den Feuerschein am Himmel beobachten, der den südlichen Horizont erhellte. Tagsüber zog der Rauch mit ätzendem Brandgeruch bis nach Oberursel hinauf.

Bei nächtlichem Fliegeralarm über Mitternacht hinaus fiel bei uns der Vormittagsunterricht aus und wurde durch Nachmittagsunterricht ersetzt. Die steigende Zahl der Tagesluftangriffe hatte allerdings zur Folge, daß der Unterricht mehr und mehr eingeschränkt wurde.

Trotzdem blieb Oberursel von allen Angriffen verschont – wahrscheinlich nur, weil sich unterhalb der Waldlust das DULAG (Durchgangslager) Luft befand, ein Gefangenenlager. Hier wurden alle

Flieger der alliierten Streitkräfte, außer den russischen, einer ersten Befragung unterzogen. Wie es entstand, geht aus dem folgenden Bericht von Paul Dinges hervor:

»In den Jahren 1930 bis 1936 entstand auf einem Gelände am Taunusrand, das sowohl zur Gemarkung Oberstedten als auch zum Teil zu Oberursel gehörte, ein Musterhof für bäuerliche Anwesen. Dieser wurde immer weiter ausgebaut, da er von den Nationalsozialisten stark gefördert wurde. Er bekam den Namen Gausiedlungshof. Im September 1938 fand in Frankfurt am Main die »Deutsche Bau- und Siedlungsausstellung« statt. Ihr wurde der Gausiedlungshof als Außenstelle der Ausstellung angegliedert. Anscheinend war man von dem Areal, wie es sich damals darbot, so angetan, daß man ihm bereits am ersten Tag der Ausstellung am 3. 9. 1938 den Namen »Reichssiedlungshof« gab und ihn in die Verwaltung des Deutschen Staates übernahm. Hier wurden Menschen für die Besiedlung im zukünftigen Osten des Reiches ausgebildet. Es waren nicht nur Landwirte, sondern auch Bauhandwerker, Architekten für den Siedlungsbau, Gemeinschaftslehrer, Heimstättenverwalter, Bürgermeister und politische Leiter. Ferner war ein Institut für Bienenkunde und Krankheits- bzw. Seuchenbekämpfung angeschlossen.«

Schon zu Anfang des Krieges, 1939, interessierte sich die Deutsche Luftwaffe für das Gelände. Den ersten Hinweis für die Einrichtung eines Gefangenenlagers finden wir in einem Organisationsbefehl des OKH (Oberkommando des Heeres) vom 14. September 1939. Für die Einrichtung des Lagers wurden große Areale der umliegenden Äcker und Wiesen mit einbezogen und mit einfachem Maschendraht umzäunt. Das Lager blieb fast bis zum Ende des Krieges aktiv. Seine Aufgabe war es, aus den befragten, abgeschossenen Piloten und anderen gefangenen Offizieren wichtige Erkenntnisse für die eigene Kriegsführung zu erschließen und der Front nutzbar zu machen.

Um den Umfang und die Bedeutung des Lagers kurz zu schildern: Zu Anfang Dezember 1939 befanden sich fünf britische und acht französische Luftwaffenoffiziere im Lager. 1942 wurden 8.000 Mann gezählt, und 1944 sollen 29.000 Gefangene durch das Lager geschleust worden sein. Zur Bewachung war eine Wachkompanie abgestellt worden.

Aus besonderen Gründen nahmen Fluchtversuche zu, da jeder Gefangene von zu Hause die Anweisung mitbekam, Fluchtversuche zu unternehmen, und das sollte auch für den Fall gelten, daß ein Gelingen wenig aussichtsreich erschiene. Zur Begründung hieß es, daß für den Fall eines Fluchtversuches durch die notwendig werdenden Maßnahmen Kräfte des Feindes gebunden würden. Dazu konnte noch versichert werden, daß dies von seiten der Deutschen keine üblen Folgen nach sich ziehen würde, da laut Genfer Konvention der Fluchtversuch ein legitimes Recht der Gefangenen sei und daher »nicht hart bestraft werden dürfe«.

Um zu fliehen, mußte man aber den das Lager umgebenden Drahtverhau überwinden. Dafür wurde von den Gefangenen in Oberursel die Kunst des Stollenbaus entwickelt, durch den man kriechend ins Freie gelangen konnte. Eine solche Anlage war nur durch eine gründliche Planung, gut organisierte Gemeinschaftsarbeit sowie durch sehr mühsame und gefährliche Erdarbeiten zu bewältigen. Sie brachte aber auch den Vorteil, daß eine größere Zahl von Gefangenen auf einen Schlag das Freie erreichen konnte. Ein solcher, Mitte Juli 1941 in Oberursel durchgeführter Ausbruch kam für die Lagerleitung völlig überraschend. Eines Morgens waren alle 17 Gefangenen verschwunden. Sie waren bald gefaßt. Nur ein Deutschlehrer an einer Privatschule kam bis zur Schweizer Grenze durch, wo er sich dem letzten Grenzer ergeben mußte. Nachträglich erinnerte sich einer der deutschen Soldaten, daß er mit Verwunderung gesehen habe, daß einer der Gefangenen aus seinen Taschen Erde im Gelände umherstreute. Das beim Stollenbau anfallende Material mußte in aller Heimlichkeit untergebracht werden. Ein anderer, der dauernd im Lager beschäftigt war, hatte sich gewundert, daß die Stühle immer knapper wurden – man brauchte Stützhölzer für den Stollenbau. Die Einstiegs Luke befand sich wohlversteckt in einem zur damaligen Zeit leerstehenden Raum unter einem großen Ofen, der mit einiger Mühe hin- und hergeschoben werden mußte. Da mein Onkel ganz in der Nähe eine Wiese bewirtschaftete und wir fast in derselben Zeit gerade dort waren, um Heu zu machen, suchten wir den Ausstieg, der sich an der Straße befinden sollte, fanden aber nur noch die im Graben leicht aufgeworfene Erde.

Kriegsschäden in Oberursel

Oberursel blieb von größeren Luftangriffen verschont. Dies war der Existenz des Gefangenenlagers DULAG-Luft zu verdanken. Im Verlauf des Krieges wurden dort fast 35.000 abgeschossene Kampfflieger verhöört. Das im Norden von Oberursel im ehemaligen Reichssiedlungshof (später Camp King) gelegene Areal war auf allen Karten der Alliierten gekennzeichnet, und alle Dächer der Baracken trugen in großen weißen Buchstaben die Aufschrift POW (Prisoner of War = Kriegsgefangene), so daß man von der Luft aus das Lager erkennen konnte.

Außerdem fungierte die Kuranstalt Hohemark zu jener Zeit mit ihren 60 Betten als Hospital für die Verletzten unter den gefangenen Fliegern der Alliierten. Während des Krieges wurden dort etwa 2.500 Verletzte behandelt.

In den letzten Tagen des Krieges war die ganz in der Nähe liegende Motorenfabrik das Ziel zweier Luftangriffe, man hatte bezüglich der Genauigkeit

von Zielabwürfen viel dazugelernt. Bei diesen Angriffen am 20. und 23. März 1945 wurden jeweils acht 500 lb (225 kg) schwere Bomben in der unmittelbaren Nähe der Fabrik abgeworfen. Allerdings verursachten sie in der Motorenfabrik keinen größeren Schaden. Getroffen wurde die Hauptwasserleitung, und ein neunjähriges Mädchen, Lydia Theis, fand den Tod. Ein Jagdbomber warf eines Tages eine Bombe direkt auf das Gelände des Betriebs.

Durch Notabwürfe eines beschädigten Bombers wurde auch die Innenstadt einmal getroffen. So setzte eine Brandbombe das Haus der Familie Simon (Bürsten-Simon) in der oberen Vorstadt, Ecke Strackgasse, in Brand und der Dachstock brannte aus. Beim Hefe-Sulzbach und bei Alberti in der Strackgasse brannte es ebenfalls im Dachstock.

Eine Luftmine fiel auf das Gelände von Jean Henrich in der Feldbergstraße, direkt an den Garten



In der Nacht vom 24. auf den 25. 8. 1942 fielen Brandbomben auf mehrere Häuser in der Strackgasse, die allerdings schnell gelöscht werden konnten. Ähnliche Beschädigungen wie das Haus Alberti im Bild auf der Nordseite erlitt das Haus Esch (Sulzbach) im Vordergrund auf der Südseite sowie das links angrenzende Haus vom »Bürsten-Simon«. Im Hintergrund ist die unbeschädigt gebliebenen Hospitalkirche zu sehen.

der Eckardstraße 9 und 11 angrenzend. In der näheren und weiteren Umgebung wurden alle Fensterscheiben zerstört, Dächer abgedeckt und zum Teil Türen eingedrückt. Ich kann mich erinnern, daß auch in der Vorstadt fast alle Fensterscheiben erneuert werden mußten.

In der Herzbergstraße fiel eine Sprengbombe und tötete zahlreiche Schafe der Oberurseler Herde. Ausnahmsweise war der damalige Schäfer Engelhard nicht bei seinen Tieren und kam dadurch mit dem Leben davon.



Auch die Christuskirche wurde durch die in der Nähe niedergegangenen Luftminen auf ihrer Südwestseite und im Inneren erheblich beschädigt.

Fünf Sprengbomben fielen in der Nähe der Heide. Einer der Trichter war dort entstanden, wo heute das Haus des ehemaligen Bundesbankpräsidenten Schlesinger steht. Die Bombentrichter mußte mein Onkel auffüllen, denn er hatte den Acker zur landwirtschaftlichen Nutzung gepachtet. Drei große Bomben fielen im Maasgrund in die Wiese zwischen den Tennisplätzen und der heutigen Feldbergschule. Alle Fensterscheiben in der Aumühlenstraße und der unteren Lindenstraße gingen dabei zu Bruch.

Auch der Schaden an der evangelischen Christuskirche war beträchtlich. Die Fenster auf der Seite wurden zerschlagen, jedoch keines der Bilder von Babberger beschädigt. Die Decken der Emporen

waren niedergedrückt, eine Wand auf der Empore über dem Eingang herausgerissen. Die Decke des Kirchensaals war zur Hälfte heruntergefallen und die Turmtür herausgerissen. Zwar waren die Fenster bald repariert, aber die Decken über den Emporen konnten erst viel später in Ordnung gebracht werden, weil das Reparaturmaterial fehlte. Eine andere Bombe fiel hinter der Pflingstweidstraße aufs Feld und zog mehrere Häuser in Mitleidenschaft.

Im März 1944 fielen sechs Bomben und schwere Minenbomben in der Nähe der Hohemark in den Wald, dabei wurden Wohnhäuser auf der Hohemark zum Teil erheblich beschädigt. Am 2. März 1945 griffen feindliche Tiefflieger Oberursel an und warfen drei Bomben ab, die in der Maschinenfabrik Turner zwei Arbeiter töteten.

Militärische Einrichtungen, insbesondere solche zur Abwehr feindlicher Flugzeuge, befanden sich auf der Heide und auf dem Stedter Berg, in der Nähe der heutigen Kleingartenanlage. Auf der Heide war eine Scheinwerferbatterie mit Horchgeräten in mehreren Baracken stationiert. Dort waren auch Flakhelfer eingesetzt. Dies waren Luftwaffenhelfer, die an Luftabwehrstellungen zum Einsatz kamen. Ab 1943 wurden alle Ober- und Mittelschüler der Jahrgänge 1926/27 (also 17 bis 18 Jahre alt) als Flakhelfer zum Kriegseinsatz bei den Luftabwehreinheiten eingezogen,

um so die regulären Soldaten im Frontdienst einsetzen zu können. Ab Januar 1944 folgten die Schüler des Jahrgangs 1929, also die Jungen, die 15 Jahre alt waren. Bis zu ihrer Einberufung zur Wehrmacht mit 17 leisteten sie Dienst in der Luftabwehr. Unter dem Kommando von Angehörigen der Luftwaffe mußten die Jungen Scheinwerfer und Flakkanonen bedienen und Munition heranschleppen. Die 15- bis 17jährigen Schüler wurden in der Regel in der Nähe ihres Wohnortes eingesetzt; sie wohnten in Baracken oder Kasernen. Außer ihrem Dienst hatten sie anfangs vier bis sechs Schulstunden täglich. Der Unterricht wurde jedoch infolge der steigenden Zahl der Tagesluftangriffe zunehmend eingeschränkt.

Ein amerikanischer Bomber wird abgeschossen

Wieder einmal gab es im vorletzten Jahr des Krieges Fliegeralarm an einem schönen Sommertag bei strahlend blauem Himmel, als ich mich auf dem Bauernhof meines Onkels Karl Ruppel an der Ackergasse aufhielt.

Schon oft hatten wir die fliegenden Luftflotten beobachten können, und immer wieder bot sich den Zuschauern ein großartiges, aber im Grunde grauenregendes Schauspiel: Während die ganze Atmosphäre vom Summen der Motoren erfüllt war, zogen unzählige Flugzeuge, wegen der großen Höhe nur als winzige Kreuze sichtbar, über uns hinweg, wobei die nachziehenden Kondensstreifen ihre Bahn markierten. Durch die strenge Formation und die gleiche Geschwindigkeit erschienen sie wie ein einziger, von einem Willen gelenkter Körper, der für die Flak schwer erreichbar und für die Jäger unangreifbar, unbeirrt einer deutschen Stadt zustrebte, um auf sie in einem kurzen Akt ihre gesamte Ladung als »Bombenteppich« abzuwerfen. Die Engländer wie auch die Amerikaner steigerten bei ihren Einsätzen die Zahl der Bomber bis auf rund 1.000, etwa 33 Groups, die in mehreren Wellen am Himmel daherkamen.

Bei dem Alarm mußten wir zunächst alle in den Luftschutzkeller gehen, der sich unter dem Margarethenhof befand und wo auch die Kartoffeln und der Apfelwein lagerten. In solchen Fällen mußte immer jemand oben bleiben, um nach den Tieren zu sehen und damit man im Falle des Treffers einer Brandbombe sofort eingreifen konnte, um entweder zu löschen oder wenigstens das Vieh zu retten. Zu diesem Zweck lagen immer mehrere große Zwickzangen bereit, um die Ketten zu durchtrennen.

Auf einmal rief mein Onkel in den Keller, daß wir doch mal hochkommen sollten, um das Schauspiel, das sich am blauen Himmel abspielte, mitzuerfolgen. Wahrscheinlich war der Angriff der feindlichen Flugzeuge schon zu Ende, denn die Mehrzahl der Bomber war auf dem Rückflug. Und es war ein einzelner, flügelahmer Bomber zu erkennen, der mit Geschossen von Flakbatterien aus dem Frankfurter Raum eingedeckt wurde. Plötzlich war die Explosion eines seiner Motoren zu sehen und zu hören. Alle, die wir im Hof standen, blickten angespannt nach oben, denn das Flugzeug kam gleichzeitig immer weiter herunter, und man mußte befürchten, daß der Bomber auf

die Stadt, ja gar auf den Hof stürzen könnte. Mit lautem Getöse heulten die verbliebenen Motoren auf, wahrscheinlich versuchte der Pilot, die Maschine wieder hochzuziehen, um über den Taunuskamm zu kommen und irgendwo eine Notlandung zu wagen. Als er dann ziemlich niedrig über den Hof flog, konnte man die Gesichter der Besatzung in der Kanzel erkennen. Wir jubelten, daß endlich einmal einer abgeschossen wurde. Kurz danach kündete eine laute Explosion vom Ende dieses Bombers.

Nun war natürlich die große Frage: Wo genau ist er niedergegangen? Da man nun keine Angst vor weiteren Angriffen haben mußte, schnappten mein Onkel und ich die Fahrräder, um das Flugzeugwrack zu suchen. Nach unseren Schätzungen konnte es nur in der Nähe von Bad Homburg sein. Als wir die Richtung eingeschlagen hatten, verdichteten sich die Informationen, daß der Absturzort in der Nähe von Dornholzhausen sei. Also traten wir in die Pedale, um dorthin zu gelangen. Schon von der Kreuzung bei der Firma Peters Pneu Renova konnten wir unten im Tal bei der Brücke der Saalburgchaussee einen Menschenauflauf und aus dem Wiesengrund aufsteigenden Rauch erkennen. Die Absturzstelle war noch nicht abgesperrt, so daß man ungehindert alles betrachten konnte. Beißender Rauch stieg in



Die von Boeing gebaute »Flying Fortress«.

die Nase, man mußte ein Taschentuch vorhalten. Flugzeugteile lagen weit verstreut auf den Wiesen am Rodaufweg herum, abgebrochene Flugzeugräder, Flügel, dicke Scheibenbruchstücke von der Kanzel, Bordkanonen, Patronenhülsen, Flugzeugsitze, abgebrochene Propellerflügel, Teile des Rumpfes, und dazwischen immer wieder abgerissene Körperteile mit daranhängenden, blurigen



Die »Fliegenden Festungen« der Amerikaner flogen meist am Tag, die Bomber der Engländer bei Nacht.

Uniformfetzen, abgetrennte Köpfe von Männern und auch Frauen, hier ein Arm, weiter entfernt ein Bein mit dem Fliegerstiefel, Rumpfteile von Körpern und dazwischen Bordverpflegung, Zigaretten, Schokolade, Briefe, Bilder: alles in allem ein erschreckendes, noch nie gesehenes Chaos. Von dem ehemaligen Flugzeug, es war eine »Fortress« (fliegende Festung), war nicht viel übriggeblieben. Rauch stieg noch vereinzelt aus den herumliegenden Motoren.

Die Maschine hatte zehn Besatzungsmitglieder: den Piloten, den Copiloten, den Funker, den Bombenschützen und drei Bordschützen usw. Einer von ihnen hatte seinen Sitz in einer Kanzel mit weiter Rundumsicht ganz hinten am Heck des Flugzeugs gehabt. An den Kleidungsstücken und an den Hoheitszeichen an den Blechteilen konnten wir erkennen, daß es eine amerikanische Maschine war.

Erstaunlicherweise hatte der Anblick des vielfachen Todes und der Vernichtung mich nicht nachhaltig schockiert. Vielleicht weil ich auch daran dachte, welchen grausamen Tod dieses Flugzeug mit seiner Besatzung der deutschen Zivilbevölkerung gebracht haben mochte, verspürte ich schon aus diesem Grund keine Trauer um die tote Besatzung. Für mich waren sie Feinde, und ich ver-

spürte sogar Genugtuung darüber, daß die Maschine abgestürzt war. Daß zu der Besatzung auch Frauen gehört hatten, hat mich jedoch zutiefst bewegt, denn es war für mich unvorstellbar, daß Frauen an solchen Einsätzen teilnahmen.

An der Absturzstelle waren in der Zwischenzeit Polizei und Wehrmachtsträfte eingetroffen, die das Gelände absperrten, so daß nichts entnommen werden konnte. Herumliegende Gegenstände wurden eingesammelt und nach Oberursel in das Lager DULAG-Luft gebracht. Aus den Unterlagen und dem Kartenmaterial konnte man dort wertvolle Informationen über den »Feind« zusammenstellen.

Ein Bad Homburger Bestattungsinstitut hat die Toten eingesargt und, soweit als möglich, die Körperteile ordentlich zusammengelegt. Bedrückt traten wir den Heimweg an und machten uns darüber Gedanken, wie das alles nun weitergehen sollte, aber wir hatten noch Hoffnung auf die immer wieder versprochene Wunderwaffe, die bald kommen sollte. »Wunderwaffe« war in den letzten Jahren des Krieges, als sich die deutsche Niederlage abzeichnete, ein Schlagwort der nationalsozialistischen Propaganda und sollte in der deutschen Bevölkerung die Hoffnung auf eine entscheidende Wende bei den Kämpfen aufrechterhalten.

Das Gymnasium

Im Jahre 1942 kam der Tag, an dem für mich die Aufnahmeprüfung zum Gymnasium erfolgen sollte. Die Prüfung dauerte drei Tage, und das Ergebnis sollte am letzten Tag bekanntgegeben werden. Die besten Kandidaten wurden schon zeitig verabschiedet, aber einige, unter denen auch ich war, mußten noch etwas länger warten.

Es wurde Nachmittag, Spätnachmittag, die Mütter standen schon lange bereit, uns abzuholen, aber ein Ergebnis stand noch immer nicht fest. Als dann einige Mütter einen Vorstoß zum Direktor Liesau unternahmen, um nachzufragen, ergab sich, daß man uns tatsächlich vergessen hatte. Aber zur allgemeinen Freude hatten wir, die wir schon glaubten durchgefallen zu sein, doch die Aufnahmeprüfung bestanden.

Die nun kommende Zeit war eine aufregende, da der Schulbetrieb doch etwas ganz anderes war, als das, was man bisher erlebt hatte. Einige Schulkameraden waren aus der Umgebung hinzugekommen, und genau wie bisher waren wieder Jungen und Mädchen in getrennten Klassenverbänden zusammengefaßt.

Die Lehrer wechselten jede Stunde, und es wurde in verschiedenen Klassenräumen unterrichtet. Neue Fächer kamen hinzu, eine Fremdsprache mußte erlernt werden. Wir sollten als erste die Sprache unseres derzeitigen Feindes – Englisch – erlernen. Wenn dieses Land später einmal von uns eingenommen wäre, würden wir es bestimmt brauchen.

Da die jüngeren Lehrer alle an der Front waren, hatten wir es nur mit »alten Knackern« oder Frauen zu tun. Der Lehrkörper dieser Schule bestand aber nicht nur aus Damen. Vorbilder für die männliche Jugend waren zum Beispiel die Lehrer Schneider, Weiß, Beck, Dielmann, und der Rektor Gerigck.

Schwierigkeiten gab es beim Englischen, denn es war für mich gänzlich ungewohnt. Unsere Lehrerin war eine resolute Dame, das Fräulein Marie



von Lichtenberg, und meine Mutter mußte die Vokabeln abhören. Allerdings konnte sie auch kein Englisch, und so war auch ihr die Aussprache unbekannt. Kein Wunder, daß beim ersten Versetzungszeugnis 1942/43 vermerkt war: »Klaus muß die Lücken im Englischen unbedingt ausfüllen.« In meinem Zeugnis las ich hinter dem Wort Englisch »ungenügend«.

Dies war für meine Mutter Anlaß, sofort besondere Maßnahmen zu ergreifen. Es war nämlich ihr Wunsch, daß ich später einmal Beamter werden sollte. So engagierte sie eine ältere Dame, Frau Gertrud von Hassenstein (Ackergasse 1), um mir Nachhilfeunterricht zu erteilen. Da in dieser Zeit mit Geld wenig zu erreichen war, wurde die Bezahlung in Naturalien vereinbart. In diesem Fall ein Liter Milch für jede Nachhilfestunde. Die Milch kam von den Kühen meines Onkels Karl Ruppel in der Ackergasse.

Zweimal in der Woche nachmittags wurde dann – zusammen mit drei weiteren Kandidaten – fleißig gebüffelt. Für Latein wurde später auch noch der Herr Hassenstein eingeschaltet. Er hatte die Angewohnheit, bei der Deklination der Verben jedesmal mit dem Lineal auf die Tischkante zu schlagen, und dann mußte die neue Form »wie aus der Pistole geschossen« kommen. Der Erfolg blieb nicht aus, keine Versetzung war danach noch gefährdet.

Die Lehrer an der »Städtischen Oberschule für Jungen« in Oberursel waren in dieser Zeit vom

alten Schlag und unbirrte Anhänger der alten, bewährten Erziehungsmethoden. Es herrschte Zucht und Ordnung. Verschiedene Lehrer trugen noch Zwicker auf der Nase. Einträge ins Klassenbuch waren an der Tagesordnung.

Die Lernerfolge wären größer gewesen, wenn der Schulunterricht nicht ständig durch Sirenengeheul und Fliegerangriffe unterbrochen worden wäre und man die älteren Jungen nicht als Flakhelfer eingezogen hätte. Die Reifeprüfung wurde von ihnen in dieser Zeit als Notabitur abgelegt. Von geordneten Verhältnissen konnte man damals kaum sprechen.

Als die Besatzungstruppen kamen, war für einige Monate schulfrei. Die Städtische Oberschule war von einer Fallschirmjägertruppe in Beschlag genommen worden.

Erste, zarte Anfänge unter neuen, demokratischen Verhältnissen begannen dann in der alten Volksschule mit Schichtunterricht. So langsam kamen dann auch die Lehrer, jüngere Jahrgänge, aus der Gefangenschaft zurück. Die alten wurden, soweit sie das Parteizeichen offen getragen hatten, aus dem Schuldienst entlassen. Jüngere Referendare führten neue Unterrichtsmethoden ein. Ein solcher junger Mann war Dr. Petran, der als Referendar Unterricht gab. Aber auch Oberstudienrat Hoffbauer, ein alter, gestandener Pädagoge, hatte die Zeit überstanden und war bei den Schülern sehr angesehen.

Nach einigen Monaten zogen die Besatzer aus dem Gymnasium wieder ab, und der Unterricht konnte voll aufgenommen werden. Die Schule nannte sich nun »Städtisches Realgymnasium für Jungen, Oberursel (Taunus)«. Warum nur für Jungen, wußte niemand, denn es waren auch Mädchen in den Klassen. Und so wie in unserem Jahrgang gab es auch in anderen Jahrgängen reine Mädchenklassen.

Als willkommene Unterbrechung wie auch als zusätzliche Verpflegung in dieser schlechten Zeit begrüßten wir Schüler die sogenannte Schulspeisung. Sie wurde aus der Marshallplanhilfe für alle Schüler zur Verfügung gestellt. Dazu hatte jeder von Zuhause einen Topf oder auch eine abgeschchnittene Konservenbüchse mit einem Draht als Henkel, einen Löffel und eine Gabel mitzubringen. Die Essensausgabe war um die Mittagszeit im Kellergeschoß. Die einzelnen Klassen wurden abgerufen, und jeder bekam dann einen Schlag nahrhafte Suppe oder einen Brei in seinen Napf. Entweder gab es Maisgriesbrei, Erbsensuppe mit Fleischeinlagen, Bohnensuppe, ab und zu auch belegte Brötchen und anderes. Der Essensemp-

fang war immer eine große Gaudi. Und bei umfangreichen Mahlzeiten war unvermeidlich auch die nachfolgende Stunde »gelaufen«. Zumal wir anschließend Schlange standen, um Töpfe, Löffel und Gabeln unter fließendem Wasser zu reinigen und für den nächsten Tag unter der Bank bereitzustellen.

Zu Weihnachten waren alle Schulkinder von der Militärregierung in den Taunussaal in der Obergasse eingeladen. Dort gab es eine Weihnachtsfeier mit einem amerikanischen Captain, der uns Kindern über die nun angebrochenen demokratischen Zeiten einen Vortrag hielt, wobei mir besonders in Erinnerung blieb, daß er uns erzählte, Politik verderbe den Charakter. Als Geschenke gab es eine Tafel Hershey-Schokolade und ein Päckchen Seife.

Langsam kehrte der Schulalltag wieder ein. Neue Unterrichtsfächer mit neuen Lehrern kamen hinzu. Die Fächer Latein und Französisch stellten an uns Schüler enorme Anforderungen. Latein empfand man als unnötigen Ballast, und entsprechend mißmutig war der Lerneinsatz. Dessen Bedeutung als Grundlage für fast alle europäischen Sprachen wurde damals von uns noch nicht begriffen.

Erst allmählich nach dem Krieg dachte man auch wieder an Klassenfahrten. Unsere erste gemeinsame Fahrt führte uns 1948 in den Rundbau der Jugendherberge von Lorch am Mittelrhein. In der Begleitung unseres Klassenlehrers Dr. Beer verbrachten wir dort einige schöne Tage, verbunden mit einem Ausflug zur Wallfahrtskirche nach Kiedrich und nach Bacharach. Bei der Heimfahrt nach Oberursel hörten wir die Neuigkeit, daß am nächsten Tag die Währungsreform stattfinden und jeder einen Grundbetrag von 40 »Deutsche Mark« erhalten sollte.

Die Autobahnbrücke bei Niederursel war damals noch zerstört und, von Frankfurt kommend, mußten wir aus der Trambahn aussteigen, knapp hundert Meter zu Fuß gehen und konnten hinter der Brücke in einen bereitstehenden Wagen der Frankfurter Lokalbahn einsteigen, der dann bis zur Hohemark weiterfuhr. Da es ein heißer Tag war und wir außer Hunger auch großen Durst hatten, bedienten wir uns an den neben der Brücke stehenden Apfelbäumen. Am nächsten Tag konnte jeder aus unserer Familie 40 DM auf dem Rathaus abholen.

Groß war das Erstaunen aller, als sofort am folgenden Tag die wundersame Vermehrung in den Schaufenstern der Geschäfte einsetzte. Erstaunlich war das zum Beispiel beim »Bachbaron« Rempel-Kügel, ehemals strammes Parteimitglied.



Der Jahrgang 1933/34 des Oberurseler Gymnasiums bei einem Ausflug mit Studienrat Sporn 1948 vor dem Niederwalddenkmal bei Rüdelsheim.

Die Frage, wo die Sachen so plötzlich hergekommen waren, konnte man nur ahnen.

Eine weitere Klassenfahrt brachte uns im Winter ins Berchtesgadener Land nach Oberau, wo wir für vierzehn Tage in einer Pension wohnten. Tagsüber versuchten wir auf ausgemusterten Wehrmachtsskiern das Skifahren zu erlernen. Begleitet wurde die Fahrt vom allseits beliebten Oberurseler Studienrat Koch. Der naheliegende Berghof Hitlers oder vielmehr die übrig gebliebenen Trümmer der Wohnanlagen sowie einige zerstörte Häuser des SS-Wachpersonals vom Obersalzberg konnte man noch besichtigen. Die Tatsache, daß in der unmittelbaren Umgebung Hitler lebte, machte auf uns alle einen großen Eindruck. Lei-

der klärte uns zu dieser Zeit kein Lehrer über die Unperson richtig auf. Alle wollten nur vergessen, den Urlaub erleben und über vergangene Sachen nicht sprechen. Ausflüge zum Königssee, das Salzbergwerk Berchtesgaden und zum Zauberswald standen ebenfalls auf dem Programm.

Da die Währungsreform erst kurz zuvor stattgefunden hatte, waren die Kosten für eine Klassenfahrt für die Eltern ein großes Opfer, das sie sich buchstäblich vom Munde absparen mußten.

Allein das Skifahren war schon ein Luxus, zumal keiner von uns Skier oder Skischuhe besaß. Kaufen konnte man solche Dinge damals noch nicht. Vor der Pension waren einige ehemalige Wehrmachtsskier zum Ausleihen aufgereiht. Es waren Restbestände aus dem Fundus der Gebirgsjäger. Da ich noch nie auf Skiern gestanden hatte, war ich der Ansicht, das könne kein Problem sein. Also an den Schuhen festgeschnallt, zwei Skistöcke in die Hand genommen und schon ging es den Hang hinab. Etwa ab der Mitte des Hangs konnten die Zuschauer beobachten, wie

sich eine Schneelawine mit mir als Kern aufbaute und den Hang hinunterrollte. Mein Bedarf am Abfahrtslauf war damit für den Rest des Winterurlaubs gedeckt.

Oberurseler Lehrer am Gymnasium zu jener Zeit waren außer den bereits erwähnten Dr. Debus, Frau Dr. Bodensohn, Frau Dr. Kaltenhäuser und immernoch Fräulein Dr. von Lichtenberg sowie Dr. Messerschmidt als Schulleiter. Während des Krieges hatten wir unter anderen die Lehrer Dr. Beyer, Direktor Liesau, Dr. Knoll(e) (er hatte seinen Namen ändern lassen), Studienrat Wick (mit dem Zwicker auf der Nase), Fräulein Dr. von Lichtenberg (in erster Linie für Englisch und Französisch zuständig).



Leider war es auch damals schwierig, eine Stelle als Lehrling zu bekommen. Mein Vater mußte in vielen Oberurseler und Homburger Firmen nachfragen, ehe ich eine Ausbildungsstätte fand. Hin und her wurde überlegt, was ich machen könnte, denn ein eigenes Berufsbild hatte ich noch nicht.

Ski-Freizeit im Berchtesgadener Land 1948.

Mit der Währungsreform begann für uns alle eine neue Zeit. Mit Geld konnte man endlich wieder etwas kaufen. So entstand auch bei mir der Wunsch, meinen Eltern nicht länger auf der so knapp gefüllten Tasche zu liegen. Ich wollte jetzt die Schule verlassen und einen Beruf erlernen, am aufstrebenden Wirtschaftsleben teilhaben und so natürlich auch etwas eigenes Geld in die Tasche bekommen. Eine gewisse Lernmüdigkeit spielte dabei sicher auch eine Rolle.

Im Frühjahr 1949 war auch der Mädchenjahrgang 1933/34 des Gymnasiums in Oberau bei Berchtesgaden mit den Lehrerinnen Fr. Bär, links (Handarbeit und Turnen) und Fr. Zielke (Kunst und Biologie).



Das Klavier

Der Auslöser zum Kauf eines Klaviers war für meine Eltern eine Erbschaft meines Vaters in Höhe von 615,76 Reichsmark. Meine Mutter war wohl die treibende Kraft, die ihren Gatten dazu bewog, das Geld zum Kauf eines Klaviers anzulegen, wohl mit dem Hintergedanken, daß es für die Kinder gut wäre, wenn auch die Musikalität gefördert würde. Derart motiviert, entschloß sich mein Vater, das Geld bei einer Versteigerung in Frankfurt für ein Klavier der Firma Ferdinand Schaaf & Co. anzulegen.

So kam ein wunderbares Piano in unseren Besitz. Es ist aus rötlichem Mahagoni-Holz, mit zwei Messingpedalen und geschnitzten Tulpenverzierungen an der Vorderseite, zwei Kerzenhaltern aus Bronze, damit man auch bei Kerzenlicht die Noten lesen konnte, die Untertasten aus weißem Elfenbein. Der Dekkel sollte geöffnet bleiben, damit das Elfenbein nicht gelblich würde. Vor direkter Sonneneinstrahlung mußte das gute Stück immer geschützt bleiben. Aufgestellt wurde das Klavier im kleinen Zimmer, wo auch im Winter meist mit einem Kohleofen geheizt wurde.

Zum Erlernen der Anfänge des Klavierspielens kauften meine Eltern den »Kinderfreund«, erster Lehrmeister im Pianofortespiel des CA Hermann Wolff, in Leinen gebunden. Unter diesen Voraussetzungen und mit weiteren kleinen Klavierstücken auf Notenblättern brachte es meine Mutter, auch ohne Lehrmeister, zu ganz passablen Erfolgen. Da auch mein Bruder Rudi an den musikalischen Vorzügen teilhaben sollte, bestand für ihn die berechtigte Hoffnung, daß er als Erstgeborener das Vorrecht am Klavier genießen durfte. Zu meinem Bedauern entschloß er sich jedoch für die Geige, und das Piano mußte sich noch etwas ge-

dulden bis ich groß genug war, mit den Füßen die Pedale erreichen zu können.

Zwischenzeitlich konnte meine Mutter das Instrument mehr oder weniger in ihrer Mußzeit nutzen. Der Vater war auf sein Erbstück ganz stolz, beschäftigte sich damit aber recht selten.

1942 war ich dann so weit, daß man an mich die Frage stellen konnte: »Willst Du Klavierspielen lernen?« Warum sollte ich eigentlich nicht? Wo doch diese Frage an viele meiner Schulkameraden



Theoretisch-praktische Klavierschule

Der Kinderfreund

Erster Lehrmeister im Pianofortespiel

Für den systematischen Elementarunterricht eingerichtet von

C. A. Herm. Wolff.

Op. 65

Teil I. Kpft. brsch. Teil II.
Schuleheftband Lehrentwurf gebunden

Sticker in deutscher, französischer, spanischer, italienischer, ägyptischer u. schändlicher, System-Ordnung

Neue verbesserte Ausgabe
Anton J. Benjamin A.-G., Leipzig

ebenso herangetragen wurde, und für den Musikunterricht in der Schule sollte es doch auch ganz nützlich sein!

Von den Mühen und dem notwendigen täglichen Üben, die Tonleiter rauf und runter, die Fingersätze, war bei dieser ersten Frage noch keine Rede. Eine Klavierlehrerin aus Frankfurt, Hedi Schmidt, unverheiratet, etwa fünfzig Jahre alt, wurde für den wöchentlichen Hausunterricht engagiert. Vier weitere Oberurseler Jungs konten am gleichen Tag in der Woche diesen Service in Anspruch nehmen.

Fräulein Schmidt wohnte mit ihrer Mutter in der Römerstadt in Praunheim, und sie besuchte ihre Kundschaft in Oberursel immer mit dem Fahrrad. In der Kriegszeit hatte der Ausflug nach Oberursel für sie auch noch andere Vorteile, konnte man doch hier noch einige Nahrungsmittel ergattern, an die man in Frankfurt nicht mehr so leicht herankam.

Der Unterricht war für Buben in meinem Alter recht aufreibend, weil Fräulein

Schmidt ziemlich rabiat war und ihren Schülern bei jedem Parzer entweder in die Rippen stieß oder mit dem Lineal auf die Finger klopfte, mit der Bemerkung: »Hast wieder nicht geübt; Ohne Fleiß kein Preis!« Zudem richtete sie ihren Unterricht auf das klassische Repertoire aus, was mich nicht sonderlich »anmachte«. Denn in der Zwischenzeit waren immerhin zwei Jahre vergangen, und die Amerikaner hatten ganz neue Musik mitgebracht, die von uns natürlich mit Begeisterung aufgenommen wurde. Leider wurde diese Vorliebe nicht von Fräulein Schmidt geteilt. Dies lag vielleicht auch daran, daß sie als Trägerin des Parteiabzeichens aus ihrer Wohnung nach Lich in Oberhessen zwangsevakuert wurde und sie, sportlich wie sie immerhin war, jetzt die weite Strecke jedesmal mit dem Fahrrad zurücklegen mußte. So war sie auf die Besatzer nicht gut zu sprechen, und sie war auf keinen Fall umzustimmen, ihr Repertoire zu ändern.

Je schwerer die Zeiten wurden, um so weniger Begeisterung war für jetzt so nutzlose Dinge wie das Klavierspielen aufzubringen, zumal die Stücke, die man gern gespielt hätte, verboten waren.

Um aus diesen ungeliebten Verpflichtungen herauszukommen, ließ ich mir einen Trick einfallen. Mit einem Schlüssel spannte ich zwei viel benutzte Saiten in den Innereien des Klaviers so lange, bis sie mit einem lauten Knall zu Bruch gingen. Da es in den schlechten Zeiten keinen Ersatz gab und vielleicht auch meine Mutter ein Einsehen hatte, wurde nach vier Jahren das ganze Unternehmen eingestellt und das Instrument in einen Dämmer Schlaf versetzt.

Heute steht es bei uns im Haus als Zierde und wartet darauf, daß unsere Tochter ihm einige Töne entlockt. Es ist jetzt repariert, allerdings leicht verstimmt und müßte wieder mal aufgearbeitet werden. Positiv zu vermerken ist, daß es in der Zwischenzeit stark im Wert gestiegen ist und als Familienandenken einen Ehrenplatz hat.

Rechtliche Dar- und Mühlmeister und die Schüler auch in der Gegenbewegung (nicht oberwärts) über und mit abwechselnder Anwendung aller Stufengrade (pp, p, mf) und

f, sowie auch mit crescendo und decrescendo sorgfältig studieren. Als Vorbild zu diesem Dissonanz können die nachfolgenden Notenbeispiele unter 201, 2 und 3.

M.M. $\text{♩} = 60$, $\text{♩} = 50, 72, 54$ u. s. w.

Übungen »die Tonleitern rauf und runter« wurden verständlicherweise nicht als so kinderfreundlich empfunden, wie es der Titel oben verheißt.

Am Volant meines ersten Autos

Es stand versteckt in einer unverschlossenen Garage im Hof des Margarethenhofs, des Hofes meines Onkels Karl Ruppel in der Ackergasse. Vor dem Holzschuppen standen landwirtschaftliche Geräte und der Zutritt war nur für schmale Personen und dies nur unter Mühen möglich. Versteckt war das Fahrzeug seit Anfang des Krieges, aus Angst, daß es für die Armee requi-



In einer unzugänglichen, dunklen Scheune des Margarethenhofs blieb der Opel P4 von einem Kriegseinsatz verschont. Davor: Anna Ruppel, L. Ihmt, Josef Ruppel.

FRANZ ZÖLLER & SOHN

AUTO-REPARATUR-WERKSTÄTTE
MASCHINEN- U. PUMPENBAU - OLEX-TANKSTELLE

Gegründet 1861

OBERURSEL (TAUNUS), den 10. Juli 36
Hohemarkstraße 8b - Fernsprecher Aert Oberursel Nr. 253
Franchise-Konto: 26721 Frankfurt am Main - Bank-Konto: Spar- und Darlehenskasse Oberursel am Taunus - Frankfurter Grossenlocher-Bank, Creditstelle Oberursel am Taunus

Rechnung für Herrn Karl Ruppel, Oberursel/Ta.

Monat	Tag	Bezeichnung	Preis	Gesamtbetrag Mk.
<u>Auftrag - Vertrag vom 1. Juli 36</u>				
10.	Juli	eine 1,1 ltr. Opel-Spezial-Limousine, F.4., fabrikmäßig schwarz, Motor Nr. 1-28524 Fahrzeugs-Nr.: 19a-28123 mit Preis vonMk. Überführung des Wagens ab Werk Zulassung und Nummernschildbeschriftung		1 880.- 22.- 6.50
Gesamtbetrag Mk.			1 908.50	
Einzahlung abgeben Oberursel 11. 7. 36 Franz Zöller				

Erfüllort für Lieferung u. Zahlung in Oberursel a. Ta. Bestellungen können nur innerhalb 8 Tagen nach Eröffnung d. Ware bezichtigt werden

riert würde. Daß Autos am Anfang des Krieges eingezogen wurden, hatte ich selbst im Hof der Vorstadt 3 miterlebt. Der Schwiegersohn von Bäcker Krämer, Herr Herrmann, mußte sein schickes Auto, einen schnittigen Opel Kadett, unter Tränen zum Kriegseinsatz abgeben, obwohl es keine Stoßstange hatte. Man hatte sie abmontiert, vielleicht in dem Glauben, damit einen Kriegseinsatz des Fahrzeugs verhindern zu können. Jedenfalls hatte mein Onkel mehr Glück, denn er konnte das Auto über den Krieg retten, weil er es in dem Schuppen im Hof versteckt hielt. Es war ein Opel P4, und das Fahrzeug war laut Rechnung vom 10. Juli 1936 bei Franz Zöller in der Hohemarkstraße gekauft worden.

Rein zufällig kam ich in einem Einfall von jugendlicher Neugier in den Schuppen, der durch ein kleines Fenster an der Vorderseite spärliches Tageslicht hereinließ. Zu meiner freudigen Überraschung sah ich dort ein Auto, von dem ich zwar schon gehört, es aber noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Das Fahrzeug

hatte keine Räder und war auf Holzbalken aufgebockert, wahrscheinlich, damit es bei Entdeckung nicht so einfach fortzubewegen war. Die Tür war unverschlossen und ohne weiteres zu öffnen.

Welche Freude! Ich hatte einen neuen Zeitvertreib gefunden, nur durfte der Onkel davon nichts bemerken. Also hieß es abwarten bis alle wieder auf dem Feld waren, ehe ich meine Neuentdeckung ausprobieren konnte. Als die Luft eines Tages rein schien, schlich ich schnell in den Schuppen, und zwar so vorsichtig, daß auch niemand der Hausbewohner etwas bemerken konnte. Denn zu oft hingen neugierige Köpfe aus dem Küchenfenster, um alles zu verfolgen, was im Hof vor sich ging. Ich hatte es geschafft, konnte auf dem gepolsterten Sitz Platz nehmen und mich mit den einzelnen Hebeln und dem Lenkrad vertraut machen. Im Inneren roch es nach Öl, Stoff, Lack – eben nach Auto. Nun konnte ich meinen kindlichen Träumen freien Lauf lassen und mir vorstellen, einmal richtig Auto zu fahren. Das Lenkrad wurde wild gedreht, der lang herausragende Schaltknüppel hin- und hergeschoben, ab und zu auf die beiden Fußpedale getreten, was bei meinen kurzen Beinen – allerdings nur möglich war, wenn ich auf dem Sitz ganz nach vorn rutschte. Es war eine wunderbare Erfahrung und ein Vorgeschmack von dem, was mir in meinem späteren Leben noch alles bevorstand.

Immer wieder schlich ich mich in den Schuppen zu meinem Auto. Ich setzte mich auch manchmal auf die Hintersitze. Das war jedoch lange nicht so interessant. Nur der Onkel durfte von alledem nichts erfahren. Ich hatte Glück, und er kam nicht dahinter. Mit der Zeit verlor aber das Spiel seinen Reiz, und das Fahrzeug schlummerte bis Kriegsende weiter im Schuppen.

Im Jahr 1947 machte meine Tante bei der Fahrschule Emil Engel in Bad Homburg den Führerschein Klasse III. Laut Rechnung mußte sie 40 Reichsmark für die Grundgebühr und für 14 Fahrstunden 140, also insgesamt 180 Reichsmark hinlegen. Als Landwirtin bekam sie vom Landrat des Obertaunuskreises eine Flüssig-Kraftstoff-Karte

Der Landrat des Obertaunuskreises

Ausgabetag: 10. / 11.

Flüssig-Kraftstoff-Karte

Benzin 1923 * ~~Diesel~~ M.

~~Lkw~~ - ~~Pkw~~ - ~~Krad~~ - ~~Zgm.~~

Name: Anna Ruppel

Art d. Betr. Landwirtin

Standort d. Kfz. Oberursel

Fabrikat: Opel

Inhalt ccm: 1066

Amtliches Kennzeichen

AH 56 - 3661



Zur Beachtung!

Bezugsmarken für Flüssig-Kraftstoff werden nur gegen Vorlage dieser Karte und Eintragung der Menge durch die Ansgabestelle ausgehändigt.

In Verlust geratene Karten werden nicht ersetzt.

Eine solche »Benzinkarte« brauchte nach dem Krieg jeder Besitzer eines Kraftfahrzeugs. Auf der Rückseite wurden die jeweils getankten Liter eingetragen. Die monatliche Zuteilung für einen P4 war 15 Liter.

zugereilt und konnte für ihren Opel mit 1066 ccm Hubraum und dem Amtlichen Kennzeichen AH (Amerikanische Zone Hessen) 56-3661 am 17. 9. 1948 die ersten 15 Liter Benzin und 1 Liter Motorenöl einkaufen.

Nun begann für alle eine wunderbare Zeit. Die Straßen waren leer, es gab noch keine Ampeln. Man konnte die nähere Umgebung kennenlernen und, wenn man Glück hatte, besonders nach der Währungsreform, auch einmal einen weiteren Ausflug unternehmen. Nach 1950 verlor die Kraftstoffkarte ihre Bedeutung und man konnte wieder unbeschränkt tanken und weite Fahrten unternehmen. – Nur selbst fahren durfte ich zu meinem Leidwesen noch nicht.

Pferde

Da die jüngeren Pferde auf dem Hof meines Onkels, die aufgrund ihres Alters noch nicht zum Arbeitseinsatz kamen, nicht den ganzen Tag im Stall bleiben konnten, mußten sie jeden Morgen auf die entfernt liegende Weide gebracht und abends wieder zurückgeholt werden.

Die Weidegründe lagen an der heutigen Dornbachstraße, die es damals noch nicht gab, und zwar etwa dort, wo jetzt die Tennishallen von Herrn Walter Abt stehen. Der Weg von der Weide führte meist auf der Hohemarkstraße, an den dortigen Straßenbahnschienen entlang, dann auf der Eppsteiner Straße bis zur Ackergasse, wo die Stallungen waren. Für diese Aufgabe meldete ich mich immer freiwillig, weil ich auf dem Heimweg reiten konnte, wenn auch ohne Sattel.

Mein Onkel hatte zwei Fohlen, Index und Ihlo, mit etwa einem Jahr gekauft. Sie waren beide braun und paßten als Gespann gut zusammen. Ihlo war stärker und ruhiger, Index etwas schlanker und lebhafter. Beide wurden meist zusammen geführt.

Zu dieser Zeit war es auf den Straßen noch sehr ruhig, denn in der Kriegszeit und kurz danach gab es fast keinen Autoverkehr. Schwierigkeiten gab es zwar gelegentlich mit der Lokalbahn, der Straßenbahn Nr. 24, aber diese konnte ich noch meistern.

Die beiden wurden zwar unruhig, wenn sie die gelben Wagen sahen. Aber wenn ich ihnen gut zuredete, waren sie zu halten. Allerdings fuhr zwischen Frankfurt und Oberursel auch gelegentlich ein kleiner Dampflozug, der Güter zur Motorenfabrik und zur Lumpenfabrik unterhalb der Waldlust transportierte. Allgemein war er in Oberursel als »Knochenmühle« bekannt. Schon meilenweit im voraus konnte man seine Dampfpeife hören.

Und wie es das Geschick so mit sich bringt, begegnete ich eines Tages just diesem Zug. Ich war mit den beiden Pferden gerade an der Lok vorbei, als die Räder – wahrscheinlich durch die Belastung der angehängten Wagen – durchdrehten und dem Schornstein weiße Dampfvolken ent-



Karl Ruppel in der offenen Kutsche auf dem Pflaster der Oberen Hainstraße. Der Mohr ist Paul Marx.



wichen. Es könnte aber auch vom Lokomotivführer absichtlich – so aus Spaß – veranlaßt worden sein, als er uns sah. Unnötigerweise ertönte auch noch die Dampfpeife mit einem schrillen Pfiff. Auf jeden Fall hatte ich keine Zeit mehr, über das Verursacherprinzip nachzudenken, denn die Pferde erschreckten sich so sehr, daß der Reiter abgeworfen wurde und die Pferde führerlos davonrannten. Ich landete im Chausseegraben. Als ich mich wieder auf-rappelte, konnte ich die zusammengebundenen Tiere in weiter Ferne die Hohemarkstraße hinuntergaloppieren sehen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mit Tränen in den Augen zur Stallung zurück zu humpeln. Dort angekommen stellte ich verwundert und erleichtert fest, daß beide Pferde in ihrer Box standen. Ein beherzter Mann hatte sie am Ende der Hohemarkstraße eingefangen. Und da er wußte, wo sie hingehör-

Die Hufe glänzen so wie die des Stallburschen: die Gespannpferde Bella und Bubi sind fertig für den Festwagen!



Das Blaubasaltpflaster in der Vorstadt war für Pferde mit ihren Hufeisen eine gefährliche Rutschpiste.

ten, hatte er sie dort abgeliefert.

In den Ferien hatte ich bei der Heuernte immer für scharfe Mähmesser zu sorgen, und es war meine Aufgabe, diese zum »Berger« zum Schärfen zu bringen. Der »Berger« hatte im Gattenhöferweg, gegenüber der Maschinenfabrik Turner, eine Scheune mit Werkstatt, wo er die gezackten Messer der Mähmaschinen nachschliff.

Um die Messer dorthin zu bringen, wurde ein kleiner Wagen mit einem Pferd bespannt, die Messer aufgeladen und dann fuhren wir zu zweit – der Pole Tadeusz und ich – durch die Vorstadt, entlang der Allee über die Schienen der Bahn zum Gattenhöferweg.

Ich war wie immer ganz stolz, daß ich das Pferd lenken durfte, dazu noch durch die Stadt. Nun war das Pferd, »Bella« hieß es, schon ziemlich alt und etwas unsicher auf den Beinen. Weil es schon lange bei meinem Onkel diente, bekam es nun das Gnadenbrot und wurde nur noch für solche kleineren Aufgaben eingesetzt.

Auf dem blauen, glatten Basaltpflaster der Vorstadt rutschte es jedoch bei jedem Schritt aus, und mir wurde immer mulmiger, weil ich befürchten mußte, daß das Pferd hinfallen könnte. Und das auch noch in der Vorstadt! Wo viele Leute mich kannten! Vom Hörensagen wußte ich, daß ein gefallener Gaul so schnell nicht wieder hochkam. Meistens hatte er dann auch noch ein Bein gebrochen und mußte letzten Endes vom Pferdemetzger von seinen Qualen erlöst werden. Nicht auszudenken! Und ich allein mit dem Polen!

Verängstigt hing mein Blick an den Beinen des Pferdes und den Ausrutschern der Hufe, die manchmal mehr als einen halben Meter über das blaue Basaltpflaster schlitterten und den Gaul in seinem Gang verunsicherten. Aber es wurde nicht



Heinkehr von des Tages Arbeit durch die St.-Ursula-Gasse im Jahre 1963

besser, und ich bekam immer mehr Angst. Was sollte ich nur machen? An der Bärenecke war ich dann so aus der Fassung, daß ich dem Tadeusz die Zügel übergab und ihm erklärte, ich könne nicht weiterfahren. Er solle allein die Messer zum »Berger« bringen.

Entnervt trat ich den Rückweg an und erklärte meinem Onkel den Sachverhalt und meine Ängste. Ich hatte geglaubt, das Fuhrwerk würde nie heil zurückkommen. Aber nach guter Weile trafen Pole, Pferd und Fuhrwerk wohlbehalten wieder in der Ackergasse ein. Ich fragte Tadeusz, wie es gewesen sei und wie oft das Pferd gestürzt sei. Er antwortete: »Kein einziges Mal, es ist alles glatt verlaufen.« Da war ich natürlich ziemlich deprimiert darüber, daß ich so schnell aufgegeben hatte.

Beim Schmied

In regelmäßigen Abständen mußten alle fünf Pferde meines Onkels beim Hufschmied beschlagen werden. Die Schmiede beim »Schmied Koch« befand sich an der Ecke Oberhöchstader Straße, etwa dort, wo heute der Bärenbrunnen und die Buchhandlung sind. Außer der Schmiede gehörten dem Besitzer noch ein Fahrradladen. Vor dem Krieg wurden dort auch BMW und Triumph-Motorräder sowie Autos ausgestellt und verkauft.

Eine Tankstelle, deren Pumpe auf dem Bürgersteig der Adolf-Hitler-Allee aufgestellt war, gehörte auch dazu. In einen Glaskolben wurde mit einem Handhebel das Benzin aus dem in der Erde eingegrabenen Tank gepumpt und, wenn die gewünschte Benzinmenge im Kolben erreicht war, in den Tank des Autos abgelassen.

Da der junge Herr Koch im Krieg eingezogen war und es zudem weder Motorräder noch Benzin gab, ruhte dieser Geschäftszweig. Nur Ersatzteile für Fahrräder konnte man, sofern vorhanden, von der jungen Frau Koch noch ab und zu bekommen.

Aus dieser alten Schmiede ging übrigens die Gerhard Koch Automobile GmbH, VW-Partner in Oberursel, hervor, die vor einigen Jahren eine prominente Immobilie im Industriegebiet an den Drei Hasen bezogen hat.

In der Schlosserei arbeitete der Senior auch als Hufschmied. Eines Tages sollte ein noch junges Pferd meines Onkels zum ersten Mal beschlagen werden. Voller Stolz durfte ich, von der Ackergasse durch die Vorstadt, das Pferd in die Schmiede führen.

Selbstverständlich war mein Onkel dabei, denn allein konnte ich das jeweils zu beschlagende Bein nicht hochhalten. Als die Arbeit beginnen sollte, war auf einmal der Teufel los. Das junge Pferd zeigte durchaus keinen Sinn nach neuen Schuhen. Schon der Anblick des Schmiedes mit der Lederhülle versetzte es in Aufregung, es bäumte sich auf und schlug gewaltig aus, geschweige denn ließ es zu, daß man sich ihm näherte, um eines der vier Beine hochzuheben. Da ein Mann allein das Pferd



Der Schmied Philipp Koch (Mitte) mit Gesellen und Helfern



Ein Blick aus dem Vorgarten von Schmied Koch an der Ecke Oberhöchstader Straße und Allee in die Liebfrauenstraße. Am rechten Bildrand ist die Tanksäule mit der Benzinpumpe zu sehen und dahinter der Bus, der auf der Strecke Bad Homburg – Königstein hier hielt, so wie die RMV-Busse heute noch. Hinter dem Bus und den Blättern der Platane, die als einzige die Umgestaltung dieses Areals überlebt hat, sieht man den »Schützenhof« und gegenüber links die Scheune, die ihm als Remise und Garage diente.

nicht halten konnte, wurde ein Fremdarbeiter geholt, der beim Beschlagen helfen sollte. So war es schließlich möglich, daß man mit vereinten Kräften mit der eigentlichen Schmiedearbeit beginnen konnte. Das ausgewählte Eisen wurde in der Esse auf Rotglut erwärmt, wobei der Blasehalg die Anthrazitkohlen richtig zum Brennen brachte und das Hufeisen, als es rot glühend war, auf dem Amboss mit kräftigen Hammerschlägen in die richtige Paßform geschmiedet. Dazwischen wurde es immer wieder in dem heißen Zustand auf die Hornschicht aufgepaßt, und eingebrannt. Dabei stieg weißer, beißender Rauch auf, der demjenigen, der gerade das Bein hochhalten mußte, die Tränen in die Augen trieb. Nach mehrmaligem Anpassen, Erhitzen des Eisens und Nachfeilen des Hufes, konnte das Hufeisen mit mehreren vierkantigen Nägeln und gezielten Hammerschlägen endgültig befestigt werden. Die herausstehenden Spitzen der Nägel wurden abgezwickelt und anschließend umgeschlagen.

Schwierig wurde es bei der Bearbeitung der hinteren Hufe, denn dafür mußte das Hinterbein ganz zurückgezogen werden. Die Hilfe des zusätzlichen Mannes war dabei unentbehrlich, damit der Schmied überhaupt arbeiten und den Beschlag anpassen konnte. Außerdem mußte ich das Pferd am Kopf halten und beruhigend auf es einreden. Dabei bekam ich auch einen Teil des widerlichen Gestankes von geschmortem Huf in die Nase, der mir heute noch gegenwärtig ist und mich an das Geschehen erinnert.

Nach langem Bemühen und mit Hilfe eines üppigen Einsatzes von Flüchen und Verwünschungen von Seiten des schon ergrauten Philipp Koch war es dann so weit, daß alle vier Eisen dort waren, wo sie hingehörten und das Pferd auf wunderbaren neuen Schuhen stand.

Da man schon ahnte, was kommen würde, wenn die Eisen auf den Basaltsteinen erklingen würden, hatte mein Onkel die Führung des Pferdes selbst übernommen. Wie erwartet, erschrak das Tier

fürchterlich über sein Getrappel, als es auf die Straße kam. Mein Onkel hielt plötzlich nur noch ein zerrissenes Ende des Halfters in der Hand, sein losgerissenes Pferd stürmte allein in Richtung Bahnhof davon. Er stand verdutzt auf der Kreuzung und sah das Tier zwischen den Bäumen der Allee entschwinden. Da diese aber nur ein Sandweg war, verstummte auch das Getrappel auf den Steinen und das Pferd beruhigte sich ungefähr auf der Mitte der Kastanienallee. Nach all der Aufregung verspürte es wahrscheinlich Hunger und vertiefte sich in die saftigen Grashalme der dortigen großen Wiese. Wäre der Verkehr damals so stark gewesen wie heute – es hätte ein Chaos gegeben!

Das kunstvolle Schild des Schmiedemeisters Philipp Koch ist ebenso verschwunden wie der rechts noch erkennbare Saalbau des »Bären«. Auch der dahinter liegende Gastgarten der Wirtschaft »Zum Bären« ist heute längst überbaut.



Schmied Philipp Koch vor einem neu beschuhten Pferd. Darauf posiert stolz Inge Stück (später Inge Ziegler).

Feldarbeiten

Da ich mit zehn Jahren auf das Gymnasium ging, blieben leider meine Tätigkeiten in der Landwirtschaft auf die Freizeiten und die Ferien beschränkt. Hatte ich ganze Tage frei, so war ich schon früh um 7 Uhr auf dem Weg zum Bauernhof. Weit hatte ich es nicht, mit dem Fahrrad (ich hatte ein kleines Knabenrad) war ich in zehn Minuten zur Stelle.

Zu dieser Zeit waren natürlich alle Arbeiten in den Ställen schon erledigt, und ich kam gerade rechtzeitig zum Frühstück. Meist gab es Brot mit Latwerge und Kathreiner-Kaffee, anschließend noch etwas Handfestes mit Wurst. War ich nicht mit aufs Feld gegangen, konnte ich eventuell auftretenden Hunger auch zwischen den Mahlzeiten stillen, indem ich mir ein Brot schmierte. Denn ich wußte ja, wo die Tante die Büchse mit der Wurst versteckt hatte.

Zur Ausfahrt aufs Feld wurden im Hof die Pferdewagen bereitgestellt und das Gespann fertig gemacht.

Ich durfte bei einem Pferd das Kopfgeschirr und das Kummer auflegen und den Gaul komplett fertig machen, aus dem Stall holen und am Wagen anspannen. Der war zu jener Zeit noch nicht gummibereift, sondern mit vier eisenbeschlagenen Wagenrädern bestückt, die beim Gang über das Kopfsteinpflaster hart rumpelten.

Im Sommer fuhr man – je nach dem, was auf dem Feld gerade anstand – entweder mit einem kleinen Gespannswagen oder, zum Einbringen der Ernte, mit dem großen Leiterwagen hinaus aufs Feld.

Vor Kriegsbeginn war mein Onkel einer der drei ersten Oberurseler Bauern, die bei der Zuteilung von Traktoren das Glück hatten, einen Deutz Ackerschlepper zu bekommen. Er hatte 30 PS und fuhr mit 18 km pro Stunde. Für die Pferde war dies eine große Erleichterung, denn sie brauchten jetzt den schweren Binder zum Ernten des Getreides nicht mehr zu ziehen. In vielen Fällen mußten nämlich drei Pferde vorgespannt werden, und das war dann ein umständliches Hantieren.



Foto: Erika Wachsmann

Getreidegarben auf einem Feld bei Stierstadt, im Hintergrund der Altkönig.



Ein Feld mit Getreidegarben, den sogenannten Männchen, im Maasgrund vor der St.-Ursula-Kirche.

Mit dem Traktor war alles viel einfacher – wenn nur das Bindegarn in jener Kriegszeit besser gewesen wäre. Es gab nur Bindeschnur aus Papier, und die riß sehr oft. Der Binder war mit einem mühlradähnlichen, rotierenden Flügelrad versehen, das die Ähren auf ein Transportband warf, nachdem sie von einem hin und her gehenden Messer kurz über dem Boden abgeschnitten waren. Ein Arm voll von Getreidehalmen mit den daran befindlichen Ähren wurde zu einem Bündel zusammengefaßt und dann automatisch mit einer Bindeschnur umwickelt. Die so gebündelte Garbe wurde dann von dem Gerät abgeworfen.

Meine Aufgabe war es, hinter dem Binder herzu laufen und beim Reißen der Schnur einen Schrei auszustößen, der meinen Onkel veranlaßte, den Traktor anzuhalten, vom Fahrersitz herunter zu klettern und die Schnur an dem Gerät neu einzufädeln. Und so ging es im Rundumverfahren bis das ganze Feld ohne einen Halm da lag. Ging es bergauf, blies der Traktor schwarze Rauchwolken in die Luft, die ich dann einatmen mußte. Dieser Dieselrauch hatte einen besonders angenehmen, kernigen Geruch, den ich mochte, fast so wie das frische Schwarzbrot beim Bäcker und ich wundere mich heute noch, daß ich damals keine gesundheitlichen Schäden davontrug. Niemand sprach damals von Umweltschäden durch

Dieselqualm. Platze nun die Schnur, fielen die Halme lose aufs Feld. Und wurde das Mißgeschick nicht rechtzeitig bemerkt, gab es ein Chaos und alle Garben mußten von Hand nachgebunden werden. War das ganze Feld abgemäht, wurden die verstreut liegenden Garben zu jeweils etwa zehn Stück zu »Männchen« zusammengestellt und mit einem einzelnen Gebinde oben abgedeckt oder bekrönt, die Halmseite immer in Richtung der Wetterseite, die in Oberursel und Umgebung sich nach dem Altkönig ausrichtete, weil von dort meistens die Unwetter kamen.

Die für Oberursel schlimmsten Gewitter kamen immer aus dem Königsteiner Loch, zogen in die Mainebene und kamen dann von Frankfurt wieder herauf zum Taunus und regneten sich dort aus. Nach schlimmen Gewittern mußten die aufgestellten »Männchen« wieder auseinander genommen und zum Trocknen ausgelegt werden. Bei den Papierschnüren war das verheerend, sie lösten sich einfach auf, und es mußte für jede Garbe ein Strick aus Stroh gedreht werden. Und mit dem Hantieren fielen natürlich Körner aus den reifen Ähren, die unwiderruflich verloren waren.

War die Erntearbeit auf dem Feld erledigt, fuhr man nach Hause, und in den Stallungen wieder angekommen, mußte das Vieh versorgt werden. Das hieß Ställe ausmisten, Futter und frisches

Stroh vorlegen und alle Kühe von Hand melken. Eine Zeit lang wurde dies mit Radiomusik begleitet, weil angeblich dadurch die Kühe leichter Milch geben sollten. Allerdings kam man nach einiger Zeit wieder davon ab, vielleicht weil sich die viele Marschmusik auf die Gerinnung der Milch nachteilig auswirkte. Die Milch wurde in großen Kannen gesammelt und noch am selben Abend in die Milchzentrale abgeliefert.

Die Milchzentrale für Oberursel Mitte war in der Schlenkergasse gegenüber der Hofeinfahrt von Bauer Burkardt (Schnapsbrenner). Sie war abends der Treffpunkt aller Bauern, wo Erfahrungen und Erlebnisse ausgetauscht, Witze erzählt und auch Plausche abgehalten wurden – praktisch so wie jener Treff, der früher am Marktbrunnen stattgefunden haben soll.

Erst wenn alle Arbeiten erledigt und das Vieh versorgt war, gab es für die Mitarbeiter Abendbrot. Zum Waschen gab es natürlich nur kaltes Wasser, nicht etwa am Waschbecken, sondern am Trog in der Waschküche.

Da der nächste Tag wieder früh um halb sechs begann, blieb an Werktagen nicht viel Zeit für eigene Interessen. Ich war mit fast allen anfallenden Arbeiten vertraut und nur von schweren Verrichtungen ausgenommen. So freute ich mich immer, wenn ich etwas machen durfte, wozu ich vorher

nicht vorgesehen war. Mein innigster Wunsch war es damals, später einmal als Verwalter auf einem großen Gut zu arbeiten. Aber mit dem Ende des Krieges wurde daraus nichts.

Wieder zurück zur Ernte: War das Getreide einige Tage auf dem Halm getrocknet, mußte es in die Scheune eingebracht werden. Sie stand zu jener Zeit etwas außerhalb von Oberursel auf dem freien Feld. Vor den großen Leiterwagen wurden die Pferde gespannt und unter Mitarbeit von meist vier Personen wurden die Garben auf den Wagen aufgesetzt. Eine Person blieb bei den Pferden, zwei Männer erhielten lange Erntegabeln und einer mußte auf dem Wagen die Garben annehmen und aufsetzen. Dafür wurde nur jemand ausgesucht, der gut setzen konnte, da die beladenen Wagen in der Breite und Höhe die Grenze dessen erreichten, was bei holperigem Geläuf und schmalen Passagen noch zu bewältigen war. Der Mann auf dem Wagen hatte natürlich die meiste Arbeit, da er von zwei Seiten mit Garben eingedeckt wurde. Außerdem mußte er darauf achten daß immer in einer bestimmten Reihenfolge aufgeschichtet wurde, denn bei einer zu einseitigen Beladung drohte der Wagen umzustürzen.

Dennoch kam es öfters vor, daß bei der holperigen Heimfahrt ein Teil der Ladung verrutschte und herunterfiel, was natürlich besonders peinlich



Auch bei der Heuernte wurden die Wagen fachmännisch so beladen, daß auf der holperigen Heimfahrt möglichst nichts herunterfiel und die aufgetürmte Fracht gerade noch durch das Hoftor paßte.

war, wenn es innerhalb der Stadt passierte. Hatte der Erntewagen die Ladehöhe erreicht, die gerade noch durchs Scheunentor paßte, wurden jeweils längsseits zwei Seile übergeworfen und mittels einer Rolle festgezurr. Dann konnte die Fahrt in Richtung Feldscheune losgehen. Auf dem hohen Erntewagen zu sitzen, war immer ein großer Spaß. Durch das große, breite Tor wurde der Wagen in die Scheune eingefahren und das Gespann vor einen leeren Leiterwagen umgespannt, der dann wieder auf das Feld zurückgefahren wurde, um erneut beladen zu werden. In der Zwischenzeit mußten drei Personen den vollen Wagen entladen und die Erntegarben in der Scheune aufschichten, meist bis unter das Dach.

Beim Abladen stand ich auf dem Wagen und hatte den Setzern die Garben vorzuwerfen. Bei Korn und Gerste war dies etwas unangenehm, weil die Garben ziemlich schwer waren und die Eigenschaften hatten, zu pieksen und zu stechen. Meist waren auch noch Disteln dazwischen, so daß das Jucken und Kratzen auf dem nackten Oberkörper kein Ende nahm. Hinzu kam noch die Hitze an den warmen Sommertagen. Und beim Ernten war es immer warm.

Und egal, ob es die Getreide- oder Heuernte war – staubig war es immer. Beim Heu sogar noch schlimmer, weil dann in der engen Scheune auch

noch festgetreten wurde und der Staub in die Nase und in alle Poren drang. Dennoch kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals etwas wie Heuschnupfen gehabt hätte. Der Personaleinsatz früher war wesentlich größer als heute und die Arbeit schwerer.

Die Heuernte begann mit dem Mähen der Wiesen im Juni. Natürlich mußte man dabei auch immer ein Gefühl für die Wettersituation haben. Die Entscheidung, wann genau begonnen werden sollte, war meist ein Glücksspiel. Aber schwerwiegende Fehlentscheidungen habe ich nicht erlebt. Sehr oft wurde der Rat der Alten eingeholt, die lange Erfahrung hatten. Meist hat es gut geklappt, und wurde man doch einmal vom Regen überrascht, warf man schnell eine Plane über den Wagen, damit das Heu trocken nach Hause kam. Wenn man berücksichtigt, daß es damals noch keinen Wetterbericht gab, so genoß die gut ausgeprägte Beobachtungsgabe der Bauern nicht nur für die Feldarbeit, sondern allgemein hohes Ansehen. Gegen Ende des Krieges war der Blick zum Himmel auch oft eine Ausschau nach feindlichen Flugzeugen, was die Arbeit mitunter erheblich behinderte.

Zur Heuernte wurden die Wiesen gern frühmorgens gemäht, weil dann das Gras noch taufeucht und der Schnitt besonders leicht war. Und das



Das Einbringen des Heus war zwar eine staubige Angelegenheit, aber Heuschnupfen so gut wie unbekannt.



Noch vor der Zeit des Deutz-Traktors: Gespannpflügen.

Gras hatte dann den Tag über genügend Zeit, in der Sonne zu trocknen. Meine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, daß immer gute, scharfe Messer für den Mähbalken zur Verfügung standen. Meist saß ich dann mit einem Wetzstein am Bach und mußte die Klingen einzeln abziehen.

Einmal passierte es meinem Onkel, daß er mit dem Mäher ein Wespennest anschnitt. Im Nu ging ein Schwarm der Biester auf ihn los, er sprang von seinem Traktor, und dieser fuhr alleine weiter. Das verhinderte jedoch nicht, daß er eine Menge Striche abbekam und schließlich noch dem herrenlosen Gefährt nachspringen mußte.

Wenn das Gras gemäht war und das Wetter hielt, mußte der Schnitt mehrmals gewendet werden, damit das Heu richtig durchtrocknen konnte. Dafür gab es ein Gerät, den sogenannten Wender, der nicht nur mit Hilfe des Traktors die Grashalme durcheinander wirbeln konnte, sondern man hatte durch einfache Schrägstellung der sich drehenden Rechentrommel die Möglichkeit, das trockene Heu zu Rollen zusammen zu rechen,

hielt das Wetter, so wurde das Heu auf den großen Leiterwagen geladen und in der Scheune über den Stallungen aufgeschichtet. Bei dieser Arbeit waren auch Kinder willkommen, die die Halme festtraten, damit die Scheune recht viel Heu aufnehmen konnte.

So ging es mit dem Ernten immer weiter. Nach dem Getreide kamen die Hackfrüchte wie Kartoffeln und Rüben, dazwischen noch verschiedene Obstsorten wie Mirabellen, die entweder auf der Obstsammelstelle abgeliefert oder im großen Kessel zu »Latwersch« (Marmelade) verarbeitet wurden. Die zuvor von Hand entkernten Mirabellen mußten mehrere Tage im Kessel unter ständigem Rühren zu einem braunen, dicken Brei eingekocht werden. Zucker brauchte man meist nicht zuzusetzen, die Mirabellen waren schon zuckersüß. Die fertige Marmelade füllte man in Rexgläser, die mit einem Gummiring zwischen Glas und Glasdeckel verschlossen, und im Wasserbad durch nochmaliges Aufkochen luftdicht verschlossen und so haltbar gemacht wurden – ein köstlicher Vorrat für magere Zeiten.

Der Deutz-Traktor

Im Jahr 1940 bekam mein Onkel, gleichzeitig mit noch zwei anderen Oberurseler Bauern, einen Deutz-Schlepper zugeteilt. Es war ein grüner 30-PS-Schlepper, der 18 km in der Stunde fahren konnte. An den Hinterrädern hatte er rote Stahlschaukeln, die im normalen Zustand eingeraster auf den Radfelgen saßen. Bei Bedarf auf schwierigem Gelände konnten sie herausgeklappt und auf die Gummireifen aufgelegt werden. Sie verhalfen so dem Fahrzeug mit Anhänger zum Fortkommen bei problematischen Bodenverhältnissen. Allerdings mußte sich dann eine schwere Person auf die Vorderachse stellen und an den Lampen festhalten, weil sonst der Ackerschlepper vorn hochging und einen Bocksprung vollführte. Als Fahrersitz diente ein Blechsitz mit Löchern. Mitfahrer konnten nur auf den Schutzblechen Plätze einnehmen.

In Gang gesetzt wurde das Fahrzeug, indem man einen Docht, der vorher mittels Feuerzeug zum Glühen gebracht wurde, in den Motor einschraubte und danach die Kurbel an der Front des Traktors so lange kräftig drehen mußte, bis der Motor ansprang. Dabei durfte der Daumen nur über der Kurbel zugreifen, da sonst bei einer Fehlzündung Verletzungsgefahr bestand.

Hatte der Motor richtig gezündet, kamen aus dem Auspuff dicke schwarze Dieselwolken, die Fahrzeug und beteiligte Personen einhüllten. An einem Drehgestänge mußte dann Gas gegeben werden. Mein größter Wunsch war es, den zwar kleinen, aber immerhin für die damalige Zeit modernen Dieseltraktor einmal fahren zu dürfen. Im Straßenverkehr war das natürlich nicht möglich, aber auf dem Feld hatte ich vielleicht eine Chance. Als Beifahrer durfte ich immer auf dem rechten Schutzblech mitfahren, was wesentlich angenehmer war, als auf dem ratternden, eisenbeschlagenen Anhänger zu sitzen. In der Handhabung dieses Gefährts konnte ich mich in der Zwischenzeit bestens aus.

So ergab sich eines Tages die Möglichkeit, auf einer großen Parzelle an der Stedter Chaussee beim Eggen, wiederum als Beifahrer, dabei zu sein. Nach einigen Runden sagte mir mein Onkel, daß ich jetzt das Steuer übernehmen könne, er müsse nur mal schnell zu seinem Freund, dem »Rompfe Heine«, der seine Gärtnerei auf dem Nachbargrundstück hatte. Ich wußte, daß seine Abwesenheit wohl länger dauern würde, zumal mir bekannt war, daß es dort immer etwas schnapsiges zum Trinken gab.



Das hier gezeigte Modell entspricht dem Traktor, der seit 1940 auf dem Margarethenhof von Karl Ruppel zum Einsatz kam. Aufgenommen wurde er allerdings bei einer Ausstellung am Hessenpark.



Der Heuwagen – schon vom Deutz-Traktor gezogen – strebt in der Gartenstraße (heute Korfstraße) dem heimischen Hof in der Ackergasse entgegen.

In der Korfstraße, die parallel zur Vorstadt verläuft, haben sich bis heute breite Einfahrten zu den dahinter liegenden Arealen und Gebäuden erhalten.

Die Übergabe klappte einwandfrei, Gas geben war auch kein Problem, und voller Stolz fuhr ich los. – Einige Runden wurden auch gedreht, bis auf einmal am Ende des Feldes eine Kurve kam und das Steuer eingeschwenkt werden mußte. – Was war denn das? Das Lenkrad ließ sich nicht mehr zurückdrehen, und das Gefährt drehte sich unaufhörlich im Kreis. Vor lauter Krise konnte ich auch das Kupplungspedal nicht mehr bewegen. Meine Füße waren einfach zu kurz. Und immer weiter fuhr ich im Kreis. Es war wie auf einem Karussell. Die angehängte Egge hatte schon tiefe Furchen auf dem Acker gegraben als mein Onkel mit langen Sprüngen – er war fast 2 Meter groß – angerannt kam, aufsprang und das Ganze zum Halten brachte.

Ich war natürlich tief enttäuscht, daß ich die Zugmaschine doch nicht so richtig beherrschen konnte. Aber keineswegs hinderte mich dies, es dann wieder zu probieren, als die Beine etwas länger geraten waren. Auf dem Feld konnte ich immer schon mal probieren und mit angehängtem Erntewagen von Strohhaufen zu Strohhaufen fahren. Aber erst in den späten Jahren war ich so weit, daß ich den Schlepper starten konnte, und mit Anhänger, natürlich ohne Führerschein, aber voller Stolz durch die Stadt fahren durfte. Es war die Zeit nach dem Umsturz, als die Polizei recht großzügig war.

Reicholds aus der Schlenkergasse (s. auch Abbildung Seite 47) hatten den gleichen Traktor, und

da der Fahrer sich nach Kalbach verheiratete, mußte seine Schwester Ria das Fahrzeug fahren. Und weil sie sich noch nicht richtig auskannte, wurde ich öfters zu Hilfe gerufen.

1948 starb mein Onkel, und die Landwirtschaft mußte, zumindest bis zur Auflösung, weitergeführt werden. So lag es nahe, daß ich mehr auf dem Bauernhof war als irgendwo anders.

Nachdem ich meine Lehre als Maschinenschlosser angetreten hatte, fühlte ich mich stark genug, auch einige Reparaturen am Traktor ausführen zu können.

Eines Tages dachte ich, daß es ganz sinnvoll wäre, auch einmal die Gangschaltung sauber zu machen und zu ölen. Flugs wurden die vier Befestigungsschrauben gelöst, die Schaltung herausgezogen, abgeputzt, geölt und wieder eingesetzt. Als die Schrauben wieder fest angezogen waren, war das ja keine große Sache gewesen. Nun wurde die Maschinerie wieder angeworfen und siehe da, das Fahrzeug rollte vorwärts, geradewegs auf das Tor zu, ohne daß ein Fahrer zu sehen war. Erstaunt und ungläubig sprang ich zur Seite, und mit lautem Krach fuhr der Traktor gegen das Tor, von dem er allerdings gestoppt wurde.

In meiner Unkenntnis hatte ich die Gangschaltung verkehrt eingesetzt und dabei die Gänge verwechselt. Dort wo Leerlauf sein sollte, war jetzt auf einmal ein Vorwärtsgang. Es blieb nichts anderes übrig, als einen Deutz-Monteur kommen zu lassen, der alles wieder richtete.

Die Dreschmaschine

Wenn etwa Ende August die Ernte eingebracht war, kam die Zeit, da das in den Scheunen lagernde Getreide gedroschen werden mußte. Dies geschah für den Margarethenhof in zwei Phasen:



Heinrich Stock (links, in Oberursel auch »Balbo« genannt) vor seiner Dreschmaschine auf dem Lagergelände am Gattenhöfer Weg, um 1954.

Zuerst in der Ackergasse, wenn die Dreschmaschine vom »Stocke Richard« – später machte dies sein Sohn Heini, auch »Balbo« genannt – in Oberursel die Runde machte und zunächst innerhalb der Stadt die landwirtschaftlichen Betriebe abarbeitete, so daß ein Bauer nach dem anderen an die Reihe kam.

In der zweiten Phase kamen die Feldscheunen dran. Da die Ruppel'sche Feldscheune eine der größten in Oberursel war – sie lag unterhalb der heutigen Tennishalle der »Alten Leipziger« – wurde sie auch als erste für den Dreschvorgang vorgesehen. Mit einem großen »Lanz-Bulldog« wurden die einzelnen Elemente angefahren. Die Ausrüstung bestand aus der Strohpresse, dem Dreschwagen, in den von oben das Dreschgut eingelegt

wurde, und dem Getreidekörperteil, bei dem hinten zwei Getreidesäcke eingehakt wurden (an diesem Teil wurde die Spreu vom Weizen oder Korn getrennt und mit breiten Rohren ausgeblasen);

und, nicht zu vergessen, dem Antrieb, dem »Lanz Bulldog«. Innerhalb der Stadt brauchte man ihn allerdings nicht, denn dort gab es Stromanschluss, der mit einem dicken Kabel zu dem Strommast hergestellt wurde.

Der Bulldog wurde mit zwei Winden festgezurt, damit der Antriebsriemen immer gespannt blieb. Angetrieben wurde mit einem langen Flachriemen, der mit dem vorderen Teil der Dreschmaschine verbunden war und den Riesensystem zum Laufen brachte. Mehrere kleine und größere Riementriebe waren über das ganze Maschinensystem verteilt, um die einzelnen Aggregate synchron in Gang zu halten, und wenn alles lief, gab es einen Höllenlärm – für »Balbo« sicher ein Ohrenschmaus!

Das Antriebsaggregat, den »Lanz«, anzuwerfen, war immer ein größeres Schauspiel und sorgte für Aufregung. Zuerst wurde der Glühkopf des Traktors mit einer Lötlampe aufgeheizt, bis er glühend heiß war. Die Lenksäule des Traktors war vorher abgenommen und in die seitliche Antriebsscheibe gesteckt worden, und an diesem Rad mußte der Maschinenführer so lange mit Gewalt drehen, bis aus dem Schornstein weiße Wölkchen auftauchten, zuerst vereinzelt, und wenn er dann Glück hatte und der Traktor im richtigen Moment zündete, er in der richtigen Dosierung Gas gab, puffte und knallte es immer mehr, so lange, bis die richtige Umdrehungszahl erreicht war und die Dreschmaschine angekoppelt werden konnte und schließlich brummte und summte. Hatte er aber Pech, war die ganze An-



Ein ganz ähnliches Modell wie das von Heinrich Stock ist heute im Hessenpark in Funktion zu bewundern.

strengung vergebens, und der Vorgang mußte von vorn beginnen – und das konnte mehrmals passieren. Ringsum standen die Bediener der Dreschmaschine und ihre derben Kommentare waren dabei meist nicht besonders hilfreich.

Mit den Dreschmaschinen kamen ja immer eine Menge Leute, es waren meist acht bis zehn Hilfskräfte, so daß auf die Hausfrau viel Arbeit zukam, weil das ganze Personal, zusätzlich zu den eigenen Leuten, viermal am Tag mit Essen zu versorgen



Auch einen »Lanz Bulldog« gibt es im Hessenpark, der hier gerade fachmännisch angeworfen wird.

war. Meine Mutter mußte in dieser Zeit immer mit einspringen. Eimer voller Kartoffelsalat waren vorzubereiten, Fleisch, Brat und Wurst wurden aufgetischt, Apfelwein aus dem eigenen Keller mußte gezapft und zur Feldscheune transportiert werden.

Der Ablauf an der Maschine war etwa folgendermaßen: Auf der Tenne standen zwei Personen, die den beiden Arbeitern auf der Maschine die ein-

War das Fuhrwerk mit den Getreidesäcken voll beladen, fuhr man es zur »Messers-Mühle« an der Bleiche, wo die Säcke zunächst im Vorratssilo verschwand. Später wurde dann ihr Inhalt zu Mehl vermahlen.

Aus dieser und den vorangegangenen Darstellungen kann man erkennen, wie arbeitsaufwendig die landwirtschaftliche Tätigkeit vor etwa fünfzig Jahren noch war im Vergleich zu heute.



Die Dreschmaschine preßt das leergedroschene Stroh in quaderförmige Ballen, verschnürt sie und stößt sie hinten aus. Wie man hier sieht, klappt das Verschnüren im Hessenpark noch nicht so wie es sein sollte, und die Strohballe fallen auseinander, noch ehe sie auf dem Leiterwagen landen.

zelen Garben zuwarfen. Das Garbenbündel wurde aufgeschnitten und mit den Ähren zuerst über den Tisch in die Maschine geschoben. Dort wurden die Ähren maschinell ausgeklopft und die Körner über ein Sieb von der Spreu getrennt. Die Spreu wurde ausgeblasen, und die Körner rieselten in die angehängten Säcke. War ein Sack voll, mußte umgeschaltet werden, so daß dann die Getreidekörner in den zweiten Sack einlaufen konnten. Den vollen Sack nahm man ab, schnürte ihn zu und trug ihn zu einem bereitstehenden Fuhrwerk. Natürlich waren die gefüllten Säcke schwer. An der angeschlossenen Ballenpresse wurde das so entkernte Stroh zusammengedrückt, verschnürt und ausgestoßen. Die quaderförmigen Strohballe mußten in der Scheune gestapelt werden.

Meist hatte mein Onkel Karl einen kleinen Rehpinscher auf dem Schoß, wenn er Besorgungen mit dem Traktor machte. Es war eine kleine Hundedame, genannt Möbbes, weil sie etwas dicklich war. Ihr hatte man, wie zu dieser Zeit bei der Hunderrasse üblich, den Schwanz kupiert. Normalerweise hätte man auch die Ohrenspitzen zuschneiden müssen, damit sie strack nach oben stünden. Da die Kleine jedoch mit dem Schwanz sich so jämmerlich angestellt hatte, blieben ihre Ohren so wie sie waren. Diese kleine Lieblingsschoßdame hat immer, wenn sie nach Hause kam und meine Tante oder unterwegs einen Bekannten sah, die Zähne so gefletscht, daß es aussah, als lachte sie. — Vielleicht hat sie ja gelacht, gefreut hat sie sich auf jeden Fall!

Das Judenpogrom

Schon früher hatte ich in den Geschäften die Leute gesehen, die auf der Kleidung einen gelben Stern mit dem schwarzen »J« trugen. Aber meine Neugier, was dieses Zeichen zu bedeuten hatte, wurde nicht eindeutig befriedigt, die Antworten waren ausweichend.

Der 9. November 1938 markierte auch in Oberursel den Beginn der Verfolgung der Juden. Ich erinnere mich noch an die Zerstörung des Textil- und Konfektionsgeschäfts Unger in der Unteren Hainstraße 13, das schon seit April 1933 von SA- und SS-Posten boykottiert wurde, indem man Kunden schikanierte und am Betreten des Geschäfts zu hindern versuchte. In meiner Erinnerung sind noch die eingeworfenen Schaufensterscheiben und die auf die Straße geworfenen Waren. Nazi-Marodeure hatten alles kurz und klein geschlagen und aus dem Haus geworfen.

Schräg gegenüber war zu dieser Zeit die Unterkunft der sogenannten Schutzstaffel (SS) in der heutigen »Räucherammer«. Kein Wunder, daß



das auf der anderen Straßenseite befindliche Judengeschäft besonders zu leiden hatte. Nachdem ich meiner Mutter von der Zerstörung erzählt hatte, wurde mir verboten, dort jemals wieder hinzugehen.

Auch in der Vorstadt gab es vor dem Kaffee- und Schokoladengeschäft von Frau Mermann, vormals Witwe Hasan, zeitweilig einen Auflauf, weil SA-Posten den Zugang zum Geschäft behinderten.

In das Haus der Familie Feinberg am Marktplatz zog nach deren Vertreibung ein verdienter SA-Genosse mit vier Kindern ein. Einer davon war in der Volksschule ein Klassenkamerad von mir.



Siegfried Unger betrieb in der Unteren Hainstraße 11 (heute »Sentimento«) ein gutgehendes Textil- und Konfektionsgeschäft, das damals als erstes Geschäft dieser Branche am Platze galt. Der begeisterte Fußballfan Siegfried Unger versorgte auch die Mannschaften mit Sportkleidung.

Nach den Aprilboykotten 1933 zogen SA und SS-Posten vor dem Geschäft auf und behinderten die Kunden. Umsatz und Rendite gingen zurück bis zur Kristallnacht 1938, als die Schaufensterscheiben eingeworfen und die Waren auf die Straße gezerrt wurden.



In der heutigen »Räucherammer«, fast genau gegenüber von Ungers Geschäft, hatte während der NS-Zeit die sog. Schutzstaffel (SS) ihre Unterkunft. Noch lange nach Kriegsende war an der Fassade die schlecht übertünchte Aufschrift zu lesen: »Unterkunft der Schutzstaffel«. Im Gebäude waren auch zeitweilig z. B. französische Zwangsarbeiter einquartiert.

Das unten abgebildete Haus in der Lindenstraße 5 war damals Sitz der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei (NSDAP). Hier wurden auch – lange nach dem Krieg – die mit der Währungsreform ungültig und wertlos gewordenen Reichsmarkscheine und RM-Münzen in großen Kisten gesammelt und von hier zur Entsorgung gebracht.



Mirabellen

Die Mirabelle ist eine Obstsorte, die vornehmlich in Südlagen des Taunushangs, in Kronberg und Oberursel geerntet wurde. In diesen Gebieten gab es bis in die sechziger Jahre Baumstücke mit in Reihen gepflanzten Mirabellenbäumen.

Die Erntezeit dieser kleinen, goldgelben Frucht ist im August bis Anfang September. In dieser Zeit sah man viele junge und alte Obstpflücker, die mit Hand- oder Pferdewagen, mit Leitern, Körben und Steigen unterwegs waren, um diese damals begehrte Frucht von den Bäumen zu holen. Vorsichtig, damit man möglichst wenige Äste des Baumes beschädigte, wurde das Obst in Spannkörbe gepflückt. Die Arbeit war mühsam, aber da meist mehrere Personen zusammen waren, auch unterhaltsam.

Am Abend wurden die gefüllten Steigen entweder an der Obstsammelstelle abgeliefert oder am nächsten Tag zu Hause weiterverarbeitet. Die Obstsammelstelle befand sich damals an der Eppsteiner Straße, dort wo heute das Homm-Haus steht. Die Ware wurde gewogen und gegen Quittung entgegengenommen. Meist traten die Früchte am nächsten Tag den Transport in verarbeitende Konservenfabriken an. Die Bezahlung erfolgte zu einem späteren Zeitpunkt.

Die häusliche Verarbeitung sah so aus, daß man die noch nicht ganz ausgereiften, gewaschenen Früchte in Weckgläser mit Wasser und Zucker einfüllte und dann durch Kochen sterilisierte. So blieb der Inhalt lange genießbar. Auf diese Weise behielten die Mirabellen ihre goldgelbe Farbe, hatten eine rippelige Haut und schmeckten ausgezeichnet zu Pfannkuchen, Grieß- oder Reisbrei, besonders im Winter, wenn es kein frisches Obst oder nur teure Konserven gab. Während des Krieges gab es weder das eine noch das andere.

Eine weitere Art der Verarbeitung war die Herstellung von Brotaufstrich, in Oberursel »Latwersch« genannt. Dazu mußten die Früchte allerdings entkernt werden. Mehrere Frauen waren damit stundenlang beschäftigt. Die entkernten Früchte wurden dann in den großen kupfernen Waschbottich gegeben, der mit Holzfeuer angeheizt wurde. Zunächst köchelten die Mirabellen vor sich hin, bis sie zerkocht waren. Nun mußte mit einem abgewinkelten Rührer, dessen unteres Ende der Wölbung des Kessels angepaßt war, mehrere Stunden, oft die ganze Nacht hindurch gerührt werden, damit sich an der heißen Kessel-

wand nichts ansetzen und anbrennen konnte. Langsam entstand ein zäher, süßer, brauner Brei, dessen Niveau ungefähr auf die Hälfte der ursprünglichen Höhe geschrumpft war. Die so entstandene, dunkelbraune Masse war die fertige Marmelade, die man, soweit sie nicht sofort verwendet wurde, in Weck- oder Rexgläser gefüllt haltbar machte. Zwischen Glas und Glasdeckel wurde ein passender roter Gummiring eingelegt und das Ganze mit einer Metallklammer zusammengedrückt. In spezielle, große Kochtöpfe,



Auf dem Areal des heutigen Homm-Hauses an Kreisell Hohemarkstraße gab es nach dem Krieg ab und zu Karussell und Schiffschaukel, wie hier an den Wohnwagen von Schaustellern zu sehen. Im Hintergrund ein Teil der Obstsammelstelle.

die mit Wasser gefüllt waren, versenkte man dann sechs dieser Gläser auf einem Metallgestell, und ein aus dem Deckel ragendes Thermometer zeigte die Temperatur des Inhalts an. War die vorgeschriebene Erhitzung erreicht, konnte das Gestell mit den Gläsern aus dem Topf gehoben, die Klammern entfernt werden, und der Deckel saß hermetisch fest auf dem Glas. Zum späteren Öffnen zog man fest an der Lasche des Gummirings, und mit einem »Zisch« löste sich der Glasdeckel. So hatte man in Zeiten der Not einen süßen Brotaufstrich, von dem noch heute viele Oberurseler schwärmen als die beste Marmelade, die ein Brot je gesehen hat.

Heute findet man Mirabellenbäume bei uns nur noch selten. Meist sind es alte, verwilderte Exemplare. Da sich niemand mehr mit der aufwendigen Ernte und Zubereitung beschäftigt, wurden die meisten Bäume gerodet und die Frucht gerät hier langsam in Vergessenheit. In manchen Gegenden Frankreichs erfreut sie sich aber nach wie vor großer Wertschätzung.

Waldfrüchte

Sie waren eine willkommene Ergänzung unseres Speiseplans in Notzeiten. Das waren die Zeiten des Zweiten Weltkriegs, 1939 bis 1945, und die Jahre danach bis 1949.

Lebensmittel waren in dieser Zeit nur in geringen Mengen zu kaufen. Die täglichen Zuteilungen auf Lebensmittelkarten waren mit 1.000 kal. äußerst gering, und schon gar nicht ausreichend, wenn man noch arbeiten mußte.

Um die kärgliche Ration aufzubessern und den Speiseplan etwas zu bereichern, suchten wir oft die nahe gelegenen Wälder auf. Im Sommer galt unser Interesse den Heidelbeeren und Waldhimbeeren, später den Pilzen, Bucheckern, Brombeeren und Eßkastanien.

Ausgerüstet mit Bechern und Kannen und in Grüppchen mit Freunden und den Kindern zogen wir nach einem Marsch bis zur Hohemark oder einer Fahrt mit der Lokalbahn dorthin in die Wälder des Heideltränkts, um in mühsamer Kleinarbeit die Heidelbeeren zu ernten. Die kleinen blauen Beeren hingen meist verborgen unter dem grünen Blattwerk der kniehohen Büsche, sie mußten abgezapft und in einer Blechtasse gesammelt werden. War – nach langer Plackerei – die Tasse voll, wurde sie in einen größeren Behälter geleert, und das Ganze fing von vorne an. Immer wieder wurde verglichen, wer die meisten Beeren gesammelt hatte. Da es eine Ewigkeit dauerte, bis die Tasse voll war, verloren die Kinder bald die Lust. Und da die mühsame Kleinarbeit nur im Bücken zu bewältigen war, wurden die Älteren von Rückenschmerzen geplagt.

Mit blauen Händen und Mäulern trat man den Heimweg an. Am nächsten Tag stand das Backen des Heidelbeer-Hefekuchens auf dem Programm. Mit wenig Zucker bestreut, war das ein Festessen, auch diesmal mit schwarzen Mäulern bei der ganzen Familie. Heute will kaum noch jemand in unseren Wäldern Heidelbeeren pflücken. Abgesehen von der mühevollen Ernte und den verhältnismäßig günstigen Angeboten aus Polen, zum Beispiel bei Herrn Gasser in der Vorstadt, ist es die Angst, man könne vom Fuchsbandwurm befallen oder von einer Zecke gebissen werden – beides unter Umständen mit schlimmen Folgen für die Gesundheit. Solche Befürchtungen waren uns damals fremd. Zwar gab es den Fuchsbandwurm und es gab Zecken. Aber die Aufklärung über die Risiken, die von ihnen ausgehen, die gab es nicht.

So waren wir – zumindest psychologisch – davor gefeit. Und mir ist auch kein Fall bekannt geworden, daß jemand sich im Taunus in dieser Weise infiziert hätte.

Ab Juli, im ganzen August und bis in den September und Oktober war die Pilzzeit. Mit Spankörben wurden Wälder und Wiesen durchstreift und Pfifferlinge, Birkenpilze, Schirmpilze, Butterpilze, Bläulinge und Steinpilze gesucht und in die Körbe gelegt. Freudige Höhepunkte waren jene Augenblicke, wenn man, auf dem Bauch liegend, etwa eine Schonung durchgerobbt hatte und schließlich einen oder eine ganze Familie der begehrten Steinpilze fand. Mit dem Messer wurden die Prachtexemplare vorsichtig vom Waldboden gelöst, leicht gereinigt – und schon konnte man ihren wunderbaren, unvergeßlichen Duft wahrnehmen: Steinpilz, König der Pilze! Mit Zwiebeln gedämpft und angebraten schmeckte er wie gebratenes Kalbfleisch. Auch nicht zu vergessen: die »Fette Henne«, ein knackiger, fester Pilz, der meist in der Nähe von vermodernden Baumstämmen wächst.

Als zu Ende des Krieges die vielen Flüchtlinge kamen, hielt sich hartnäckig das Gerücht, es gäbe jetzt ihretwegen keine Pilze mehr in den Wäldern, sie würden alles »abgrasen«.

Der Spätsommer brachte die auf den Wiesen wachsenden Champignons hervor. Waren sie auf Weiden geerntet, ließen sie die Küche nach Kuhfladen duften – aber geschmeckt haben sie trotzdem!

Der Herbst war die Zeit der Eßkastanien und der Bucheckern. Letztere waren so klein, daß man auf die Knie mußte, um sie aufzulesen. Wir brachten die Ernte am nächsten Tag zum Nachbarn, der sich eine Ölpressen gebastelt hatte, mit der er das damals so kostbare Öl auspressen konnte. Für ein Kilo Bucheckern gab es etwa einen halben Liter Öl. Natürlich hatte er auch Anspruch auf einen Teil der Ernte.

Bei den Eßkastanien war es nicht ganz so mühsam, dafür aber stachelig. Wir Buben stellten damals Überlegungen an, wie man am besten auf die Bäume kommen konnte, um die Früchte abzuschütteln. Als Vorbild nahmen wir uns die Telefonmonteure, die mit ihren Steigeisen die Telefonmasten hochklettern konnten. Leider wurde die Maßnahme jedoch nicht von unseren Eltern unterstützt.



Hans Thoma, Kastanienhain bei Oberursel. Im Wald westlich von Oberursel wachsen viele Edelkastanien, und ihre Früchte waren ein von jedermann geschätztes Zubrot in den mageren Zeiten nach dem Krieg.

Nicht nur in Notzeiten ist die Eßkastanie, verschiedenartig zubereitet, eine Delikatesse. Allerdings ist der Weg zu dem begehrten Kern mit viel Arbeit verbunden. Die braune Außenhaut kann man aufschneiden und entfernen oder aber auch mit einem Schnitt versehen in den Backofen legen bis sie aufplatzt und abgepellt werden kann. Soll die Frucht jedoch durch Kochen zubereitet werden, ist es notwendig, daß auch die zweite, dünne Haut entweder mit heißem Wasser gebrüht und anschließend mit dem Messer mühsam entfernt oder durch Hitze eingetrocknet und abgepellt wird. Erst dann ist die Edelkastanie entweder roh genießbar oder kann so lange gekocht werden bis sie mehlig gar wird. Beliebtes Beiwerk zur Kastanie sind Wirsing, Rotkraut und – an Weihnachten – mir Sellerie und Rosinen als Füllung für die Weihnachtsgans!

Erntefelder wurden im Sommer und Herbst auf Eßbares durchsucht. So wurden auf abgeernteten Feldern liegengebliebene Ähren aufgesammelt und die Körner für Mehl aufbereitet. Kartoffelfelder waren nach dem Abernten das Ziel vieler Hungeriger, die nach übersehenen Knollen Ausschau hielten. Aber der Feldschütz (der »Spieler Franz«) war wachsam und paßte auf, daß niemand etwas erntete, was ihm nicht gehörte. Da er immer mit seinem Fahrrad unterwegs war, kamen böse Buben auf die Idee, ihm das Fahrrad zu verstecken. So konnten wir vorübergehend ungestört Mundraub begehen. Feld und Wald waren so in Notzeiten geschätzte Quellen für Ergänzungen auf dem kargen Speisezettel.

Schafe

In meiner Jugend gab es in Oberursel noch eine größere Schafherde von immerhin etwa 150 Tieren. Auch der Margarethenhof meines Onkels hatte einen Bestand von ca. 30 Tieren. In der auf genossenschaftlicher Grundlage stehenden Zucht hatten alle Bauern wie auch einige Bürger, der Wolle und des Fleisches wegen, Schafe gehalten. Ein Schäfer war verpflichtet worden, sich um sie zu kümmern. Daneben lieferten sie einen Naturdünger für den Feldbau, der seines hohen Wertes wegen früher versteigert wurde. Oberurseler Schäfer war zu meiner Zeit der Schäfer Engelhard, der in der Schulstraße wohnte. Damals gab es in der Innenstadt noch 20 mehr oder weniger große Bauernhöfe.

Ging man durch die Freiligrathstraße hinaus in die Felder, durch die damals noch keine Autobahn lärmte, konnte man den Schäfer mit seiner Herde im Gatter, oder der Herde langsam voranschrei-



Die von den einzelnen Bauernhöfen und sonstigen Schafhaltern in der Innenstadt abgeholten Tiere werden hier auf dem Weg zur Weide durch die Hospitalstraße geführt. Links ist die Toreinfahrt zum »Apfelwein-Simon« zu erkennen.



Der Schäfer, Herr Gras, auf der »KHD-Wiese« in den 1960er Jahren

tend und sie zu den nächsten Weideplätzen treibend sehen. Schon von weitem war der typisch landwirtschaftliche Geruch des Schafsdungs auszumachen. Sehenswert waren immer die beiden Schäferhunde, wie sie, auf den Pfiff des Schäfers hörend, die Herde zusammenhielten. Der Schäfer selbst hatte meist einen breitrempigen Hut auf, bei schlechtem Wetter tief ins Gesicht gezogen, und einen wetterfesten Mantel übergeworfen. Bei schönem Wetter hing dieser leicht über der Schulter. In der Hand hielt er einen Stab, der mit einer dreieckigen und glänzenden kleinen Schippe und einem Fanghaken versehen war. Er beobachtete seine Herde genau, und wenn eines seiner Tiere lahmt, wurde es mit dem Haken eingefangen, mit einem kräftigen Ruck auf den



Auf dem Rückweg von der Weide hinterließen die Schafe zum Beispiel auch in der Oberen Hainstraße ihre Knittel – damals als Naturdünger hochgeschätzt.



Manche Schafe privater Besitzer führten ein privilegiertes Einzeldasein – wenn auch angepflockt – auf üppiger Weide, wie hier auf der Wiese vor dem ehemaligen Camp King, bzw. Reichsiedlungslehrhof.



Kaum war der Schnee geschmolzen, wurden einzelne Schafe auch auf die Bleiche geführt, um die letzten verbliebenen oder die ersten sich zeigenden Halme zu nutzen. Damals stand noch die markante Linde im Zentrum der Bleiche.

Rücken gelegt, um es genauer zu untersuchen. Wenn es lahmte, hatte es meist etwas an den Hufen. Flugs zog er dann ein

gekrümmtes, etwas größeres Taschenmesser hervor, mit dem er die Klauen ausschnitt, ehe das Tier wieder in die Herde entlassen wurde. Solche Bilder gehören jedoch in Oberursel schon längst der Vergangenheit an.

Wollten die Bauern, daß die Herde auf eines ihrer Felder getrieben wurde, hatten sie dafür zu sorgen, daß Gatter für den Pferch und die fahrbare Schäferhütte auf das betreffende Areal transportiert wurden.



Das Leben in der fahrbaren Schäferhütte wurde meist romantisch verklärt.

Darüber hinaus hatten sie für die Zeit des Aufenthalts auf ihrem Gebiet auch für die Verköstigung des Schäfers zu sorgen. Da der Schäfer auch nachts bei der Herde bleiben mußte, hatte er in der zweistöckigen Hütte ein Bett und einige Kisten, so daß er es sich einigermaßen gemütlich machen konnte. Für die beiden Hunde gab es darunter Hundehütten. Liebend gern hätte auch ich einmal in dieser Hütte übernachtet. Das zu einem Viereck aufgestellte Gatter wurde vom Schäfer täglich versetzt, so daß ein Acker jeweils abschnittsweise von der Herde gedüngt wurde. In der Einzäunung war ein großer Salzblock befestigt, an dem die Tiere lecken konnten, um ihren Salzbedarf zu ergänzen.

Im Winter, wenn draußen Schnee lag, hielt man die Schafe in den heimischen Höfen. Frühmorgens kam dann der Schäfer vorbei, um sie abzuholen. Die Herde wurde auf dem nächsten Weg aus der Stadt geführt. Die Schaftsknitel waren danach über die ganze Strecke verstreut. Gab es nur wenig Schnee, zogen die Tiere trotzdem auf die Felder, um das unter dem Schnee liegende Gras herauszuscharren. Und vor der Dunkelheit trieb man sie wieder in die heimischen Ställe. Um die jeweiligen Tiere zu erkennen, trugen sie auf dem Rückenfell ein farbiges Kennzeichen, meist der Anfangsbuchstabe des Besitzers.

Im Frühjahr, wenn die Schafe wieder ständig auf dem Feld blieben, mußte der heimische Unterstand vom Mist befreit werden. Das war eine zeitraubende Arbeit, weil sich während der Wintermonate die Streu dort einen halben Meter hoch angehäuft hatte. Aber – wie gesagt – dieser Mist bildete einen geschätzten Naturdünger.

Die Apfelweinkelterei

Regelmäßig im Sommer, wenn der alte Apfelwein aufgebraucht war, wurden die leeren Fässer in den Hof transportiert, um dort mit warmem Wasser gereinigt zu werden. Anschließend zündete man ein Schwefelblättchen an und hielt es in das Spundloch des Fasses, damit der Rauch das Fass ausschwefelte. So wurden alle leeren Fässer für die nächste Füllung vorbereitet.

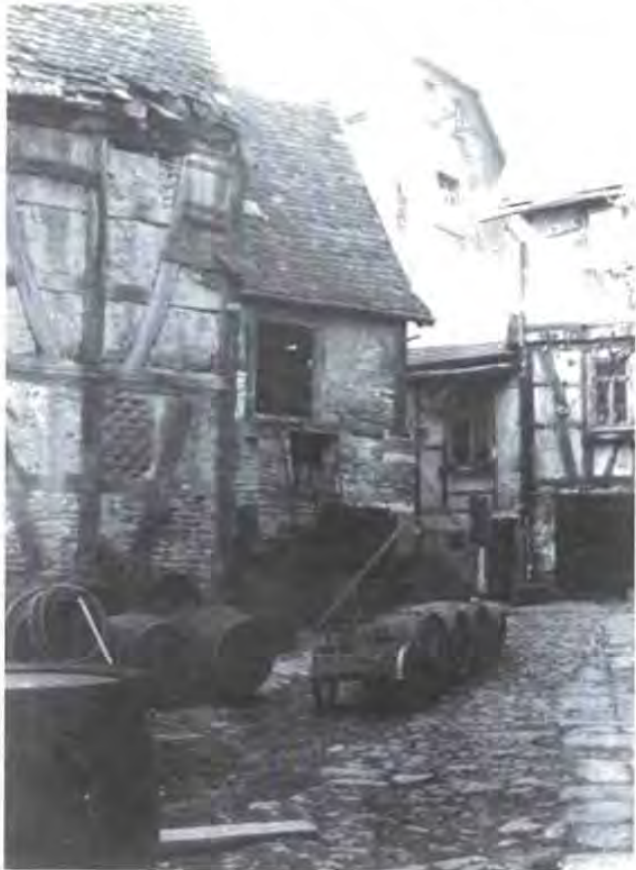
Für den Apfelwein bevorzugte man bestimmte Apfelsorten, insbesondere Trierische Weinäpfel, die man heute kaum noch findet, und andere, geringwertige Apfelsorten, die zu nichts anderem tauglich waren und nur zu diesem einen Zweck angepflanzt wurden, dazu in geringem Maße der Speierling, der heute schon unter Naturschutz steht. Die Apfelsorten waren meist so sauer, daß sich niemand daran vergriff, es sei denn, er wollte selbst Apfelwein kelteren.

War die Zeit der Ernte gekommen, zog man mit Wagen, Leitern, Körben und Säcken hinaus auf das Apfelbaumstück. Die jüngeren Buben kletterten in die Baumkronen, um mit Anstrengung jeden Ast leer zu schütteln. Manchmal kamen auch Ast und Schüttler dabei mit einem Schrei zu Boden. Solche Abstürze hatten jedoch meist keine schwerwiegenden Folgen. Für die unter den Bäumen aufsammelnden Personen konnte es dann unangenehm werden, wenn der Apfelregen auf sie niederprasselte. Der auf dem Baum Sitzende machte sich meist einen Spaß daraus, die unten knien- den Leute einzudecken.

Waren alle Bäume abgeerntet, die Äpfel eingesackt und auf das Pferdefuhrwerk geladen, wurde die Ernte nach Hause gefahren. Mit dem Keltern

durfte man dann nicht lange warten, denn es handelte sich um eine verderbliche Ware. Die Äpfel wurden in großen Wannen gewaschen und danach in einer Mühle gemahlen. Dabei spielte es keine Rolle, ob sie wurmig oder fleckig waren oder angeblotzte Stellen hatten. Der Gärprozess würde später alles bereinigen. Faule Äpfel wurden jedoch sorgfältig entfernt.

Am Boden der Waschküche waren drei starke Schrauben eingelassen, die die Kelterpresse festhielten. Diese hatte zwei halbrunde, gatterartige



Beim Apfelwein-Simon wurden die leeren Fässer in den Hof gerollt zur jährlichen Reinigung mit warmem Wasser und Schwefelrauch.



Eine Apfelweinpresse, wie sie in vielen Oberurseler Bauernhöfen stand und jährlich in Aktion trat. Dieses Exemplar steht heute im Hof des Vortanunsmuseums am Marktplatz.

und miteinander verbundene Einsätze, in die die Apfelmäusche eingefüllt wurde. Auf den so gefüllten Innenteil der Presse kamen zwei halbrunde Bretter und zuoberst verschiedene Lagen von dicken Holzklötzen. Danach begann der Pressvorgang, auch Kelter genannt.

Schon beim Einfüllen rinnt etwas Apfelsaft in die Auffangrinne an der Presse und von dort in den bereitstehenden Eimer. In der Mitte der Presse befindet sich eine Spindel, die mit einer Mutter versehen ist, in die eine Eisenstange gesteckt wird. Eine oder zwei Personen drehen die Mutter mittels der Stange immer weiter nach unten und pressen so die Mäusche zusammen. Zunächst geht dieser Pressvorgang ziemlich leicht, so daß auch die Kinder sich daran erproben dürfen und ähnlich wie bei einem Karussell um die Kelter laufen. Sie freuen sich, wenn der Saft immer stärker in den Eimer fließt. Aber bald sind sie mit ihren Kräften am Ende, und Erwachsene müssen weitermachen, so lange, bis aus dem Pressgut nichts mehr herauskommt. Nun wird die Spindel andersherum gedreht bis man Klötze und Abdeckhälften wieder entfernen kann. Die Gatterhälften werden ausgehakt und von der Presse gehoben. Die gemahlten und gepressten Apfelreste, der Trester, kann dann in Kuchenform aus der Presse genommen werden. Er dient als vitaminreiches und geschätztes Viehfutter.

Natürlich ist der ganze Raum erfüllt vom Duft der reifen Äpfel, und der frische Saft, der sogenannte »Süße« wird immer wieder mit Genuß verkostet. Durch den Umgang mit dem Saft und dem Mahlgut sind Hände und die ganze Kleidung klebrig. Problematisch wird es unter Umständen erst am nächsten Tag, wenn der viele Saft seine Wirkung zeigt und schwarzer Tee angesagt ist, damit alles wieder in Ordnung kommt.

Der Saft wird in die bereitstehenden Fässer gefüllt. Nach einigen Tagen quillt der Schaum heftig aus dem Spundloch, der Saft gärt und die noch vorhandenen Verunreinigungen werden aus der Flüssigkeit heraus geschäumt. Jetzt ist der »Rauscher« im Faß, ein Getränk mit noch stärkerer Durchschlagskraft, das noch besser schmeckt, bei dem aber kein Tee mehr hilft, weil man zu viel davon probiert. Jetzt müssen schon Kohletabletten Abhilfe schaffen.

Bei dem nun einsetzenden Gärprozess, der einige Wochen dauert, muß besondere Sorgfalt walten, denn die entstehenden Gase, die schwerer sind als Luft, sammeln sich am Boden des Kellers, und das bedeutet Gefahr für jeden, der sich im Keller befindet. Um solchen Risiken zu begegnen, wird in

einer bestimmten Höhe eine brennende Kerze aufgestellt. Wenn diese erlischt, darf niemand mehr in den Keller gehen.

Nun wurde eines Tages der liebe Junge mit einem Bembel in den Keller geschickt, um vom alten Apfelwein einen Krug voll nach oben zu holen. Der neue war noch nicht ganz reif, er gäerte noch im Kellergewölbe.

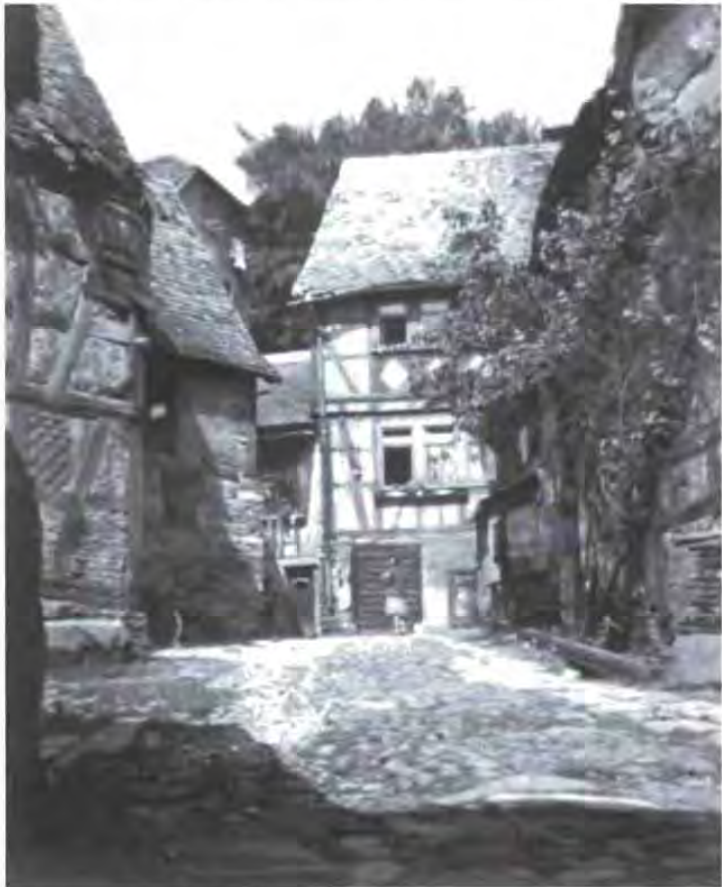
Da ich oft zugeschaut und auch selbst schon gezapft hatte, war das für mich kein Problem. Am Auslauf war dieses Mal kein Zapfhahn, sondern ein Saugrohr, das mit der Schlauchseite in den Mund gesteckt und dann mächtig angesaugt werden mußte. Hatte man die Sache richtig gemacht und ordentlich gesaugt, floß der goldgelbe Saft ganz von alleine. Nach all dem süßen Zeug schmeckte dieser einfach wesentlich besser, und so

angezapft floß er ganz von selbst in den Mund. Man brauchte nur noch zu schlucken.

Oben wartete man unterdessen schon eine Weile auf den gefüllten Krug. Aber weder Bembel noch Klaus kamen zum Vorschein. Sollte der in die gefährlichen Gase geraten sein und womöglich leblos im Keller liegen? Jetzt wurde man doch unruhig, und die Tante kam heruntergeeilt. Sie fand den lieben Buben neben dem vollen Krug zwar nicht leblos, doch selig vor. An ihre Worte kann ich mich nicht mehr erinnern, merkte jedoch, als ich an die frische Luft kam, daß die Zunge so merkwürdig schwer war, ich nur noch gehen konnte, indem ich mich an der Wand abstützte, und alles, was ich sagte, keinen rechten Sinn ergab.

Am nächsten Tag konnte ich – wie das in solchen Situationen ist – mich an nichts mehr erinnern.

Das romantische Ensemble im Hof vom Apfelwein-Simon zu Ende der 1950er Jahre ist heute natürlich in jeder Hinsicht saniert und renoviert. Damals hatten hier auch die Pferde und der Postwagen von Bernhard Krämer ihren Unterstand. Auch heute noch werden in diesen Hof hinter dem schönen Natursteintorbogen an der Hospitalgasse in jedem Herbst Berge von Äpfeln angeliefert und anschließend zu Apfelwein verarbeitet.



Unsere Schreibmaschine

Erst kürzlich ist sie mir wieder unter die Augen gekommen. Denn bei uns werden solche Antiquitäten, die vielleicht noch einmal gebraucht werden könnten, nicht einfach weggeworfen.

Im April 1936 hatte mein Vater bei der »Deutschen Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung Willi Halm« in der Strackgasse eine »Mercedes«-Schreibmaschine zum Preis von 186 Reichsmark, abzüglich 2 Prozent Skonto, erstanden – für die damalige Zeit viel Geld. Das wunderbare Schreibwerkzeug hatte er angeschafft, weil er als Bademeister und Masseur der Gustav-Weigand-Stiftung in Bad Homburg die Namen, Badezeiten und Massageterminen wöchentlich den Kurgästen bekanntgeben mußte.

Mit meinen damals vier Jahren konnte ich die Qualitäten eines derartigen schreibtechnischen Wunderwerks noch nicht einschätzen. Auch heute noch stellt sie ein Zeugnis deutscher Wertarbeit dar. Schon der Name gebot eine ähnliche Hochachtung wie noch heute die bekannte Fahrzeugmarke. Selbstverständlich war dieses Wunderwerk für uns Kinder tabu – es war ja kein Spielzeug. In meinen unruhigen Kindertagen hörte ich abends oft das Klappern auf dem Küchentisch, obwohl zur Dämpfung ein dicker Filz untergelegt war.

Mit zunehmendem Alter wird man allerdings neugieriger, und so versuchte ich einmal bei Abwesenheit der Eltern, den schwarzen Holzkasten, mit dem die Maschine abgedeckt war, zu öffnen, obwohl er abgeschlossen war. Aber ich wußte ja, wo der Schlüssel versteckt lag. Schließlich war ich oft Zeuge des Zeremoniells gewesen. Federhalter und Tinte waren mir vertraute, wenn auch ungeliebte Werkzeuge geworden – warum nicht einmal

probieren, ob das umständliche Gekritzel sich nicht in ordentliche Bahnen lenken ließ, um so Abhandlungen zu erstellen, die auch für andere lesbar waren? Denn ich ging schon seit einiger Zeit zum Gymnasium, es gab viel zu schreiben!

Zur Schonung der Walze mußte man eine Zwischenlage



einführen: Papierblatt obenauf und Blatt mit Zwischenlage auf der Walze mit einem Hebel einziehen. Die ersten Buchstaben mit dem Zweifingersystem auf das Papier zu bringen, war auch nicht besonders schwer. So kamen die ersten Sätze, wenn auch zaghaft und langsam, zu Papier. Hin und wieder vertippte ich mich, und um dies zu korrigieren, gab es einen runden, etwas harten Radierer mit einem Pinsel am anderen Ende, mit dem man die Radierkrümel vom Blatt kehren konnte. Sie fielen dann unbemerkt in das Innere der Maschine.

Auf einmal blieb jedoch der Hebel mit dem großen A und dem kleinen a in der Mittelzentrierung hängen. Was war denn das bloß? Die Zange holen und den ganzen Finger nachbiegen – gedacht, getan! Allerdings hielten danach diese Buchstaben nicht mehr *genau Linie in der Zeile*. Merkwürdigerweise kamen bald danach überhaupt keine Buchstaben mehr auf das Papier. Was war bloß geschehen? Bei genauer Untersuchung stellte sich heraus, daß das Farbband ein großes Loch hatte. Man konnte ja das Farbband mit den Fingern vorsichtig aus der Maschine nehmen! Prompt kullerten die beiden Bandrollen auf den Boden und mußten mühsam wieder aufgewickelt, danach der beschädigte Teil des Bandes abgeschnitten und die beiden Rollen wieder eingepaßt werden. Finger schwarz, Küchenboden ebenfalls!

Zuletzt galt es noch, den Kasten wieder aufzusetzen und die Schreibmaschine ganz schnell wegzustellen in der Hoffnung, daß das gekürzte Band und das verflixte »A« niemandem auffällt – sonst gäb's Ärger. – Leider war es aber doch aufgefallen, und ich erhielt eine Tracht Prügel, die »nicht von schlechten Eltern« war!



Die Standuhr

Sie ist etwa zwei Meter hoch, aus dunkel gebeizter Eiche mit Schnitzereien, und stand fast fünf Jahrzehnte in der Ecke des Herrenzimmers meiner Eltern. Hinter der Glastür kann man das runde Zifferblatt, den hin und her schwingenden Pendelkelch, sowie drei an Ketten hängende Messinggewichte erkennen. Die Schnitzereien bestehen aus zwei Rosenknospen mit Blättern, die das Halbrund des Türrahmens am Zifferblatt umranken. Es ist eine Uhr, deren Viertelschläge diejenigen der Westminster-Abtei in London nachahmen und harmonisch abgestimmt sind. Außerdem hat sie natürlich ein Stundenschlagwerk. Holz und Schnitzereien sind in der gleichen Ausführung wie der zum Zimmer gehörende Bücherschrank und Schreibtisch mit zugehörigem Sessel. Die Möbelstücke waren der Stolz meiner Eltern. Die Uhr wurde im Jahre 1927 für 258 Reichsmark von der Uhrenfabrik »Sueva« in Böblingen geliefert. Wie damals noch üblich, mußte eine Anzahlung an den Vertreter geleistet werden, allerdings durften 10 Prozent dann vom Preis abgezogen werden, wenn die Zahlung bis zu einem festgesetzten Termin erfolgte. Zusätzlich erhielt mein Vater noch eine Taschenuhr gratis, die ihm viele Jahre treue Dienste leistete. Was hat diese Standuhr in dem Dreivierteljahrhundert im Kreise der Familie nicht alles erlebt!

Liebe Uhr, du standest zwar immer in der Ecke unseres Zimmers, aber dein Herzschlag und die melodischen Klänge deines Schlagwerks begleiteten mich seit meiner Kindheit. Man konnte dich wahrnehmen, wenn man auf dich bewußt achtete. War man jedoch mit deinem Pulsschlag groß geworden, nimmt man deine Geräusche und deinen Herzschlag nicht mehr wahr.

Für die neuen Etagnachbarn war dies jedoch etwas Fremdes, und manches Mal beschwerten sie sich über die nächtlichen Störungen.

Jede Woche mußten deine Gewichte hochgezogen werden, damit du uns wieder die Zeit genau anzeigen könntest. Dies durfte allerdings nur vom Hausherrn ausgeführt werden. Einmal wurde diese Aufgabe von meiner Mutter übernommen und prompt war dein Leben bedroht. Ein Mechaniker mußte kommen, dein ganzes Innenleben hervorholen und dich auf einem Hocker operieren. Mein Vater durfte davon nie etwas erfahren.

Auch hast du miterlebt, daß das Bild meines Bruders Rudi, das neben dir hing, in dem Augenblick zu Bruch ging, als er im fernen Frankreich starb,

und wie mein Vater lange Zeit am Schreibtisch saß und darüber grübelte, und der Rest der Familie maßlos betroffen war.

Als die Amerikaner kamen, wurde zunächst »Mein Kampf« aus dem Bücherschrank geholt und in deinem Bauch versteckt. Auch die bei den Amis eingetauschten Zigaretten wurden dort verstaut; später fand auch eine russische Armeepistole mit Munition, zum großen Schrecken meiner Mutter, ihren Weg dorthin.

Und wiederum konntest du meinen Vater beobachten, als er traurig auf seinem Sessel saß, weil er seine Arbeitsstelle verloren hatte und seinen Entnazifizierungsbogen ausfüllen mußte. Auch die Feierlichkeiten zu meiner Konfirmation im Jahre 1946 waren, entsprechend der damaligen Verhältnisse, kein erhebender Anblick.

So verging die Zeit, von dir immer angezeigt und mitgeteilt, wie im Fluge. Sie verging sogar so schnell, daß mein Vater den viertelstündigen Westminsterschlag abstellte, um nicht mehr daran erinnert zu werden, daß sie für ihn zu schnell verrann. Auch suchte er in seinen letzten Tagen die Pistole, um sein Leben gewaltsam zu beenden. Sie war jedoch von meiner Mutter schon lange vorher ausgelagert worden.

Heute geht das Uhrenleben in unserem Hause weiter, und sie hat vor kurzem ein neues Jahrtausend eingeläutet. Wenn ich in der Nacht gelegentlich ihre Stundenschläge höre, kommen mir all die Erinnerungen zurück.



Fahrräder

Schon als Dreijähriger – wie das Bild beweist – war ich auf einem Dreirad zu sehen, das mir nicht gehörte. Als ich sechs Jahre alt war, schenkten mir meine Eltern ein Kinderfahrrad Marke »Elite« zu Weihnachten, gekauft im Oberurseler Fachgeschäft Raufenbarth in der Vorstadt. Wahrscheinlich war die Tatsache, daß mein Freund Werner ein solches Kinderfahrrad von seinen Eltern erhielt, für meinen Vater der Anlaß, das gleiche auch für mich zu erstehen.

Aber jetzt mußte ich noch das Radfahren lernen. Da mein Bruder Rudi mich nicht leiden sehen wollte, machte er sich die Mühe, mir in kurzer Zeit das Fahren beizubringen. Vermutlich sah er dies aber auch als Wiedergutmachung dafür, daß er bei der ersten Erprobung meines Weihnachtsgeschenks das Rad auf der eisglatten Vorstadt stark ramponiert hatte. Sobald ich das Fahren beherrschte, nahm er mich mit auf die abenteuerlichsten Touren im Umkreis von Oberursel. Ich kann mich noch an die wilden Fahrten im unteren Teil der Heide erinnern, wo es in der Fichtenschonung durch tiefe Dellen und über Buckel ging – natürlich nicht ohne Stürze.

Ansonsten benutzte ich das Rad, um zum Beispiel auf die Äcker am Flemig in der Nähe des Lindensäumchens zu kommen. Dies war jedoch gefährlich, weil man auf dem Weg dorthin durch den Homburger Weg fahren mußte und die dort wohnenden Jugendlichen sich einen Spaß daraus machten, ortsfremde Radler vom Fahrrad zu holen und ihnen eine Tracht Prügel zu verabreichen. Sonst benutzte ich das Rad zum Beispiel, um Bruder Rudi und seine Freundin beim Rendezvous zu verfolgen, ihnen nachzuspionieren und danach der Mutter alles brühwarm zu berichten. Auch wurden notgedrungen mit dem Fahrrad die ersten Reparaturkenntnisse erlernt, vor allem, wie Plattfüße zu heben sind.

Ganz besonders beliebt war es, das knatternde Geräusch eines Motorrads nachzuahmen, indem man einen Bierdeckel mittels Wäscheklammer am Rahmen so befestigte, daß er zwischen die Speichen des Hinterrads ragte, und so als Pseudo-Motorrad durch die Vorstadt zu rattern. Beliebter war auch das Festhalten an Bauernwagen, vorzugsweise solchen, die von Traktoren gezogen wurden, um damit die Beinmuskeln zu entlasten. Das Fahrrad hatte den Vorteil, daß sich mit ihm der Aktionsradius wesentlich erweiterte, man konnte



also auch die etwas entferntere Umgebung erkunden. Ausflüge ins Schwimmbad waren – abgesehen von der Anfahrt – eine Leichtigkeit, und vor allem konnte man danach die Abfahrt in die Stadt genießen, sofern man nicht – wie einmal vorgekommen – die Kurve an der früheren Taunusstraße verfehlte und schmerzhaft zu Fall kam. Schwierig war es während des Krieges, Ersatzteile für das inzwischen heiß geliebte Fahrzeug zu ergattern. Meist half jedoch gutes Zureden bei dem nun zum Fahrradgeschäft heruntergekommenen Autohaus Koch an der oberen Allee. Frau Koch hatte oft Mitleid und griff in die Ersatzteilkiste. Die Fahrradbeleuchtung mußte während des Krieges so abgedeckt werden, daß von der Lampe nur ein schmaler Lichtschein auf die Straße fiel.

Nach dem Krieg wurde es jedoch mit dem Radfahren für mich schwieriger, weil ich jetzt dem Kinderfahrrad entwachsen war und neue Räder nicht zu bekommen waren. So mußte man aus mehreren alten Gestellen und Schrotteilen ein einigermaßen fahrtüchtiges Rad zusammenbasteln. Das nahm dann so groteske Formen an, daß zum Beispiel abgefahrene und aufgeplatze Reifen mit Stücken eines anderen alten Reifens überdeckt wurden. Die Reparatur der Pneus war sehr um-



Die Fahrrad- und Lederwarenhandlung Raufenbarth, Vorstadt 21/23 in einer Aufnahme vom 7. 12. 1963. Ganz rechts schon das neu erbaute »Sporthaus Täunus« der Familie Busch.

ständig, weil die aufzutragende Gummilösung so minderwertig war, daß die wiederum aus alten Schläuchen zurechtgeschnittenen Flicker nicht fest genug hielten. Daher mußte ständig nachgepumpt werden. Die Luftpumpe war ein heiß begehrtes Objekt und mußte gut behütet werden. Was wurde aber auch nicht alles mit einem Fahrrad transportiert! Kartoffelsäcke, Holz aus dem Wald, Bretter, Kohlen, gepflücktes Obst, alle notwendigen Dinge des täglichen Bedarfs. Natürlich

waren auch die Räder selbst wertvoller Besitz, den man nicht unbeaufsichtigt irgendwo abstellen konnte. In den letzten Kriegstagen konnten die zurückdrängenden Soldaten sie gebrauchen, um sich vor dem Feind »auf die Socken zu machen«, und es gab viele Leute, die einfach irgendwohin weiterkommen wollten. Buslinien gab es so gut wie nicht mehr, Züge fuhr unregelmäßig und immer waren sie übervoll besetzt. Das Fahrrad war in dieser Zeit das beste Fortbewegungsmittel.

Und von wegen Gangschaltung! Die Übersetzung war ganz direkt, und schon bei relativ geringen Steigungen mußte geschoben werden. Ein gängiger Ausspruch war damals »Wer sein Fahrrad liebt, der schiebt! Die Ursache war jedoch meist ein platter Reifen.



Mit dem Fahrrad gelangte man auch schnell ins Feld, etwa um bei der Heuernte zu helfen.

Die letzten Kriegstage

Schon einige Tage übernachteten wir im Keller, ungewiß über das Schicksal, das uns erwartete. Ein sicheres Zeichen, daß das »Dritte Reich« am Ende war, waren die zurückflutenden deutschen Soldaten, die sich in einem Auflösungsprozess am Schützenhof sammelten, unsicher über den Weg, den sie jetzt einschlagen sollten. Auf der einen Seite waren die vorrückenden Truppen des Feindes, auf der anderen die Kettenhunde des eigenen Heeres als Häsher. Die einzige Möglichkeit war, sich der Waffen zu entledigen und sie im Eisweiher, dem einzigen Tümpel in Oberursel, zu versenken oder einfach in Feld und Wald wegzuwerten.

In Bommersheim hatte sich ein Pole mit einer Panzerfaust selbst in die Luft gesprengt, als er vorhatte, an seinem bisherigen Arbeitgeber Rache zu nehmen.

Aber auch die Flucht der einstigen Nazigrößen war ein Hinweis auf das bevorstehende Ende des »Tausendjährigen Reiches«, das doch nur zwölf Jahre Bestand hatte. Die Nazigrößen von Oberursel, die einst mit stolz gewölbter Brust durch die Straßen marschierten, waren über Nacht von der Bildfläche verschwunden. Der Ortsgruppenleiter von Oberursels einstigem Befehlsgeber, Rudi Schneider, hatte sich in den Hintertaunus abgesetzt in der Hoffnung, daß er hier unauffindbar sei. Einige Zeit später war er erblindet. Auch der Leiter der Oberurseler Arbeitsfront, Hergarten, war unauffindbar und tauchte erst später als recht forscher Versicherungsvertreter wieder auf. Mangold, und wie sie alle sonst noch hießen, sowie viele der braunen und schwarzen Hemden mit ihren gelackten Stiefeln, die noch kurz vorher Durchhalteparolen ausgegeben hatten, waren nicht mehr zu sehen.

Für die Bevölkerung war dies ein Signal, das in den Schulungsstätten lagernde Material herauszuholen und in ihren Besitz zu bringen, ehe die Alliierten kamen. Auf einem Nebengleis des Oberurseler Bahnhofs standen verschiedene Waggons mit Feldpostbriefen, die ihre Empfänger nicht mehr erreichen konnten. Sie wurden von Jugendlichen gestürmt und auf Zigaretten und andere Sachen durchwühlt. Später kamen die Reste in die Turnhalle des Gymnasiums, um dort weiter gefilzt zu werden.

In Oberursel gab es zwei nationalsozialistische Einrichtungen, die Gau-Schulungsburg auf der

linken Seite der Königsteiner Chaussee, früher die Villa Osterrieth, und die Reichsschulungsburg auf der rechten Seite (vormals die Villa Gans, des vermögenden jüdischen Kaufmanns aus Frankfurt und Mitgründers der Cassella-Werke in Fechenheim. Im Nationalsozialismus war sie enteignet worden. (Heute – wie lange noch? – »Haus der Gewerkschaftsjugend«).

Da eine Tante von mir mit ihren Kindern auf dem Gelände der Reichsschulungsburg wohnte und uns über den Abzug der Bewacher und die bevorstehende Räumung informierte, kamen wir auch noch rechtzeitig dorthin, um etwas zu holen, was man gebrauchen könnte. In der Zwischenzeit hatte sich aber schon halb Oberursel dort eingefunden, um abzustauben.

Unser Beutezug bestand aus einem Medizinball, zwei Lederhosen (eine getragene und eine neue, sie waren mein ganzer Stolz) und eine BDM-Weste (Bund Deutsche Mädchen) in grau. Über diese Sachen waren wir natürlich sehr erfreut.



Mit der grauen BDM-Weste und Horst Steinmeyer im Garten.

Einer der letzten Versuche der nationalsozialistischen Führung, dem ausweglos gewordenen Krieg unter Einsatz aller Mittel eine Wende zu geben, war der Volkssturm. Durch einen Erlaß Adolf Hitlers vom 25. Sept. 1944, acht Monate vor Ende des Zweiten Weltkriegs, wurden alle 16- bis 60-jährigen Männer verpflichtet, »den Heimatboden« zu verteidigen. Die ganz jungen und die meist alten Männer wurden mit Nahkampfwaffen wie Panzerfäusten, Gewehren, Handgranaten, aber auch nur mit Spaten ausgerüstet. Die Ange-

hörigen des Volkssturms waren »während des Einsatzes Soldaten im Sinne des Wehrgesetzes«, Verweigerung konnte die Todesstrafe bedeuten.

Die erste Aufgabe der Heimatfront war das Anbringen von Panzersperren und Gräben an sämtlichen Ausfallstraßen von Oberursel, die beim Näherkommen des Feindes geschlossen und verteidigt werden sollten. So wurden auf der Oberstedter Chaussee, die damals unterhalb der heutigen Tennishallen verlief, Panzergräben ausgehoben. Die Panzer fuhren später jedoch einfach über die Wiesen und Felder.

Der Volkssturm wurde mobil gemacht und sollte dem Feind, der sich schon ganz in der Nähe befand, entgegenrücken. Mein Vater war zu dieser Zeit Zivilist, weil er als Kriegsverletzter mit nur einem Auge schon 1942 ausgemustert war. Auch er mußte an dieser Aktion teilnehmen und verabschiedete sich von uns. Am nächsten Tag kam er jedoch schon wieder zurück, weil sie nur bis Friedrichs-

dorf durchkamen und nicht mehr weiter konnten oder wollten.

In der Zwischenzeit gab es noch einige Zwischenfälle mit einer kleinen SS-Einheit, deren Anführer unbedingt Oberursel mit allen Mitteln verteidigen wollte. Nur durch beherzte Vermittlungen vom damaligen Stadtkämmerer, dem späteren Bürgermeister Kappus, und Pfarrer Hartmann war es möglich, Schlimmeres zu verhindern. Es wäre auch hirnlos gewesen, denn die Amerikaner rollten schon mit ihren Fahrzeugen die Königsteiner Chaussee herunter und gaben erste Warnschüsse ab.

Wir selbst hatten schon vierzehn Tage vorher unsere Betten im Keller aufgeschlagen. Als sich herausstellte, daß die Amerikaner gar nicht so schlimm waren, wie die Propaganda uns dies weisgemacht hatte, wagten sich die Kinder wieder auf die Straßen und bestaunten die neuen Soldaten. In der Vorstadt wurde eine weiße Fahne gehißt.



Das Skagerrak-Denkmal in der damals so genannten Adolf-Hitler-Allee sollte an die einzige große Seeschlacht im Ersten Weltkrieg erinnern, die 1916 zwischen der deutschen Hochseeflotte und der britischen Grand Fleet stattgefunden hatte – mit taktischem Erfolg für die deutsche Seite. Das auch ästhetisch nicht gerade hinweisende Gebilde entsprach nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr dem Zeitgeist und wurde in den 1960er Jahren, mitsamt dem davorliegenden eisernen Anker, abgetragen. Schon lange zuvor, unmittelbar nach Kriegsende 1945, waren andere, früher in der Stadt anzutreffende Büsten, Gedenktafeln, Reliefs oder Portraitbilder in Amtsstuben eilig und stillschweigend entfernt worden.

Die Ankunft der Amerikaner

Am 26. März 1945, abends gegen 11 Uhr, wimmelte der Himmel über Oberursel von feindlichen Flugzeugen. Es fielen jedoch keine Bomben, sondern Tausende von Flugblättern, meist in slawischen Sprachen abgefaßt, mit einem englischen Zusatz. Da die Amerikaner nicht mehr fern waren, brachten diese Flugblätter Verhaltensmaßregeln für die vielen Tausenden von Fremdarbeitern aus dem Osten. Die Blätter trugen groß das Wort »Passport«, also Paß, Ausweis. Im übrigen waren sie mit ausführlichem Text in fast allen Sprachen des Ostens bedruckt.

Von diesen Vorgängen erfuhr ich durch unseren Polen Tadeusz, der als Fremdarbeiter bei meinem Onkel arbeitete und ein so gefundenes Dokument ausfüllte, denn er wollte unbedingt wieder nach Hause.

Wir, die Bewohner des Hauses Vorstadt 3 lebten schon seit 14 Tagen im Keller, weil wir Angst vor Flugzeugangriffen und vor der zu erwartenden Beschießung hatten. Zudem hatte die Propaganda die übelsten Greueltaten verbreitet.

Am 30. März 1945, Karfreitag, vormittags gegen 10 Uhr, waren plötzlich, nach den Aufregungen der vergangenen Tage, hervorgerufen durch die zurückweichenden deutschen Soldaten und die allgemeine Ungewißheit über das Bevorstehende, vom Oberhöchstadter Berg her und von der Frankfurter Straße eigenartige, fremdartige Geräusche zu hören. Allen war klar, daß dies nur die amerikanischen Truppen sein konnten, die sich unserer Stadt näherten.

Da dieses Schauspiel uns Jugendliche sehr interessierte, trauten wir uns zunächst vorsichtig, dann aber gewagter, aus unseren Behausungen, um die fremden Soldaten zu beobachten. Oberurseler Jugend belagerte die Fahrzeuge. Mädchen kletterten auf die Panzer, schäkerten mit den fremden Soldaten, wenn die langen Kolonnen zu einem Stillstand kamen und erhielten Schokolade.

Jeder größeren Fahrzeuggruppe fuhren Motorradfahrer voraus, besetzten Straßenkreuzungen, um den nachkommenden Einheiten den Weg anzuweisen. Sie saßen auf ihren Zweirädern in einer für uns fremden Haltung, weil mit aufrechtem Oberkörper, um die Hüften hatten sie einen breiten Gürtel geschnallt, an dem Pistolen mit langen Lederschürren hingen. Am Arm trugen sie breite blaue Binden, auf denen mit weißer Schrift »MP« (Military Police) zu lesen war. Die Lenker der Maschinen waren mit hohen Plexiglasscheiben

geschützt. In den Seitenstraßen waren Jeeps und Mannschaftswagen derjenigen Soldaten aufgeföhren, die zunächst in Oberursel Quartier nahmen. Für uns Deutsche war die Ausrüstung dieser Soldaten einfach überwältigend. Auffallend war, daß die Amerikaner nicht mit genagelten, lauten Schafstiefeln, sondern auf dicken, leisen Gummisohlen ankamen. Staunend betrachteten wir auch den immensen Fahrzeugpark, der ihnen zur Verfügung stand. Am meisten beeindruckte uns jedoch, daß kein Amerikaner marschieren mußte. Jeder Soldat nutzte irgendein Fahrzeug.

Und schnell wurde auch einem 13jährigen bewußt, warum wir den Krieg verloren hatten. Da ich bis dahin drei Jahre in die Oberschule gegangen war, konnte ich mich schon mit einigen Wörtern ausdrücken. Das erste, was wir in dieser Hinsicht ausprobierten, war: »Have you chewing gum?« Manches Mal hatten wir Glück, und es wurde uns ein Päckchen »Wrigley Spearmint« aus einem Fahrzeug zugeworfen.

In den nachfolgenden Tagen erlebten wir, wie die Amerikaner Oberursel besetzten und für eine kurze Zeit hier blieben. Die schönsten Häuser und Villen wurden beschlagnahmt und von den Offizieren besetzt. Die Bewohner mußten innerhalb kurzer Zeit ausziehen und durften nur das mitnehmen, was sie tragen konnten.

Die ehemalige Schulungsstätte der Nazis, die Reichsschulungsburg (zuvor Villa Gans, heute »Haus der Gewerkschaftsjugend«), wurde in einen »Country Club« umgewandelt und mit Pferden aus der Umgebung ausgestattet. Auf dem unteren Teil des Geländes entstand eine größere Pferdekoppel, auf dem requirierte Pferde eingeritten wurden. Auf dem Gelände wurden diverse Kunststückchen, zum Beispiel stehend und freihändig auf Harley-Davidson-Motorrädern zu fahren, und Zechgelage mit »German girls« als Gaudi veranstaltet.

In diesen »Country Club« luden die Amerikaner am 5. Dezember 1945 alle Kinder der Stadt bis 12 Jahren zu einer Nikolausfeier ein. Als der »Santa« mit seinen Helfern in die große Halle mit der dunklen Holztafelung hereinkam, in der zahllose Kinder mit klopfenden Herzen und runden Augen warteten, brachte er nicht nur einen, sondern viele Säcke mit, aus denen Hershey-Schokolade, Kaugummi, rot-weiß geringelte Bonbonstangen, aber auch Zahnbürsten für danach, hervorquollen und an alle Kinder verteilt wurden.



Die vormalige Villa Gans (aufgenommen 1946 von Felix Weil), 1909 erbaut von Ludwig Wilhelm Gans aus der Familie der Gründer der Cassella-Farbwerke, der von 1911 bis 1925 im Oberurseler Zimmermühlenweg die Firma Pharmagans zur Gewinnung von Sera aus Pferden betrieb. Das Haus mit großem Park wurde 1933 verkauft, ging 1934 an die Deutsche Arbeitsfront, war von 1935 bis -45 »Reichsschulungsburg«, diente dann den Amerikanern als »Country Club« und ist seit deren Auszug »Haus der Gewerkschaftsjugend«. Auf einer Freilichtbühne im Gelände findet seit einigen Jahren im Sommer das beliebte »Theater im Park« statt.

Das Gymnasium wurde zur Unterkunft für die kämpfenden Einheiten. Eine Fallschirmjäger-Einheit belegte den »Schützenhof«. Die Besitzer, die Familie Ullrich, mußte für einige Jahre in eine benachbarte Baracke umziehen. Der Kaisergarten am Bahnhof, der Reichshof in der unteren Feldbergstraße – nunmehr umbenannt in »Black and White Club« –, der Blau-Weiß-Saal in der vorstadt – jetzt Blue-White-Inn« – und der Taunusaal in der Obergasse wurden sofort von den Einheiten besetzt, um der kämpfenden Truppe Abwechslung und Unterhaltung zu bieten. In den Sälen fanden ausgiebige Feste mit deutschen Mädchen statt.

Im »Schützenhof« war eine besondere Einheit von Fallschirmjägern untergebracht, die sich der Bevölkerung gegenüber zum Teil gewalttätig benahm. Im Gymnasium war ebenfalls eine »Airborne Unit« (Fallschirmjäger Einheit), die zum größten Teil aus Schwarzen bestand. Die machten sich einen Spaß daraus, Kaugummi und Zigarettenstummel aus den Fenstern zu werfen, solange, bis sich einige Deutsche gierig darauf stürzten, um sie einzusammeln, dann warfen sie mit Wasser gefüllte Kondome auf die Leute.

Die Hausbewohner von Oberursel beobachteten mit gemischten Gefühlen die vorbeiziehenden Truppen und hatten Angst vor Hausdurchsuchungen. Diese Ängste waren jedoch unbegründet, denn zumindest bei uns in der Vorstadt hat nie einer das Haus betreten.

In den Nebenstraßen am Bahnhof waren viele Fahrzeuge abgestellt. An den allgemeinen Wirtschaften wurde ein großes »Off Limits« angebracht. Sie waren für die Besatzungssoldaten gesperrt. Im »Bärenkino« wurden gefangene deutsche Soldaten gesammelt und anschließend auf Lastwagen abtransportiert. Mit dem Einzug der Amerikaner war am 30. 3. 1945 der Krieg beendet, und es begann die Besatzungszeit.

Jetzt kam es vor, daß amerikanische Soldaten Russen und Polen mit Uniformstücken beschenkten, wodurch es zu peinlichen Verwechslungen kam, wenn die Beschenkten zum Beispiel Einbrüche auf der Suche nach Lebensmitteln oder Alkohol verübten.

Die Besatzungsbehörde ließ regelmäßig am Rathaus »Bekanntmachungen« anbringen, aus denen die Bürger ersehen konnten, was zu tun erlaubt war und was nicht. Abends ab 20 Uhr bis 5 Uhr in



Während des Krieges und auch danach hatte man andere Sorgen als die Pflege der Gewässer. Der Eisweiher an der Christuskirche war zunächst versumpft und Anfang der 1960er Jahre völlig verlandet.

der Frühe bestand Ausgangssperre, die »Curfew« für alle Einwohner. Während dieser Zeit durfte niemand auf den Straßen angetroffen werden, es sei denn, er oder sie hatte eine Genehmigung der Militärregierung. Amerikanische Patrouillen kontrollierten, ob die Anordnungen befolgt wurden. Auf den Straßen durften nicht mehr als drei Leute zusammenstehen. Alle Waffen, Fotoapparate, Ferngläser mußten abgegeben werden. Seltene Antiquitäten fanden ihre Liebhaber. Ganz besonders scharf waren sie auf Leica- und Zeiss-Apparate. Alle früheren Mitglieder der Nazi-Partei, ihrer Gliederungen und sämtliche Personen, die seit dem 1. 1. 1933 in der deutschen Wehrmacht gedient hatten, mußten sich melden. Mit der Zeit fand jedoch die Jugend größeres Zutrauen zu den Besatzungssoldaten und so besuchte man auch einmal die fremden Soldaten am Gymnasium, um mit ihnen Tauschhandel zu treiben. Gerauscht wurden Hitlerjugend- oder Wehrmachtsskoppel und sonstige vielleicht vorhandene Nazirelikte gegen »C-rations« (Kampfversorgung), Zigaretten, Schokolade und Pulverkaffee.

Zur eigenen Wasserversorgung stellten die Amerikaner an den Soldatenunterkünften große Gummibehälter auf, die mit Wasser gefüllt und entsprechend für die eigenen Bedürfnisse desinfiziert und aufbereitet wurden.

Überall, wo die Amerikaner waren, roch es nach Benzin und Öl, amerikanischen Zigaretten, Kaugummi, eben nach Amerikanern und Überfluß. Nicht verwendete Mahlzeiten wurden ohne Rücksicht verbrannt. Die in Aluminium verpackten Nahrungsmittel, die nicht verbrennen konnten, wurden von Deutschen herausgekratzt und wenn möglich verwendet. Oft wurden auch Dinge von jungen deutschen Kerlen aus den Militärfahrzeugen geklaut.

Als es wärmer wurde, nahmen die Besatzungssoldaten das Oberurseler Schwimmbad wieder in Betrieb. Deutsche



Die guten Beziehungen zu den im Camp King stationierten Amerikanern trugen Früchte: Eine Pioniereinheit mit schwerem Gerät rückte an, trug das angesammelte Erdreich ab und schuf den Weiher neu.



durften es nicht benutzen. Parties fanden dort bis in die Nacht statt. Im Gestüt Erlenhof wurde ein großer Reiterhof eingerichtet. Bauern der Umge-

bung mußten die Pferde versorgen und füttern, die abgemagert waren, weil sie zu oft geritten wurden. Für alle Einrichtungen wurde deutsches Personal eingestellt, um der Besatzung Dienste zu leisten. Diese Tätigkeit wurde von dem Hilfspersonal sehr geschätzt, denn damit konnte die eigene Versorgung erheblich verbessert werden. Es wurden Tauschgeschäfte gemacht, zum Beispiel Naziartikel und Antiquitäten gegen Zigaretten und Lebensmittel.

Im Taunussaal an der Obergasse fand jeden Abend Tanz mit der »Golden Seven« von Heini Wiegand statt. Eintritt nur für Amerikaner mit ihren »Froleins«. In der Vorhalle wurden »Hamburger« und »Ice cream« zubereitet, und die deutschen Buben kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Gar zu gern hätte man einmal probiert, wie das alles schmeckt.



Schon 1964 gab es am frisch gefüllten Eisweiher für die »Dorfjugend« wieder Spiel und Spaß.

III

1946 - 1950

Neubeginn

Für uns junge Menschen begann die neue Zeit mit der Währungsreform, genau am 20. Juni 1948. Bis zu diesem Zeitpunkt kannten wir nur Schwarzmarkt, Lebensmittelkarten, Schiebereien. Die Erinnerungen an den Krieg waren noch allgegenwärtig.

Wir Schüler am Gymnasium hatten gerade eine mehrtägige Freizeit in Lorsch am Rhein erlebt, fuhren mit der 24er Lokalbahn nach Oberursel zurück und mußten an der Urselbachtalbrücke die Bahn verlassen, weil diese Autobahnbrücke noch zerstört war. Hinter der Brücke stieg man in eine andere bereitstehende Bahn um, die von dort bis zur Hohe mark weiterfuhr. Da wir durstig waren, harten wir uns noch schnell ein paar Äpfel von den nahestehenden Bäumen geklaut.

Schnell hatte sich in dem Wagen die Neuigkeit verbreitet, daß es ab morgen neues Geld, die »Deutsche Mark« geben sollte. Jeder konnte in den nächsten Tagen 40 DM abholen. Die Auszahlungen sollten gegen Vorlage der Kennkarte auf dem Rathaus erfolgen.

Die Frage war zunächst, was wir mit dem neuen Geld anfangen sollten, wenn es in den Läden nichts zu kaufen gab. In den kommenden Tagen war das Erstaunen jedoch sehr groß, daß in den Läden auf einmal all das verfügbar war, woran die ganze Zeit Mangel herrschte. Es gab wieder Fleisch, Kuchen, Schuhe, Geschirr – Dinge, die bisher nur unter der Ladentheke oder auf dem Schwarzmarkt gehandelt wurden. Verwunderlich war, woher die Sachen jetzt praktisch von einem zum anderen Tag auftauch-

ten. Sie mußten doch die ganze Zeit über gehortet worden sein. Die Auslagen der Firma Rompel-Kügel lagen über Nacht wieder in den Schaufenstern. Genauso war es bei vielen anderen Händlern.

Von dem wenigen Geld wurde zunächst nur das gekauft, was man am meisten benötigte, und das waren die Lebensmittel, um den Hunger zu stillen. Die größte Frage war jedoch: Wie kann das vorhandene Geld vermehrt werden? Für die



Nach dem Krieg und besonders nach der Währungsreform begann überall in der Stadt das Großreinemachen. Nicht nur vor, auch in den Häusern der Altstadt gab es jetzt Wasserspülung, und unter hüßlichem Verputz kam schönes Fachwerk zutage. Blick in die Weidengasse Anfang der 50er Jahre.

Leute, die Arbeit hatten, war das verhältnismäßig einfach, da sie jetzt ihren Lohn mit neuem Geld ausbezahlt bekamen. Doch Arbeit hatte bei weitem nicht jeder, die Wirtschaft mußte erst wieder anlaufen. Die Eltern waren traurig, daß sie nun zum zweiten Mal das gesparte Geld verloren hatten. Wir hatten den Krieg verloren, konnten aber jetzt wieder aufatmen.

Nein, Schüler wollte ich jetzt nicht mehr sein. Ich wollte auch Geld verdienen und meine eigenen Bedürfnisse befriedigen: Gut essen, schöne Kleidung kaufen, ausgehen, etwas erleben.

Überall wurde jetzt neu gebaut. Oberursel vergrößerte sich zusehends. Bauland konnte man billig erwerben. 50 Pfennige kostete damals ein Quadratmeter am Oberurseler Schwimmbad. Neue Kinos wurden eröffnet, die brachten jetzt wunderbare amerikanische Filme, so daß man in drei oder gar vier Vorstellungen an einem einzigen Tag gehen konnte.

Es wurde auch wieder Karneval und die »Orscheler Kerb« gefeiert. Die große Tradition des Motorsports im Taunus wurde 1950 mit dem Feldbergrennen wieder aufgegriffen. Motorräder, Renn- und Seitenwagen rasten über die 11 km lange, höchste Rundstrecke Deutschlands. In Bad Homburg wurde ein neues Kurhaus eröffnet.



Am Vorabend der »Orscheler Kerb« auf der Bleiche, 1963.

Auch die Oberurseler vergnügten sich dort am Sonntagnachmittag beim Tanztee.

Mit bestandener Facharbeiterprüfung konnte ich mehr Geld verdienen und als Monteur für Schuhmaschinen für den Aufschwung in den Schuhfabriken meinen Beitrag leisten. Bei Arbeiten im Ausland mußte ich aber auch feststellen, daß die Deutschen nicht überall freundlich empfangen wurden.



Die Behelfsheimen, die nach Kriegsende für die Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten – oft in den schönsten Lagen der Oberurseler Gemarkung – errichtet worden waren, verwandelten sich mit dem beginnenden Wohlstand und dank des Fleißes ihrer Bewohner fast im Handumdrehen zu schmucken Häusern, wie hier in der sogenannten Bi-Zone am Altenhöferweg im Maasgrund.

Lehrjahre in der Schuhmaschinenfabrik

Mit der Währungsreform begann für uns eine neue Zeit. Mit dem Geld konnte man etwas anfangen, man konnte sich wieder alles kaufen.

So entstand auch bei mir der Wunsch, meinen Eltern nicht länger auf der so knapp ausgestatteten Tasche zu liegen. Ich wollte jetzt die Schule verlassen, um einen Beruf zu erlernen und somit an dem aufstrebenden Wirtschaftsleben Anteil zu haben. Ich wollte mir selbst kaufen können, auf was ich gerade Lust hatte. Eine gewisse Lernverdrossenheit spielte dabei auch eine Rolle.

Leider war es zu dieser Zeit sehr schwierig, eine Lehrstelle zu bekommen. Mein Vater mußte in Oberursel und Bad Homburg bei vielen Firmen anfragen. Im »Ritters Parkhotel« hatte er eine Absage bekommen mit der Bemerkung: »Sie wollen wohl einen Fresser weniger haben!«

Durch den Tip einer Oberurseler Autowerkstatt bekamen wir die Adresse einer Oberurseler Fabrik genannt, die noch Lehrlinge einstellen würde. Es war die Schuhmaschinenfabrik Adrian & Busch in der Feldbergstraße 31. Die Firma hatte in Oberursel einen guten Ruf, war nach dem Krieg unzerstört und konnte dadurch 1947 sofort ihre im Krieg unterbrochenen Produktionen wieder aufnehmen. Es waren Maschinen für die industrielle Schuhanfertigung, was den Vorteil hatte, daß der größte Teil der Maschinen für den Export gebaut wurde. Und da man für die Mark vor 1948 wenig kaufen konnte, wurde die Bezahlung oft im Tauschgeschäft abgewickelt. Das heißt, wenn eine Maschine etwa nach Schweden oder ins westliche Ausland verkauft wurde, erfolgte die Bezahlung zum Teil in Lebensmitteln, Tabakwaren, die es hier zu dieser Zeit nicht gab, und Devisen.

Auch die Löhne wurden zum Teil als Naturalien ausbezahlt, ebenso wie das Vormaterial oft auf diese Weise an die Lieferanten bezahlt wurde. So entwickelte sich in den Jahren 1946 bis 48 ein reger Tauschhandel. Facharbeiterstellen in diesem Betrieb waren sehr begehrt, weil so die karge Ernährung aufgebessert werden konnte.

Als ich meine Lehrstelle dort antrat, war der Tauschhandel schon

fast wieder vorbei, denn die DM beendete solche Geschäfte. Trotzdem bekam auch ich noch einige Tafeln des begehrten Palmöl-Fettes ab.

Am 2. April 1949 trat ich mit klopfendem Herzen und ausgestattet in einem neuen, steifen »blauen Heinrich« meine Lehrstelle an. Der »blaue Heinrich« war der Arbeitsanzug der Metallarbeiter und hatte nur entfernte Ähnlichkeit mit den »Blue Jeans«, die heute so beliebt sind. Im Neuzustand waren sie etwas steifer und im Farbton blauer als die Jeans.

Das Gebäude betrat ich durch ein altmodisch grün gekacheltes Treppenhaus und kam durch eine eiserne Tür in einen kleinen Empfangsraum mit einer Holzbank und einem Tisch. Etwas unsicher drückte ich auf die neben der Tür angebrachte Klingel. Es erschien ein Angestellter im braunen Kittel. Ich brachte mein Anliegen vor und wurde durch das Büro zum damaligen Betriebsleiter, einem kleinen, etwas dicken Herrn gebracht, der aussah wie eine Kopie von Hans Moser, dem nuschelnden Filmschauspieler aus Wien. Er erklärte mir, daß sie gerade in der letzten Woche einen Gesellen zum neuen Lehrlingsausbilder ernannt hätten.

Später habe ich dann von den älteren Lehrlingen erfahren, wie es dazu gekommen war: Der bisherige Ausbilder, es war ein älterer, schnauzbärtiger Monteur, hatte einem Lehrling im 3. Lehrjahr die



Lehrlinge bei Adrian & Busch:

Vorn: H. Dietz, Heinz Werner, H. Iller, H. Stütz.

Hinten: H. Bäßler, K. Fink, H. Gachert, G. Beil, P. Phillippp.

fertiggestellten Arbeiten abzunehmen und zu begutachten. Da er mit der ausgeführten Arbeit nicht zufrieden war, kam es zu einem Wortwechsel, der mit einer Ohrfeige endete. Der Lehrling mußte aber um eine neue Aufgabe nachsuchen und fragte: »Meister, was soll ich jetzt machen?« Der Meister war jedoch noch so im Brass, daß die Antwort etwas ungewöhnlich ausfiel: »Setz dich auf einen Hocker an der Treppe und wackle mit den Beinen!« Diese genaue Anweisung wurde auch exakt befolgt. Über diese Treppe kam der Chef der Firma jeden Tag, um nach dem Rechten

mit meinen siebzehn Jahren noch nie eine Metallfabrik von innen gesehen hatte und mir auch eine solche nicht vorstellen konnte.

Die Lehrlinge standen in der Mitte des oberen Stockwerks, zehn junge Kerle in verschiedenen Altersstufen und Lehrjahren, an beiden Seiten einer langen Werkbank, ausgestattet mit Schraubstöcken und Feilen. Der Kleinste stand auf einem Tritt, weil er sonst nicht an den Schraubstock gekommen wäre, und der Größte, ein baumlanger Kerl, hatte mehrere Holzblöcke unter seiner Schraubzwinde befestigt.



An einer langen Werkbank standen sich je fünf Lehrlinge («Auszubildende» gab es damals noch nicht) in verschiedenen Lehrjahren und Altersstufen gegenüber, jeder ausgestattet mit einem Schraubstock und Feilen.

zu sehen. Als er den jungen Mann sah, fragte er: »Was machst Du denn da?« »Der Herr Z. hat gesagt, ich solle hier sitzen und mit den Beinen wackeln,« war die Antwort. Dies war der Schluß einer Kette von Ereignissen, die in der Vergangenheit zwar als Erziehungsmaßnahme üblich waren, die aber nicht mehr in die neue Zeit paßten.

So war ich erleichtert, einen neuen Lehrmeister zu haben, mit dem ich auch die nächsten Jahre auskommen konnte. Den alten hatte ich dann einige Jahre später als Vorgesetzten und Meister.

Bei meinem Arbeitsantritt wurde ich in der Lehrlingsabteilung jedem Mittelehrling vorgestellt und an einen Platz mit Schraubstock und Werkzeugkasten verwiesen, der nun für dreieinhalb Jahre täglich $8\frac{1}{2}$ Stunden, samstags 5 Stunden, mein Arbeitsplatz sein sollte. Zu vermerken ist, daß ich

Jedes Jahr wurden zwei neue Auszubildende eingestellt und, wenn die theoretische und praktische Abschlußprüfung vor der Industrie- und Handelskammer bestanden war, auch von der Firma übernommen. Wurde die Prüfung vermasselt, mußte man ein halbes Jahr länger lernen und dann wiederholen.

Der Lohn wurde als Erziehungsbeihilfe gezahlt. Brutto im ersten Jahr 50 DM pro Monat, im zweiten Jahr 60 DM, im 3. Jahr 70 DM und im 4. Jahr – 1951 – 80 DM. Geld zu verdienen, war in dieser Zeit schon schön, man konnte sich manches leisten, was anderen, die noch zur Schule gingen, nicht möglich war.

Für einen Jahreslohn hätte ich mir 1440 qm Land am Oberurseler Schwimmbad kaufen können. So weitsichtig dachte ich jedoch damals noch nicht.

Das Geld wurde anderweitig ausgegeben, die Verführungen waren zu zahlreich und zu verlockend. Manchmal überkam einen auch schier die Verzweiflung, wenn man sechs Wochen lang mit einer großen Feile am Schraubstock stand und einen Klotz Stahl so lange bearbeiten sollte, bis daraus ein gerader und winkliger Würfel entstanden war, dessen Seiten alle bis auf 0,01 mm gleich sein sollten. In sechs Wochen hatte ich drei Stahlstücke klein geschrubbt, und Abwechslung gab es nur an Samstagen, wenn es hieß, zu putzen und zu kehren. An den Arbeitstagen vor Feiertagen sahen die Lehrlinge aus wie Schornsteinfeger, von oben bis unten schwarz.

Als ich endlich alle Feinheiten des Feilens beherrschte und der Würfel in seine vorgeschriebene Form gebracht war, gab es auch andere interessante Aufgaben zu erlernen, und die Abwechslungen machten dann wesentlich mehr Spaß.

Über sämtliche Tätigkeiten mußte wöchentlich ein Berichtsheft mit Zeichnungen geführt und dem Meister wie auch dem Berufsschullehrer vorgelegt und unterschrieben werden. Im Lauf der Ausbildung mußte man auch andere Abteilungen durchlaufen, und es gab viele erfreuliche Augenblicke mit Menschen, die man dabei kennenlernte, mit denen man gern zusammen war und auch Spaß hatte. Es gab aber auch andere.

Der Streß und die Hetze waren noch nicht so verbreitet, die Menschen hatten noch Zeit für persönliche Gespräche, und es ging wesentlich ruhiger zu als wenige Jahrzehnte später.

Üblich für die Lehrlinge des ersten Lehrjahres war es, daß abwechselnd für die Gesellen des gesamten Betriebs das Frühstück eingeholt werden mußte. Schon morgens früh mußte man die Wünsche notieren, damit man bis 9 Uhr wieder zurück war und die verschiedenen Portionen genau nach den Bestellungen an den Mann bringen konnte. Das hieß, daß mindestens 30 bis 40 verschiedene Wünsche aufgenommen werden mußten, die danach beim Metzger und Bäcker entsprechend einzukaufen waren. Das Wechselgeld mußte wieder genau zurückgegeben werden. Manchmal kam man dabei gehörig ins Schwitzen. Oft ging die Sache auch nicht auf, und es fehlte etwas, was immer ärgerlich war. Allerdings konnten die Jüngeren dabei auch etwas lernen. Eine gute Übung war es allemal für jeden.

In der Herbstzeit war es üblich, daß alle Lehrlinge auf dem großen Baumstück des Chefs dazu eingesetzt waren, die Apfelernte einzubringen. Für alle war dies eine willkommene Abwechslung von den sonst üblichen Aufgaben.

Manchmal wurde auch ein Lehrling vom Chef im DKW-Cabrio zu einem Unterlieferanten mitgenommen. Das konnte zum Beispiel der Besuch in einer Gießerei sein, wo man den Formenbau oder die Gießvorgänge kennenlernen konnte, oder der Besuch bei einem Modellbauer.

Nun war der Wagen mit dem Verdeck durch die Spannstreben hinten etwas breiter als beim Fahrer vorn, so daß der Chef bei heruntergeklapptem Dach nicht selten Schwierigkeiten hatte, in der Kurve die Übersicht über sein Fahrzeug zu behalten. So kam es öfter vor, daß ein Spannkopf an einem Pfosten, Baum oder Laternenpfahl hängenblieb. Der Lehrling als Beifahrer mußte dann auf die Hintersitze umsteigen und das Verdeck festhalten. Böse Zungen behaupteten, daß nur deswegen jedesmal ein Lehrling mitfahren durfte. Zu Hause angekommen, mußte dann der Chef zum »Becker Lorenz« gehen und zerknirscht gestehen, daß schon wieder das Verdeck ganz locker sei.

Der Lorenz war als Monteur beschäftigt und kannte sich in allem, was Autos betraf, bestens aus. Aufgrund seiner Erfahrung konnte er den Schaden dann auch beheben oder zumindest in die Werkstatt zur Reparatur fahren. An Freitagen war es seine Aufgabe, die Autos der beiden Chefs zu polieren. Später kamen dann auch noch die Ausflüge des Juniorchefs dazu, der des öfteren an ADAC-Verfolgungsfahrten teilnahm. So war unser Lorenz mit Fahrzeugarbeiten meist gut ausgelastet.

Einmal in der Woche war ein Tag reserviert für den Berufsschulunterricht, der zu dieser Zeit in der Grundschule Mitte stattfand. Der Unterricht war meist so gegen 14 Uhr beendet. Danach hatte man den Nachmittag für einen Kinobesuch oder sonstiges frei. Alle Lehrer waren verständnisvoll, und da ich einer der Älteren war, hatte ich etliche Freiheiten, die Jüngere so kaum genießen konnten.

So bekamen wir, wenn in Frankfurt Messe oder Ausstellungen waren, regelmäßig frei, um die Veranstaltung zu besuchen. Es hieß etwa: »Geht nur ruhig da hin, wer weiß ob Ihr später dazu noch Gelegenheit habt!«

So konnten wir zum Beispiel die erste landwirtschaftliche Ausstellung in Frankfurt besuchen. Wobei es mir schon auffiel, daß die Berufsschullehrer mehr als andere Lehrer, mit beiden Beinen auf der Erde standen und man sie auch mal um einen Rat angehen konnte. Berufsschule war für mich eine gute Erfahrung und eine angenehme Abwechslung.

Die Facharbeiterprüfung

Nun war es also so weit, dreieinhalb Jahre hatte man darauf gewartet. Würde man die Prüfung bestehen, könnte man sich endlich Maschinenschlosser nennen und dann mit dem selbst verdienten Geld einiges anfangen. Aber noch war es nicht so weit, und die Aufregung war groß, denn am Samstag, dem 16. August 1952, sollte die schriftliche Prüfung sein. Das letzte halbe Jahr war schon von den Vorbereitungen zur Prüfung bestimmt, einige zusätzliche Kurse in der Berufsschule hatte man gebucht (und auch besucht) und in der Lehrfirma schon etliche Prüfungsstücke angefertigt. Aber was letzten Endes verlangt würde, das wußte noch niemand. Ausnahmsweise wurde die schriftliche Prüfung an einem Samstag abgehalten, weil an einem solchen Tag mehr Aufsichtspersonal zur Verfügung stand. Den Prüflingen war ja nicht zu trauen, es gab da auch einige »ausgebuffte« Kerle.

Nach einer unruhigen Nacht hatte ich mich morgens um 8.30 Uhr in der Berufsschule Oberursel, die damals noch in den Räumen der heutigen Grundschule Mitte untergebracht war, eingefunden. Anwesend waren etwa noch fünfzehn Prüflinge, die erwartungsvoll schon an den langen, verkrazten Tischen Platz genommen hatten. Aber so einfach ging das nicht, denn jeder mußte sich am zugewiesenen Platz niederlassen. Es folgte eine Aufklärung darüber, was passieren würde, sollte man beim Abschreiben erwischt werden.

Die gesamte schriftliche Prüfung war eingeteilt in einen rechnerischen, mathematischen Teil, in Werkstoff- und Maschinenkunde und die Anfertigung, bzw. Vervollständigung einer Zeichnung. Der mathematische Teil war verhältnismäßig einfach, da es um allgemeine Berechnungen von Lohn, Arbeitszeiten, Gewichten und Geschwindigkeiten ging. Schwieriger waren dann etwa die Wechselräderberechnung für eine Drehmaschine, die einige Zeit beanspruchte. Die Verführung war groß, dazu einen Blick zum Nachbarn zu wagen. Es war jedoch schwierig, da uns – wohl mit Vorbedacht – ein größerer Zwischenraum eingeräumt worden war. Also versuchte man, mit Hilfe von Zetteln die eigene Blockade zu überwinden. Aber das Hin- und Herschieben auf dem Tisch erregte wiederum die Aufmerksamkeit der Aufsichtspersonen, die in den Gängen patroullierten. Und viel früher als gedacht hieß es dann: »Die Zeit ist um«. Allgemeines Brummeln und Enttäuschung bei den gebeugten Anwesenden. In der Pause dann

Spekulationen auf dem Schulhof, wie das richtige Ergebnis wohl lautete!

Die Werkstoffkunde war etwas einfacher, weil die Fragen, die auftreten konnten, schon öfters besprochen waren. Auch gab es dazu ein Büchlein mit Fragen und Antworten. Beherrschte man die, gab's keine großen Schwierigkeiten.

Bei der Zeichnung war es wieder etwas schwieriger, weil die Darstellung des Werkstücks verschiedene Auslegungen zuließ. Man mußte schon etwas länger nachdenken, und die Zeit verging viel zu schnell.

Mit einem flauen Gefühl im Magen verließ man den Ort der Prüfung. Man wußte ja nicht, inwieweit man die richtigen Antworten und Lösungen getroffen hatte. Die vierzehn Tage, bis die zuständigen Lehrer alles durchgesehen hatten, waren eine Zeit des ungewissen Wartens.

Doch der weitaus schwierigere Teil kam erst mit der praktischen Prüfung. Einige Tage vor dem Prüfungstermin kam von der Arbeitsgemeinschaft der Industrie- und Handelskammern des Landes Hessen eine Werkstoff- und Werkzeugliste mit all den Dingen, die man mitbringen sollte. Im Lehrbetrieb wurden die Teile zusammengestellt und in eine Holzkiste verpackt, die zur Prüfung mitgenommen wurde.

Die Prüfung fand in der Lehrwerkstatt der Firma Turner in Oberursel statt. Sie befand sich etwa 50 Meter unterhalb des Bahnübergangs an der Frankfurter Landstraße. Am Prüfungstag wurde ein sauberer Arbeitsanzug angelegt, und mit großem Hallo wurden die Prüflinge schon von den anderen Lehrlingen der Firma Turner erwartet. Herr Stoll, der dortige Ausbilder, hielt eine kurze Ansprache darüber, was erlaubt und was verboten sei, dann wurde die Zeichnung des anzufertigenden Werkstücks verteilt. Es war nicht groß, hatte aber so manche Feinheiten, die doch eine leichte Gänsehaut beim Kandidaten verursachten. Es bestand aus vier Einzelteilen, die zunächst auf bestimmte und genaue Maße gefeilt werden mußten. Die Teile waren ineinander einzupassen und durften nicht wackeln. Außerdem mußten sie im genauen Winkel zueinander sitzen und wurden mittels Schrauben und Stiften befestigt. Es mußten verschiedene Löcher gebohrt und Gewinde geschnitten werden. Das Ganze war eine aufreibende Arbeit, die in acht Stunden, der damaligen Tagesarbeitszeit, bewältigt werden mußte. Zu einer Pause kam ich nicht, es wurde durchgearbeitet. Das

Werkstück mußte eine einwandfreie Oberfläche haben und die Feilstriche eine gerade, feine Struktur aufweisen. Vor der Abgabe waren noch mit Schlagzahlen Name und Nummer an dem Werkstück anzubringen. Mit zittrigen Händen hatte ich auch diese Aufgabe noch erledigt. Als die Stücke jedoch wieder auseinander genommen werden sollten, saßen sie so fest, daß sie sich fast nicht mehr voneinander lösen ließen. Mit Mühe und Not und unter Mithilfe eines Meisters konnten die Teile noch schnell nachgearbeitet werden. Der Abgabetermin war gerade noch eingehalten. Der Kandidat war jedoch ziemlich fertig und danach am Abend nur noch instande, sich im Kino mit seinen Freunden zu entspannen.

Da jetzt der schwierigste Teil erledigt war, stand nur noch die mündliche Prüfung im Raum, die einige Wochen später jedoch keine Schwierigkeiten mehr bereitete.

Mehrere Lehrlingsausbilder und Berufsschullehrer stellten einige fachspezifische Fragen, die allgemein zur Zufriedenheit beantwortet und zusammen mit den vorgelegten Berichtsheften über die Tätigkeiten der Lehrzeit in einer Note zusammengefaßt wurden.

Mit einer Freisprechungsfeier am Donnerstag, dem 6. November 1952 war die Lehrzeit zu Ende und der Weg in den Beruf stand offen.

Der Aufbau der Bundesrepublik konnte von uns jetzt in Angriff genommen werden.

Arbeitsgemeinschaft der
Werkstoff- u. Handelskammern
 des Landes Hessen

Facharbeiterprüfung

Kenn- Nummer:

Maschinenschlosser, Ma/A7/H52

Nur zur Verwendung bei den Lehrabschlussprüfungen der Industrie- u. Handelskammern.
 Anderweitige Verwendung nicht gestattet!

Werkstoff- und Werkzeugliste

I. Werkstoffe

Blank gezogen oder auf Maß gehobelt oder gefräst.
 Nicht gefeilt oder geschliffen!

2 Stück Flachstahl 30 x 8 DIN 174	St 34.11	55,5	lg.
1 Stück Vierkantstahl 20 DIN 178	St 34.11	30	lg.
1 Stück Vierkantstahl 16 DIN 178	St 34.11	35	lg.
1 Unterlegscheibe 8,4	DIN 125	St 37.12	
1 Blanke Sechskantschraube M 8 x 55	DIN 932	St 37.12	z
2 Zylinderschrauben M 5 x 30	DIN 84	St 37.12	z
2 Zylinderstifte 5 m6 x 30	DIN 7	St 50.11	z

II. Werkzeuge

a) die jeder Prüfling haben muß:

1 Schieblehre	1 Feilkloben oder Parallelschwinge
1 Stahlmaßstab 300 lg.	50 mm Spannweite
1 Reißnadel	1 Paar Schutzbacken
1 Körner	1 Flechmeißel 10 mm breit
1 Spitzzirkel	je 1 Flachstumpffeile 250 x 11 250 x 31
1 Niethammer 250 g	150 x 11 150 x 41 200 x 3 etwa 13 mm
1 Bankhammer 500 g	breit
1 Flach- u. 1 Anschlagwinkel	1 Dreikantfeile 150 x 3
80 mm größte Schenkellänge	1 Halbrundfeile 150 x 4
1 Flachwinkel	je 1 Vierkantfeile 150 x 41 200 x 2
40 mm größte Schenkellänge	1 Feilbürste
	Putzlappen, Öl, Kreide

b) die 3 oder 4 Prüflinge gemeinsam haben müssen:

1 Bogensäge
1 Schraubenzieher 7 mm breit
je 1 Spiralbohrer 3,0; 4,2; 4,9; 5,3; 6,7; 8,5 Ø
je 1 Satz Gewindebohrer M 5 und M 8 mit Wendeisen
1 Reibahle 5 H7 mit Wendeisen
1 Satz Schlagzahlen 3 mm
1 Handfeiger

III. Maschinen und Werkzeuge, die am Prüfungsort zur Verfügung gestellt werden:

1 Bohrmaschine bis 6 mm bohrend
1 Bohrmaschine bis 10 mm bohrend

So sah die Werkstoff- und Werkzeugliste für die Facharbeiterprüfung zum Maschinenschlosser im Jahr 1952 aus. Die Aufgabe, d. h. das Werkstück, das mit diesen Hilfsmitteln innerhalb der Prüfungszeit anzufertigen war, bekamen die Kandidaten in Form einer Zeichnung ausgehändigt. Auch nach dreieinhalb Jahren Lehrzeit war es für den Prüfling keine leichte Aufgabe, den von der Industrie- und Handelskammer geforderten Standard zu erfüllen.

Tierarzt Dr. Moritz



Der beträchtliche Tierbestand im damaligen Oberursel erforderte auch die Anwesenheit eines tüchtigen Tierarztes. Dr. Wilhelm Moritz wohnte lange Jahre in der Altkönigstraße 50. Abgesehen von den Jahren des Zweiten Weltkriegs war er Tag und Nacht für die medizinische Versorgung der Tiere unterwegs. Würde in einer Haushaltung oder bei den Oberurseler Metzgern geschlachtet, war er zur Stelle, um die Fleischschau nach den Vorschriften des Gesetzes durchzuführen. Und er setzte sich sehr für die Errichtung eines Kreis-Tierheims in Oberursel ein.

Landrat Werner Herr beim ersten Spatenstich für das neue Tierheim Obertaunus am 12. Nov. 1963. Am linken Bildrand Dr. Moritz. Genau einen Monat danach verstarb der tüchtige und beliebte Oberurseler Tierarzt.

Nachruf

Am 12. Dezember 1963 verschied unerwartet

Herr Dr. Wilhelm Moritz

prakt. Tierarzt
2. Vorsitzender des Tierheims Obertaunus e. V.

Wir nehmen in tiefer Trauer Abschied von einem Mann, der sich hervorragende Verdienste bei der Gründung des Tierheims Obertaunus e. V. und im Vorstand des Tierschutzvereins Oberursel erworben hat.

Er genoss durch sein wärmerziges Wesen und seine große Tierliebe in hohem Maße die Achtung seiner Mitbürger. Mit vorbildlichem Idealismus hat er für den Tierschutzgedanken gewirkt. Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Tierheim Obertaunus e. V.
Bad Homburg v. d. H.

Werner Herr, Landrat, Vorsitzender
zugleich auch im Namen der Vorstände der Tierschutzvereine
Oberursel, Bad Homburg, Kronberg, Königstein und Oberhöchstadt.

Der Nachruf von Landrat Werner Herr im Namen des Tierheims



Dr. Wilhelm Moritz mit Sohn Axel vor seinem Haus in der Altkönigstraße 50.

Der Tanzkurs

Etwa im Jahr 1951 war ich der Ansicht, daß es jetzt an der Zeit wäre, tanzen zu lernen, und ich entschloß mich, mit noch einigen Gleichgesinnten, meist desselben Jahrgangs, die einzige Tanzschule in Oberursel zu besuchen. Sie wurde geleitet vom Ehepaar Krammich aus Bommersheim. Die Tanzstunden fanden im kleinen Saal der Turn- und Sportgemeinde in der heutigen Korfstraße statt. Einmal in der Woche fanden sich 27 Paare zu den Übungsabenden zusammen.

Das erste Treffen hinterließ ein unbestimmtes Gefühl, weil die Mädchen kichernd auf der einen Seite des Saals und die Jungs zusammen auf der anderen Seite plaziert waren. Neugierig hielten die Burschen Ausschau, wen man von der Damenseite schon kannte, und wer dabei sympathisch und anziehend aussah. Denn immerhin sollte der Kurs sich über ein Vierteljahr erstrecken, und da schien es schon sinnvoll, eine bestimmte Auswahl zu treffen. Die ersten Stunden boten einen Einstieg in die Benimmregeln. Wie verhält sich ein Kavaliere gegenüber einer Dame, wie wird ein Mädchen zum Tanz aufgefordert, und wie geistreich sollte die Unterhaltung während des Tanzes sein. Um einen Vorgeschmack von der Tanzstunde zu bieten, wurde kurz vor dem Ende der ersten Stunde eine Schellackplatte aufgelegt, und das Ehepaar Krammich gab das Startzeichen zur Partnerwahl. Alle Jungs rannten daraufhin durch den Saal, um die zuvor ansiverte Auserwählte aufzufordern. Mit hochrotem Kopf und zitternden Knien erreichte man die Damenseite. Pech, wenn man zu spät kam, und ein anderer schon quer durch den Saal geschossen war und einem die fixierte Dame vor der Nase wegschnappte. All die Mahnungen des unterrichtenden Ehepaars blieben in diesem Augenblick ohne Wirkung. Eine wilde Horde war entfesselt. Unter Anleitung wurden die ersten Schritte mühsam einstudiert, begleitet von eindringlichen Erklärungen, was man gefälligst zu unterlassen hätte. Zum Schluß legte das Ehepaar Krammich noch eine Kesse Sohle aufs Parkett, um damit anzudeuten, mit welcher souveränen Eleganz man den Kurs eigentlich beenden könnte.

Auf dem Heimweg sollten die Herren gefälligst die Damen nach Hause begleiten. Damit begann erneut eine Auswahl: Wer mit wem? Für die späteren Begleitdienste ergab

sich dann: Sollte man ... oder sollte man nicht? – eine Frage, die uns bis zum Abschiedsball begleitete.

So wurden in den darauffolgenden Wochen in mühsamer Kleinarbeit die Schritte der einzelnen Tänze eingeübt. Bei manchem waren Schwester, Cousine oder gar ein Besenstiel notwendig, um die schwierigen Fußmanöver und die Gewichtsverlagerungen einzuüben.

Im Programm waren Foxtrott, Langsamer Walzer, Wiener Walzer, Rumba, Polka, Rheinländer, Lambeth Walk – bis schließlich der erste öffentliche Auftritt beim Zwischenball angesagt war. Danach ging es weiter bis zum Abschlußball, zu dem auch die Eltern und Bekannten im großen, recht ungemütlichen Saal der Turnhalle eingeladen waren. Die Tanzschüler hatten eine Partnerkarte für die anstehenden Tänze auszufüllen, und es gehörte selbstverständlich dazu, daß man der ausgewählten Partnerin ein Geschenk mitzubringen hatte. Der Abschlußball war dann auch ein voller Erfolg, und zum Schluß stand der inzwischen mehrfach heftig gefaßte Entschluß fest: die Dame mit den Schillerlocken mußte jetzt endlich geküßt werden. Mit klopfendem Herzen ging es dann auf den Heimweg bis an die Gartentür. Die Gelegenheit wäre günstig gewesen. Aber da standen ihre Eltern bereits am Eingang, um die Tochter in Empfang zu nehmen. So war also auch dieses Mal – außer einem warmen, feuchten Händedruck – nichts zu machen.

Einige Paare haben so bei den Tanzstunden den Partner fürs Leben gefunden. Und alle konnten sich danach mit einigem Selbstvertrauen in die Freuden ungezählter Tanzvergnügen stürzen.

Tanzschule
Krammich



beginnt Mitte Januar mit
neuen Kursen

Im Gesellschaftstanz für
Anfänger, Fortgeschrittene und Ehepaare
Außerdem Privatstunden.

Anmeldung: Dienstag, 7. 1., und Donnerstag, 9. 1. 1964,
in unserem Studio, Wallstraße 77.
Telef. Anmeldung täglich unter Oberursel 31 91



Der Tanzkurs mit dem Ehepaar Krammich – in der Mitte vorn – stellt sich Anfang der 1950er Jahre im kleinen Saal der Turnhalle Gartenstraße, heute Korfstraße, zum Gruppenfoto. (Die Damen sind mit ihren Mädchennamen genannt. Für Mitteilungen zu den fehlenden Namen ist der Autor dankbar.)

1 Liesel Römer	5 Ellen Adrian	9 ?	13 Elisabeth Kliem	17 ?
2 ?	6 Berti Krieger	10 ?	14 Inge Ernst	18 ?
3 ?	7 Anita Reiß	11 Sybille Prim	15 Margot Hoppe	19 ?
4 Evemarie Weber	8 ? Jamin	12 Carola Kliem	16 Renate Bausch	20 Waltraud Facke



- | | | | |
|--------------------|---------------------|--------------------|---------------------------------|
| 21 Ria Hardt | 29 Klaus Fink | 37 ? | 45 Hermann Müller (?) |
| 22 ? | 30 Margret Krefß | 38 Gerd Kappus | 46 ? (Ehemann von Margot Hoppe) |
| 23 Karlheinz Abt | 31 Renate Miltner | 39 Karl Baldes | 47 Achim Kevekordes |
| 24 Carlo Schuckart | 32 Helga Hedfeld | 40 Heinz Burkard | 48 Hans Hinke |
| 25 ? | 33 Dagmar Zumbroich | 41 Heinz Diehm | 49 ? |
| 26 Gerhard Donth | 34 ? | 42 Sattler (?) | 50 Mag (?) |
| 27 ? | 35 Heil (?) | 43 Ferdinand Bauch | 51 ? |
| 28 Mechthild Weber | 36 Ursula Risse | 44 ? | 51 Hans Bind |
| | | | 53 Hans Kappus |

Der Führerschein

Im Jahre 1953 meinte mein Vater, daß es jetzt an der Zeit sei, mit 21 Jahren den Führerschein zu machen. Das Zeitalter der Automobilmobilisierung sei angebrochen, und das könne für mich nur von Vorteil sein.

Kurzerhand meldete ich mich bei der Oberurseler Fahrschule Feld in der Allee an. Die Unterrichtsstunde kostete damals 8 DM. Sie fand zweimal in der Woche in einem Wohnzimmer des Fahrlehrers statt. Außer mir gab es noch vier Fahrschüler. Die Atmosphäre im theoretischen Teil des Unterrichts war recht zwanglos, gewürzt mit den in vielen Jahren angesammelten – und sicherlich immer wieder wirkungsvoll eingesetzten – lockeren Sprüchen des Fahrlehrers. Vorfahrtsregeln wurden an einer Schautafel erklärt und mußten zu Hause anhand eines Lehrbuchs eingeübt werden. Die Wirkungsweise des Antriebs und des Motors bekam man in einem Vortrag des Lehrers am Modell erklärt mit dem Hinweis, daß bei der Prüfung, wenn überhaupt, nur kurz danach gefragt würde.

Für die Fahrstunden nahm man in einem schicken Borgward Isabella Platz, der Fahrlehrer saß neben dem Schüler, gab seine Anweisungen, konnte aber nicht mit getrennten Pedalen in das Geschehen eingreifen.

Die Autos waren zu jener Zeit noch nicht automatisiert, so daß man beim Schalten den nächsten Gang nur mit Zwischengas einlegen konnte. Für Anfänger war das besonders schwierig und es mußte oft geübt werden. Schwierig war es auch, das ganze Fahrzeug zu überblicken, denn der Fahrersitz lag so niedrig, daß man den rechten Korflied nicht sehen konnte. Daher war an dieser Ecke der Karosserie eine gefederte Metallstange mit schwarzem Knopf angebracht, so daß man erahnen konnte, wie weit das Blech dort reichte. Trotzdem erlitt das schöne Fahrzeug gerade an dieser Seite so manche Beule.

Nach einem Monat war es dann so weit, daß wir uns alle zur Prüfung einfinden mußten. Der theoretische Teil war schnell erledigt, der Prüfer stellte an jeden von uns eine Frage. Derjenige, der bescheid wußte, hob die Hand und konnte die Antwort geben. Beim praktischen Teil saßen jeweils

zwei Prüflinge zusammen mit dem Fahrlehrer und dem Prüfer im Fahrzeug. Die Fahrt ging zum größten Teil durch die Altstadt, weil hier die Gassen so schön eng waren. Auf Fußgänger und Radfahrer mußte man nicht besonders achten, weil der §1 lautete: »Motorkraft geht vor Muskelkraft, aber dennoch hat sich jeder so zu verhalten, daß niemand geschädigt wird.«

Mit noch einem Prüfling saß ich nun mit klopfendem Herzen im Auto. Ich hatte zunächst Glück und kam noch nicht dran. Die Fahrt des anderen ging soweit ganz gut bis auf eine Absperrung in der Korfstraße, die gestreift wurde und verdächtig wackelte. Auf die Frage des Prüfers: »Was war denn das?« kam die zutreffende Antwort: »Das war eine Absperrung. Aber sie steht zum Teil noch!« Er konnte trotzdem weiterfahren bis die Bemerkung des Prüfers kam: »So, jetzt umsteigen!«

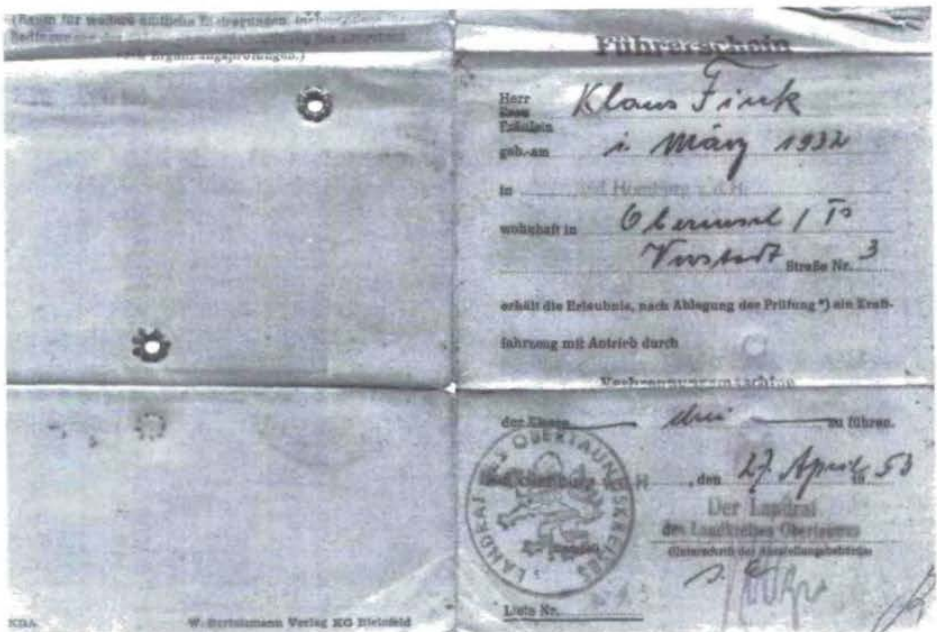
Nun war ich an der Reihe. Innerhalb des Stadtgebiets zu fahren, machte mir keine Schwierigkeiten, zumal wenig Verkehr war. Wenn nur die blöde Schalterei nicht gewesen wäre, die hatte mir schon immer Probleme bereitet. Jeder Schaltvorgang wurde von krachenden Geräuschen aus dem Getriebe begleitet, und kopfschüttelnd schaute ich in den Rückspiegel auf das Gesicht des Prüfers. Nach einer Weile fragte er mich: »Warum schütteln Sie denn immer den Kopf und schauen in den Rückspiegel?« Meine Antwort: »Das Krachen kommt vom Getriebe, und ich schaue in den Rückspiegel um zu sehen, wie viele Zahnräder dort hinten aus dem Auspuff fliegen!« Darauf er: »Sollen wir anhalten, damit Sie die auf sammeln können?«

Die weitere Fahrt führte uns zum Ausgangspunkt zurück, und nach dem Aussteigen bekamen wir beide – trotz allem – den Führerschein unterschrieben und ausgehändigt.

Zu dieser Zeit war halt alles noch viel leichter. Ein halbes Jahr später brauchten die Fahrschüler beim Schalten kein Zwischengas mehr zu geben. Herr Feld schonte die Zahnäder des Lehrfahrzeugs – und seine Nerven – indem er ein Auto mit synchronisiertem Getriebe anschaffte.



Damals so heiß begehrt wie heute: der »Lappen«.



Das Goggomobil – ein fahrbarer Untersatz

Es war das Jahr 1960, als ich einen mehrjährigen Abendlehrgang in Frankfurt begann und am Tag als Monteur arbeitete. Damals entschloß ich mich, ein kleines Auto zu kaufen, den Führerschein hatte ich ja schon einige Jahre zuvor erworben. So erstand ich ein Goggomobil bei der Firma Bucker, gegenüber der Motorenfabrik an der Hohemarkstraße in Oberursel.

Das Fahrzeug war einem Motorrad bei weitem vorzuziehen, da man es auch bei widrigem Wetter benutzen konnte, ohne naß zu werden. Es hatte vier Räder plus Reserverad, zwei Türen, natürlich zwei Vordersitze und eine kleine Holzbank als Notsitz hinten. Von dieser Automarke gab es mehrere Modelle, einmal mit einem 250 qb-Motor, das man mit einem Mopedführerschein fahren durfte. Daneben gab es das gleiche Modell mit einem 300 qb-Motor, für das ein Führerschein der Klasse III vorgeschrieben war. Darüber hinaus gab's noch ein schnittiges Sportmodell, das Coupé, mit einem Vorwählgetriebe, das die Schaltung erleichtern sollte.

Alle Goggomobile wurden von der Landmaschinenfirma Glas in Dingolfing gebaut. Die Firma stellte auch Mähdrescher her. Das Autohaus Bucker vertrieb und wartete die Kleinautos.

Mit der Unterstützung meines Vaters konnte ich das stärkere Modell für ca. 3.000 DM kaufen und den vorgeschossenen Betrag in Monatsraten bei ihm abbezahlen.

Mit seinem Zweitaktmotor war es ein wunderbares Fahrzeug, und mit Rückenwind, bergab, erreichte es manchmal 140 km pro Stunde. Getankt wurde ein Benzin-Öl-Gemisch, und mit vierzig Litern konnte man bis Pirmasens fahren ohne nachzutanken. War der Normaltank leer, befand sich hinter dem Rücksitz ein kleiner Hebel, den man umlegen mußte, um dann noch einige Kilometer bis zur nächsten Tankstelle fahren zu können. Damals war das Tankstellennetz noch wesentlich dichter als heute, es gab in fast jedem Örtchen eine Möglichkeit zu tanken.

Als stolzer Besitzer eines Kleinautos konnte ich abends nach Frankfurt fahren, wo das Leben pulsierte, und das Fahrzeug auch für Montagefahrten im Inland benutzen, wofür ich Fahrtkostenerstattung erhielt. Die schwere Werkzeugtasche und den Koffer hinten rein werfen – und damit war man unabhängig! Ich konnte dort übernachten, wo es schön war, manchmal auch die Fahrt unterbrechen und hier und da eine Pause einlegen, ohne daß jemand etwas dagegen einwenden konnte. Zur Übernachtung suchte ich meist Restaurants aus, die zu einer Metzgerei gehörten, da man dort das schmackhafteste Essen bekam.

Bei Fahrten auf die Campingplätze brauchte man nur die Sitze zu lösen, in den Innenraum eine Luftmatratze zu legen, und schon hatte man den besten Schlafplatz für eine Person. Nur wenn nachts die Mäuse im Gras scharrt, hatte man das Gefühl, daß sie die Reifen annagten.

Manche Autofahrer würdigten mich mit einem verächtlichen Blick. Es gab aber damals zahlreiche andere Kleinfahrzeuge, so daß es eigentlich ganz unangebracht war, über einen Goggo die Nase zu rümpfen. Gab es doch auf den Straßen zum Beispiel die Messerschmitt-Kabinenroller, die BMW-Isertas, NSU-Prinzen, Goliaths oder «Leukoplastbomber», Loyds oder «König der Berge» – alles Mobile (teils nur mit drei Rädern), mit denen mein Fahrzeug leicht mithalten konnte. Auf den Autobahnen ging es noch gemächlich zu, und in den Raststätten wurde man vorzüglich bedient.

Die Lkw-Fahrer waren damals noch zuvorkommend und ausgesprochen höflich. Hatte man wirklich einmal Pech und blieb unterwegs liegen, hielten viele Autofahrer an und erkundigten sich, ob sie behilflich sein könnten.



Auch zu Anfang der 1960er Jahre gab es schon Staus, hier am Bahnübergang – wie auch heute – vor allem durch die häufig geschlossenen Schranken verursacht.



Spannend wurde es, wenn man auf der Autobahn an ein anderes Kleinauto herankam, mit dem man ein Rennen veranstalten konnte. Die BMW-Isetta war dabei keine Konkurrenz, weil man diesen Typ schnell hinter sich bringen konnte. Beim Messerschmitt-Kabinenroller war das etwas ganz anderes. Das Fahrzeug war in seiner Leistung ebenbürtig, und oft hatte ich das Nachsehen. Es hatte eine Fahrerkabine, die der Kanzel eines Kleinflugzeugs ähnlich war, der Beifahrer saß hinter dem Fahrer, und zum Aussteigen wurde das Plexiglasverdeck einfach zur Seite geklappt. Das hatte den Nachteil, daß es im Innern des Fahrzeugs im Sommer sehr warm wurde. Das Steuer war ein Mittelding zwischen dem Steuerknüppel eines Flugzeugs und einem Motorradlenker – kurz, man sah dem Fahrzeug an, daß es von einem Flugzeugkonstrukteur entwickelt wurde. Der Messerschmitt-Kabinenroller hatte ebenfalls vier Räder, wenn auch kleine, wobei die beiden vorderen weit auseinander standen, die Hinterräder ziemlich eng nebeneinander. Dies und der niedrige Schwerpunkt des Autos ergaben eine sehr gute Kurvenlage und damit eine gewisse Überlegenheit gegenüber den anderen Kleinwagen.

Eines Tages, auf einer Monteurfahrt zum Schuhzentrum Pirmasens, hatte ich Gelegenheit, einen



An Schönwettersonntagen verstopfte der aus dem Taunus zurückkehrende Ausflugsverkehr oft die Durchgangsstraßen. Den Feldbergzubringer gab es noch nicht.

Messerschmitt-Kabinenroller auf der Autobahn zu jagen. Eine Zeitlang ging es hin und her. Immer, wenn ich sicher war, ihn überholt zu haben, tauchte er wieder an meiner Seite auf, ich glaubte fast, ein Messerschmitt-Jagdflugzeug neben mir zu haben. Dies wiederholte sich mehrmals bis ich die Geduld verlor und das Gasrädchen bis zum Anschlag und noch weiter durchtrat. – Na also, jetzt hatte ich es endgültig geschafft und konnte einen großen Abstand zu meinem Verfolger halten. Kurz darauf

jedoch vernahm ich ein undefinierbares, quiet-schendes Geräusch, und der Motor meines Goggos gab in der Nähe von Worms seinen Geist auf. Ich konnte gerade noch über den weißen Seitenstreifen rollen und anhalten. Das Kabinenfahrzeug rollte vorbei, das grinsende Gesicht des Fahrers ist mir noch unangenehm in Erinnerung. Ratlos stand ich neben meinem Fahrzeug, überlegte und hielt Ausschau in der Umgebung. Mit einem solchen Motorschaden war ich noch nie konfrontiert worden. Kein vorbeikommendes Fahrzeug hielt an, um mir zu helfen. Mir blieb keine andere Wahl, als Hilfe in einer Autowerkstatt zu suchen. Über die Felder machte ich mich auf den Weg ins nächste Dorf, das zum Glück nicht allzu weit entfernt lag, und bald fand ich auch eine Autowerkstatt. Nachdem ich dem Meister meine Notlage erklärt und ihn gebeten hatte, nach meinem liegengelassenen Fahrzeug zu sehen, gab er mir zur Antwort: »Meinen Sie vielleicht, ich wollte mir an der Autobahn mein Hinterteil abfahren lassen?« Mir gutem Zureden konnte ich ihn dazu bringen, doch noch mitzukommen. Er stellte fest, daß sich ein Kolben des Motors durch die große Belastung festgefressen hatte und es dadurch zum Stillstand gekommen war. Sein Rat war, den Motor noch etwas abkühlen zu lassen, dann könnte

ich meine Fahrt nach Pirmasens bei vorsichtiger Fahrweise fortsetzen.

In der Folge habe ich jedoch noch einige schöne Fahrten mit dem Goggomobil, teils beruflich, teils privat machen können. Allerdings gab es auch wieder unerwartete Fahrtunterbrechungen.

Der Sylvesterschreck

Der Krieg war schon einige Jahre vorbei und ich befand mich im besten Jugendalter. Es war zu Silvester des Jahres 1954.

Schon tagelang vorher machte ich mir Gedanken, was man in der Silvesternacht alles an Feuerwerk veranstalten könnte. Am besten etwas, das einen richtigen Krach machte. Wir wohnten zu dieser Zeit im zweiten Stock der Bäckerei und Konditorei Krämer in der unteren Vorstadt, also an einer ganz zentralen und frequentierten Straße Oberursels. Auch an Silvester war hier schon seit einigen Jahren wieder viel los, zumal das Angebot an Feuerwerkskörpern nichts zu wünschen übrig ließ.

Im Krieg hatten wir es ja schon oft laut krachen gehört, aber diese Knallerei war doch etwas anderes. Jetzt war es wieder üblich, das neue Jahr laut zu begrüßen, allerdings unter der strengen Auflage, daß man auf keinen Fall vor der Zeit losballern durfte.

Ich stellte mir vor, daß man mit einem großen, dicken Kanonenschlag schon einen ordentlichen Krach machen könnte. Aber wie war die Wirkung des Böllers noch publikumswirksam zu steigern? Die »Bombenidee« kam mir, als ich vom Fenster auf die Vorstadt blickte. Direkt über der Straßenmitte verlief die Lichtleitung, an der die Straßenlaternen aufgehängt waren. Zu dieser Zeit befuhren zahlreiche Fahrzeuge die Vorstadt – sie war ja noch keine Fußgängerzone – und sie alle mußten an den Ampeln des Fußgängerüberwegs direkt vor unserer Toreinfahrt anhalten.

Die Überlegung war, daß es doch Wirkung zeigen müßte, wenn man den Böller an einer Schnur so aus dem Fenster werfen könnte, daß der gezielt über die Lichtleitung fallen würde und dann, schnell hochgezogen, in halber Höhe zur Explosion käme. Und wenn dann vielleicht noch ein paar Fahrzeuge vor der Ampel anhielten, wäre doch eine Bombenwirkung zu erzielen! Der größte verfügbare Kanonenschlag wurde rechtzeitig vor der Silvesternacht gekauft. Er war auch damals schon recht teuer.

Dann kam die Nacht der Nächte, in der das neue Jahr eingeläutet werden sollte. Die Zeit ging bei Gesprächen und Spielen schneller herum als gedacht, so wie es immer am letzten Tag des Jahres der Fall ist. Etwas Alkohol gehörte natürlich auch dazu. Und dann war es so weit. Die Standuhr schlug dreimal – die letzte Viertelstunde vor Mitternacht! Schnur und Böller lagen säuberlich bereit. Es kam nun darauf an, die Schnur langsam und sorgfältig am Kanonenschlag zu befestigen und dann abzuwarten bis von den Kirchenglocken das neue Jahr eingeläutet würde.

Jetzt war es so weit. Alle Oberurseler Glocken läuteten. Voller Aufregung wurde das Streichholz mit der Zündschnur in Berührung gebracht. Rauchend und glimmend gab sie zu erkennen, daß etwas unwiderruflich seinen Lauf nahm. Unbekannt war jedoch, wie lange es dauern würde, bis der große Knall käme. Also schnellstens fort mit dem Ding, damit es nicht in der Hand explodierte. Denn dabei konnte man, so war man gewarnt worden, die ganze Hand verlieren. Der Gedanke war, den Knaller in hohem Bogen aus dem Fenster zu werfen und mit der anderen Hand gleichzeitig die Schnur festzuhalten.

Aber – was war denn mit der Schnur auf einmal los? Sie mußte sich irgendwie im Vorhang verheddert haben, denn der Böller kam nicht über die Mitte der Straße, und hochziehen ließ er sich auch nicht mehr, denn der große Knall war innerhalb von Sekunden zu erwarten. Verzweifelt suchte ich den Kracher weiter in die Straßenmitte zu bugsieren, aber alle Bemühungen waren vergeblich. Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn, und das Herz schlug schneller. Was konnte nicht alles passieren? Einige Fahrzeuge waren unten schon vorbeigefahren.

Eine furchtbar laute Explosion, wie von einer Bombe, ließ mich erstarren, gefolgt von einem Geschepper, das eindeutig auf Glasscherben schließen ließ. Eine Rauchwolke breitete sich in der näheren Umgebung aus. Die große Schaufen-

Vorsicht beim Feuerwerk!

Der hessische Minister des Inneren bittet, die Polizeidienststellen auch in diesem Jahr anzuweisen, dem Verkehr mit Feuerwerk und anderen pyrotechnischen Gegenständen zum Jahreswechsel besondere Aufmerksamkeit zu widmen und bei Zuwiderhandlungen gegen die einschlägigen Vorschriften nachdrücklich einzuschreiten. Das Abbrennen von Feuerwerkskörpern führt in der Silvesternacht erfahrungsgemäß immer wieder zu Unfällen, von denen meist Unbeteiligte – vor allem Straßenpassanten – betroffen werden.

Auszug aus einer Meldung im Taunus-Anzeiger vom 21. Dezember 1961

sterscheibe der Konditorei mußte zu Bruch gegangen sein! In höchster Aufregung stürzte ich – und auch noch andere – die Stufen des Treppenhauses hinunter, um nachzusehen, welche verheerenden Auswirkungen die Explosion gehabt habe. Aus den umliegenden Wohnungen und Häusern kamen auch schon andere Leute gesprungen, um sich zu erkundigen, was denn jetzt passiert sei. Dabei war auch der Ladenbesitzer, der Bäckermeister mit gottweiß was für schlimmen Vermutungen. Am Ort des Geschehens angekommen, wurde zunächst die große Schaufensterscheibe begutachtet. Aufatmend stellte ich fest, daß sie noch vorhan-

den und nicht zersplittert war. An den umherliegenden Glassplittern konnte ich aber erkennen, daß der Kanonenschlag direkt im Eingang des Ladens explodiert war. Durch den starken Luftstog wurde offenbar das kleine Oberlicht des Eingangs heruntergezogen und in tausend Stücke zerschlagen. Dies hatte den extrem lauten Knall noch verstärkt.

Am nächsten Arbeitstag hatte ein Glaser den Schaden schnell behoben, und die Sache war mit einer Entschuldigung erledigt. Seit dieser Zeit habe ich jedoch keinen Kanonenschlag mehr angerührt.



Zwar mußte die Feuerwehr bei diesem Sylvesterschreck nicht eingreifen, aber von dem alten Spritzenhaus an der Bleiche – hier eine Ansicht von der Rückseite – haben Generationen von Oberurseler Feuerwehrleuten ihre Einsätze gestartet. Anstelle des reizvollen Ensembles mit dem Schlauchturm dehnen sich heute lediglich Parkflächen. Im Hintergrund der Chor der St. Ursula-Kirche, am rechten Bildrand die Herrenmühle.

IV

Umfeld Oberursel Mitte

Die untere Vorstadt und ihre Bewohner um 1950

Vorstadt 1 (Latscha, Zigarren-Remy)

Blickte man von unten in die Vorstadt hinein, war im Eckhaus rechts, also unserem Nachbarhaus, der Laden des »Remy-Schorsch«. Er war auch der Vater meines Schulfreundes Werner Remy, der genau so alt war wie ich. Der Laden war nicht nur wegen seiner Zigarren- und Zigarettenauswahl und seines Angebots an Zeitungen und Zeitschriften bekannt. Schorsch Remy war auch ein beliebter Fußballspieler im zu der Zeit einzigen Fußballklub Oberursels. Außerdem spielte er zum Beispiel bei Hochzeiten in der Christuskirche das Cello.

Die Bürgersteige an der Kreuzung Oberhöchstader Straße, Vorstadt und Liebfrauenstraße, dem »Dalles« waren damals noch mit einem rot-weiß gestrichenen Geländer zur Fahrbahn hin abgegrenzt. Auf den Eisenstangen konnten wir Jungs bequem sitzen und das an uns vorbeiziehende Leben beobachten. Direkt neben der Krämer-Toreinfahrt war der Lebensmittelladen vom »Aschtal«, wie wir ihn getauft hatten. Es war, rückwärts gelesen, die Filiale der Firma Latscha, die in späteren Jahren auf die andere Seite der Vorstadt umzog, dorthin, wo sich heute das Idea-Geschäft befindet.



Ein Blick in die untere Vorstadt, etwa 1937. Am linken Bildrand das Autohaus Koch, noch im Rohbau, wo heute der Bärenbrunnen plätschert, dahinter das »Gasthaus zum Bären« als markanter Bau an der wichtigsten Verkehrskreuzung der Stadt. Ihm gegenüber in der Vorstadt 1 der Laden von Georg Remy, der hier (mit der weißen Jacke) selbst als »Volksempfänger« vor seinem Geschäft zu sehen ist. Im gleichen Gebäude dahinter eines der beiden »Latscha«-Lebensmittelgeschäfte. Ein weiterer Latscha-Laden befand sich in der oberen Strackgasse (siehe Seite 152). Die ins Bild hineinragenden Äste der Platane sind fast das einzige, was man auch heute noch dort so antrifft. Alles andere hat sich grundlegend verändert.

Die Fahrbahn war mit blauen Basaltsteinen gepflastert, und wenn Fuhrwerke daherkamen, mußte man befürchten, daß die Pferde mit den Hufeisen ausrutschten. Regelmäßig hielten die firmeneigenen Lieferfahrzeuge von Latscha vor dem Laden, um die aus der Frankfurter Zentrale bestellten Waren abzuladen.

Neben dem Geschäft von Remy war ein kleiner, freier Platz mit einer Tanne, die an Weihnachten mit elektrischen Kerzen geschmückt war. Daran angrenzend war in der Liebfrauenstraße, dort wo sich heute die Nassauische Sparkasse befindet, der Staudt'sche Buch- und Papierladen. Etwas später zogen die Staudt mit ihrer Buchhandlung um in die Oberhöchstader Straße, etwa gegenüber vom Kaiserlichen Postamt.

Die Getränke von Latscha, damals meist Bierkästen, wurden in der alten Waschküche, die sich im Hof meines Freundes Werner Remy befand, gelagert. Der Raum war nicht abgeschlossen, und eines Tages kamen wir auf die glorreiche Idee, die

Bierflaschen, die zwar mit einem Etikett versiegelt waren und einen Schnappverschluss hatten, vorsichtig zu öffnen, abzutrinken, mit normalem Wasser wieder aufzufüllen und das Etikett wieder anzukleben. Das ging natürlich nur so lange gut bis es herauskam – und das war nicht allzu lange. Wahrscheinlich mußte Werner auf hartnäckige Hinterfragung seines Vaters die Wahrheit bekennen, denn der Schorsch sprach mit meiner Mutter. Bestrafungen bei uns zu Hause begannen immer damit, daß das Küchenfenster geschlossen und der große Kochlöffel aus der Schublade geholt wurde, mit dem ich dann das Hinterteil versohlt bekam.

Ein beliebter Spaß von uns beiden war auch die Befestigung eines Portemonnaies an einer dünnen Schnur, die vom Bürgersteig bis in den Hof führte, wo wir darauf warteten, daß ein Vorbeigehender sich danach bückte, um es aufzuheben. Manches Mal klappte es, und wir hatten unser Vergnügen.



Zwischen dem Geschäft von Georg Remy und der Nassauischen Sparkasse an der Liebfrauenstraße stand eine schön gewachsene Tanne, die in der Weihnachtszeit immer mit elektrischen Kerzen geschmückt war.



Die Vorstadtfassade des »Bären 1963. Zwischen den Fenstern der Wirtsstube im Erdgeschoss waren Schaukästen mit den aktuellen Filmplakaten angebracht. Rechts neben dem Eingang zur »Bärenwirtschaft« präsentierte sich als Untermieter der Friseursalon Döring.

Die Remys wohnten im ersten Stock über dem Laden. Darüber wohnte die Witwe Häfner mit zwei großen jungen Männern und der Scherenschleifer Jung mit seiner kleinen Frau. Sie hatte so wenige Haare auf dem Kopf, daß sie auch im Sommer immer eine Wollmütze trug.

Im Krieg, wenn Alarm war, kamen sie alle in unseren Luftschutzkeller beim Bäcker Krämer in der Vorstadt 3, weil dieser etwas solider gebaut war. Herr Jung unterhielt dann uns Kinder mit Scherenschnitten, die er aus Papier zauberte, indem er es mehrfach knickte, mit der Schere verschiedene Einschnitte machte und zum Schluß das Papier wieder auffaltete. Das ergab ganz zauberhafte Muster und wir waren so begeistert, daß wir alles um uns herum vergaßen.

Im Haus Vorstadt 1 hatte mein Vater in früheren Jahren als Jungeselle ein Zimmer gemietet, später wohnten dort meine Eltern, als sie jung verheiratet waren. In den zwanziger Jahren kam mein Bruder im gleichen Haus zur Welt.

Vorstadt 2 oder das »Bäreneck«

Gegenüber der Bäckerei und Konditorei Café Krämer erhob sich bis in die achtziger Jahre das Gasthaus »Zum Bären«. An der Fassade konnte man von unserem Wohnzimmerfenster aus lesen: 1896 erbaut, 1956 renoviert. Der Eingang zur Bärenwirtschaft war von der Vorstadt her, und an der Fensterfront zur Wirtschaft gab es Schaukästen vom »Bärenkino«. Durch die Fenster konnte man von der Vorstadt aus in die Wirtschaft hineinblicken, und wenn die Fenster tagsüber gelüftet wurden, war noch auf dem Bürgersteig der Dunst der Biertheke wahrzunehmen. Im ersten Stock lagen die Fremdenzimmer, alle altmodisch und nur mit dem Notwendigsten eingerichtet. Der Garten war mit großen Platanen bewachsen und grenzte an die Oberhöchstadter Straße. Früher gehörte ein Biergarten zur Wirtschaft.

In einer Ecke des Lokals stand ein ausgestopfter schwarzer Bär, dessen Arme das Gitter umklammerten, in einem Messingkäfig. Die Wirtschaft

bestand aus zwei Räumen, wovon einer »Kolleg« hieß. Im Gang, der bis zum Kino führte, war gegenüber dem Kolleg die Küche, die jedoch nach dem Krieg nicht mehr für die Wirtschaft genutzt wurde.

Die Privatwohnung der Familie Becker-Röder befand sich neben einigen Fremdenzimmern im ersten Stock. Im zweiten Stock gab es eine Wohnung, die vermietet war, und noch einige Fremdenzimmer.

Neben dem Eingang zur Wirtschaft des »Bären« war ein Friseursalon, der über die ganze Kriegszeit geschlossen war, denn der Friseur war zur

weit in die achtziger Jahre, nur die Friseurmeister wechselten oft: vom Schwager auf den Sohn und den Enkel. Als das Friseurgeschäft aufgegeben wurde, zog dort ein Schlüsseldienst ein.

Vorstadt 3 (Bäckerei und Café Krämer)

Es war das Haus, in dem unsere Familie von 1931 bis 1977 wohnte. Im unteren Stockwerk wohnte in meiner Kindheit die Familie Krämer mit drei Töchtern und einem Sohn: Otilie (Herrmann), Zilli (Ried), Mathilde (Stock) und Nikolaus (Textilien-Krämer).



Mathilde Stock, geb. Krämer, im Cafégarten, um 1940. Der Garten erstreckte sich bis zur Henchenstraße, die damals auf ihrer Westseite noch unbebaut war.

Wehrmacht eingezogen und nicht mehr zurückgekommen. Nach der Währungsreform wurde der Salon wieder geöffnet, denn jetzt verdiente man harte DM, und ich zählte zu den ersten Kunden. Über der Eingangstür hing ein blank polierter Messingteller, das Zunftzeichen der Barbieri. Die Kriegerwitwe hatte das Geschäft an ihren Schwager weitervermietet. Besitzer des Ladens blieb allerdings die Familie Röder-Becker.

Die Einrichtung stammte aus den zwanziger Jahren. Die Möbel waren aus rotbraunem Mahagoni mit Marmortischen und entsprechenden Waschbecken. Die Friseurstühle waren aus demselben Holz und hatten an den Rückseiten verstellbare Nackenstützen, die mit Papier bespannt waren. Kamen neue Kunden zum Rasieren, wurde die Papierrolle weiter herausgezogen und der benutzte Teil abgerissen. Die Apparate und Gerätschaften zum Haarschneiden stammten aus Vorkriegszeiten und öfters zuckten die Kunden, wenn es an der Kopfhaut ruppfe. Der Salon Döring bestand bis

Die Hochzeiten aller Krämer-Kinder fanden im Hause statt. Dazu wurde das größte Wohnzimmer ausgeräumt, um Platz für die geladenen Gäste zu schaffen. Da die Tür direkt zum Treppenhaus führte, konnte ich alle Hochzeiten hautnah miterleben.

Nach den Trauungen kam der katholische Pfarrer Hartmann ins Haus und feierte mit. Wenn er mir begegnete, blieb er stehen, begrüßte mich und sagte sein »Gott sei mit dir, mein Sohn!« Nach dem Krieg wurde der Geistliche Rat Joseph Hartmann Ehrenbürger von Oberursel. Er war ein von allen hochgeachteter Seelsorger. Seine leutselige und zu jedermann freundliche Art und seine mutige Haltung in bedrohlichen Situationen während des Krieges haben ihm im Volksmund den Titel »Oberbürgermeister von Oberursel« eingebracht.

Wir wohnten im zweiten Stock auf der rechten Seite und hatten eine geräumige Dreizimmerwohnung. Auf der linken Seite war die kleinere



FAMILIE FERDINAND HERMANN

Café Krämer

Das stattliche Haus Vorstadt 3 mit seinem schönen Jugendstil-Dekor ist auch heute noch das Hinschauen wert, wenn auch die Toreinfahrt und das Fenster links längst zu Schaufenstern umgestaltet wurden. Auch ist dort keine Bäckerei und kein Café mehr zu finden. Zwei verschiedene Geschäfte teilen sich jetzt die Schaufenster und die Ladenflächen.



Otilie Hermann, geb. Krämer, mit Tochter Hildegard

Zweizimmerwohnung von Familie Steinmeyer mit ihren drei Kindern bewohnt. Vater Steinmeyer trug während des Krieges immer einen Stock und hinkte ganz schrecklich. Angeblich wurde sein Bein während eines Angriffs in Pirmasens schwer geschädigt. Nach dem Krieg konnte er plötzlich ohne Stock wieder ganz flott laufen.

Im Dachgeschoß wohnte in einer kleinen Mansardenwohnung das Ehepaar Faßbender, später Frau Faßbender alleine. Nach dem Krieg wohnten dort Herr und Frau Scholz. Er hatte die Aufsicht im Oberurseler Freibad.

Mein Bruder Rudi und ich mußten, um in unsere Schlafkammer zu gelangen, eine Treppe höher steigen und über den Dachboden laufen, auf dem auch ab und zu Wäsche getrocknet wurde. Die Mansarde hatte drei kleine Fensterchen, von denen man einen wunderbaren Ausblick hatte, nach Süden auf Frankfurt, nach Westen auf den Taunus und den oberen Teil von Oberursel. Allerdings war die Mansarde nicht zu heizen, und daher an kalten Wintertagen jedes Fenster vollständig vereist.

Es gab ein großzügiges, helles Treppenhaus mit schöner Eichenholzterasse und einem glatten Geländer, auf dem man, wenn man geschickt war,

von Stockwerk zu Stockwerk rutschen konnte. Das Treppenhaus hatte auch in meinen Kindheitsträumen eine gewisse Bedeutung. Oft kam es vor, daß ich im Traum alle Stockwerke hinunterflog und flog, aber unten nie ankam. Das war ein herrliches Gefühl. Die Treppe wurde jeden Samstag von der Putzfrau vom ersten Stock ab mit Schmierseife eingerieben und geschrubbt. In der oberen Hälfte mußten die Mieter abwechselnd selbst putzen. Natürlich kam es nicht selten vor, daß ich als Kind während der Putzarbeit im Treppenhaus an der Putzfrau vorbeigehen mußte. Und ebenso natürlich war sie davon nicht begeistert. Einmal hatte sie einen solchen Zorn, daß sie mit ihrer Schmierseifenhand mein Gesicht vollständig einrieb. Die Folge war ein großes Geschrei meinerseits.

Wenn mein Bruder oder ich den Schlüssel zur Wohnung vergessen hatten, konnten wir durch das Treppenhausfenster und über ein Dach in unserer Küchenfenster einsteigen – sofern es geöffnet war.

In einer Ecke des mit Basaltsteinen gepflasterten Hofes befand sich die Toilette für die Bäckerburschen. Ein kleiner Anbau enthielt den Schweinestall mit der Waschküche und einer Garage. Vom Hof konnte man durch große Fenster in die Backstube blicken, und wenn man sich auf die Fußspitzen stellte, waren die Bäcker bei der Arbeit zu beobachten. Backstube und Wirtschaftsräume waren mit einem Glasanbau verbunden, damit man bei Regen die Backwaren trocken in den Verkaufstraum transportieren konnte.

Vor dem Treppenhaus war eine breite Einfahrt, die den Fuhrwerken das Einfahren in den Hof ermöglichte. Sie hatte nach der Vorstadt ein gußeisernes Tor, das mit einer goldverzierten Brezel, zwei Löwen und den Initialen J. K. (Jean Krämer) geschmückt war.

An der Ecke des Hauses waren schöne Sandsteine, an denen man sich anlehnen und das ganze Geschehen in der unteren Vorstadt beobachten konnte. Schien im Frühling die Sonne darauf, waren sie herrlich warm.

Hinter dem Backhaus befand sich ein großer Garten mit einigen Obstbäumen, der sich bis zur Henchenstraße erstreckte. Im Sommer war dort ein Gartencafé geöffnet, zugänglich sowohl von der Vorstadt wie auch von der Henchenstraße her. In dem geräumigen Garten hatten auch die Mieter eine kleine Parzelle, auf der sie Gemüse und Küchenkräuter anpflanzen konnten. Im Winter konnten wir Kinder dort wunderbar im hohen Schnee spielen.

Vorstadt 4 (Haus Metzger Steinle)

Dort befand sich vor dem Krieg ein Fleischergeschäft. Danach war der Laden geschlossen und die eisernen Rolläden heruntergelassen. Im Haus wohnten zwei ältere Jungfern, Martha und Lisa Steinle. Der Metzgerladen wurde später in zwei Ladengeschäfte umgebaut, in dem einen konnte Martha nach der Währungsreform ein Wollgeschäft einrichten. Lisa frisierte ältere Damen in einer Stube, deren Fenster auf die Vorstadt gingen, so daß wir ihre Tätigkeiten im Sommer von unserem Wohnzimmerfenster aus gut beobachten konnten. Mit ihrer Frisierkunst muß es jedoch nicht weit her gewesen sein, denn immer weniger der Kundinnen kamen zu ihr.

Den anderen Laden vermietete man in den fünfziger Jahren an die Metzgerei Klein aus Oberhöchstadt. Alle Waren wurden zu dieser Zeit angeliefert.

Vorstadt 5 (Haus Nikolaus Krämer)

Das Nachbarhaus zur Bäckerei Krämer gehörte ebenfalls den Krämers. Die Ladenfront wurde umgebaut. Unter einem neuen Pächter ist dort das Textilgeschäft Krämer auch heute noch anzutreffen.

Ursprünglich hatte dort das »Manne Männche« ein Textilgeschäft, und als der Sohn von Krämer so weit war, ein Geschäft zu führen, mußte Herr Mann ausziehen, konnte aber etwas weiter oben in der Vorstadt sein eigenes Textilgeschäft als »Kaufhaus Mann«, gegründet 1836, weiterführen.

Im ersten Stock der Vorstadt 5 hatte der Dentist Allendorf seine Praxis. Im zweiten residierte Herr Hergarten. Als Leiter der deutschen SA-Arbeitsfront war er die »graue Eminenz« in der Oberurseler Politik und bestimmte, daß die Stadt auf dem Kurs der Nationalsozialisten blieb.

Im dritten Stock wohnte ebenfalls ein Nazi, Herr Schmidt, der mit seiner dicken Frau das Fenster zur Vorstadt so ausfüllte, daß keine Hand mehr dazwischen ging. Während des Krieges war er Luftschutzwart.

Vorstadt 6 (Haus Calmano)

Dieses Haus gehört der Familie Calmano, und in meiner Erinnerung war es schon immer ein Kurzwarengeschäft. Herr Calmano hatte in Kriegs-

zeiten, als es kein Öl gab, Bucheckern mit einer Presse ausgepreßt und so wertvolles Öl gewonnen. Die Bucheckern lasen wir mühsam in den Oberurseler Wäldern auf und brachten sie ihm zum Auspressen. Das Öl verwendeten wir zum Kuchenbacken und zum Kochen. Der Kurzwarenladen war damals kleiner, weil ein Samengeschäft nebenan war. Später wurde dieses zu der Zoo- und Samenhandlung Fandrich umgebaut.



Vorstadt 7 (Brenners Hutgeschäft)

Zwischen den stattlicheren Bauten in der Nachbarschaft war die Vorstadt Nr. 7 ein kleines, zweistöckiges Wohnhaus mit kleinen Fenstern zur Vorstadt hin. Zum angrenzenden Haus Nikolaus Krämer gab es einen Garten mit Einfahrt. Nach der Währungsreform baute Frau Brenner das Haus um und erweiterte es mit einem Hutsalon. Es wurde kein großer Neubau, sondern bestand nur aus Schaufenstern, Verkaufsraum und Arbeitsräumen im ersten Stock. Produziert und verkauft wurden Damenhüte, damals noch große Mode bei allen Frauen, die etwas auf sich hielten.

Aber die Hüte kamen aus der Mode, und dann ging auch dieses Geschäft nicht mehr. Das Untergeschoss wurde umgebaut, und es entstanden zwei Läden. In dem einen etablierte sich zunächst der Eissalon Pellegrin, bis er einige Jahre später in das Nachbarhaus umzog. Sein Nachfolger war danach zunächst ein Papier- und Schreibwarengeschäft.

Vorstadt 8 (Haus Höhle)

Vor dem Krieg war es ein einstöckiges Familienhaus, das vom benachbarten Grundstück Nr. 10 durch einen mit Gras bewachsenen Hof getrennt war. Der dortige Laden hatte drei Schaufenster, innen gab es Kleineisenteile, Öfen und Ofenrohre. Das Geschäft gehörte der Familie Höhle, und ab und zu konnte man auch während des Krieges dort etwas kaufen. Aber viel war es nicht, denn in Deutschland hatte damals die Produktion kriegswichtigen Materials auf allen Gebieten Vorrang. Nach der Währungsreform wurde das Haus ganz abgerissen, und die Firma Latscha richtete ihren neuen Supermarkt ein, der später von Hugo Leibbrand als HL-Markt weiterbetrieben wurde. Heute befindet sich in den Räumen der Idea-Markt.

Vorstadt 9 (Metzgerei Jamin)

Bis in die Endfünfziger bestand hier die Metzgerei Nikolaus Jamin. Der Metzgermeister hatte den Beinamen »Gift«. Es war ein schöner, sauberer Metzgerladen mit Kacheln. Die Hofeinfahrt war mit einem großen Tor versehen, damit auch ein gelegentliches Pferdefuhrwerk einfahren konnte. An das Wohnhaus der Familie Jamin im Hof schloß sich ein flacher Bau an, das Schlachthaus. Ein großer Garten dehnte sich bis zur Henchenstraße hin, die heute dort stehenden Häuser wurden erste Ende der fünfziger Jahre gebaut. Montags wurde Vieh für die Metzgerei, das in Frankfurt ersteigert worden war, abgeladen und zur Schlachtbank geführt. Dann konnte man als Nachbar die Schweine quieken hören. Die Familie Jamin hatte Zwillingssbuben und zwei Mädchen. Anton fiel im Krieg und Hans hatte in Bad Homburg Bäcker und Konditor gelernt. Er war ein lustiger Kerl und konnte den Propagandaminister Goebbels zum Verwechseln nachahmen. Nach dem Krieg hat er das Abitur nachgeholt und wurde in Limburg zum Priester geweiht.



Im Vordergrund ganz links das Schuhhaus Mann, danach – mit den drei Fenstern – der Laden des Schuhmachers Schäfer, daneben die Metzgerei Jamin, und anschließend das nur zweistöckige Gebäude mit dem Hutsalon von Emmy Bremser.

Als Pfarrer betreute er dann eine Westerwald-gemeinde.

Nach dem Tod des Vaters führte die Tochter Ria die Metzgerei noch einige Jahre allein weiter bis später die Geschäftsräume an die Metzgerei Klein verpachtet wurden.

Die Hofeinfahrt in der Vorstadt 9 wurde nach der Währungsreform zugebaut, und ein italienischer Eissalon eingerichtet. Für die Familie Pellegrin, die Pächter der Eisdielen, baute man den oberen Stock des Schlachthauses als Wohnung aus. Dieser erste italienische Eissalon in Oberursel war und ist sehr beliebt. Heute bietet die zweite Generation der Pellegrins noch immer dort ihre Eisspezialitäten an. Wie die Zugvögel kommen sie jedes Jahr Ende März aus Italien zurück und bleiben bis zur Orscheler Kerb.

Vorstadt 11 (Haus Mann)

An die Metzgerei Jamin anschließend gab es einen kleinen Schusterladen. Der Schuhmacher Schäfer saß dort auf einem dreibeinigen Hocker und hatte einen Lederrücken um seinen Fuß gezogen, mit dem er die Schuhe, die mit einem Leisten versehen waren auf dem Freifuß festhielt. Er besohlte alle Sorten von Schuhen neu. Schuster Schäfer war ein kleiner Mann mit grüner Schürze und einem dicken Daumen, der immer mit Klebstoff verschmiert war.

Sein Laden übte eine große Anziehungskraft auf mich aus. Sehr oft saß ich neben ihm auf einem Stuhl und sah ihm bei der Arbeit zu. Meine Mutter mußte mich oft aus der Schusterbude herausholen. Den Geruch im Laden nach Leder und Schuhen, Klebstoff und natürlich auch nach vielen Füßen werde ich nicht vergessen. Interessant war es, wenn der Schuster die neu befestigten Sohlen an der Ausputzmaschine abschliiff und mit Farbe einrieb und der Geruch des Lederstaubes und der Farbe den kleinen Raum füllte. Es gab auch Arbeitsschuhe, die »gepinnt« werden mußten, das heißt, in die Ledersohlen wurden kleine Holznägel eingeschlagen, mit denen die Sohle befestigt wurde. Bei Arbeitstriefeln kamen auf die fertige Ledersohle noch breitköpfige Nägel, damit die Sohle sich nicht so schnell abliefe. Auf den Absatz nagelte er ein Hufeisen, und wenn man mit diesen Schuhen auf der Straße marschierte, klang das ähnlich wie bei den Soldatenstiefeln der Wehrmacht.

*Klaus Fink mit Jugendliebe Karin Mann.
Die zarten Bande blieben lebenslang bestehen,
wenn auch beide sich anderweitig verbündeten.*

Vorstadt 13 (Schuhhaus Mann)

Neben dem Schuster Schäfer lag das »Schuhhaus Mann« mit der Salamander-Alleinvertretung. Es gehörte dem »Manne Karl« und seiner Frau Tina, geb. Kamper. Sie waren mit meinen Eltern befreundet und hatten einen Sohn, Willi, und eine Tochter, die »Manne Karin«, meine Jugendfreundin. Sie hatte ein Puppenhaus und einen Kaufladen, mit denen wir oft spielten.

Ihre Großmutter, die alte Frau Mann, war eine vornehme Frau, ich kann mich noch dunkel an sie erinnern. Ihr Mann hieß Martin, und er blieb mir nur in Erinnerung, weil er oft Hasen schlachtete. Die Pfoten hingen dann an der Scheunentür, wo er ihnen auch das Fell abgezogen hatte. Wenn er sich im Keller aufhielt und Kinder in der Nähe waren, machte er ihnen Angst, indem er mit Eisenketten rasselte und laut stöhnte.

Zusammen spielten Karin und ich Vater und Mutter. Ihr Vater machte uns und sich einen Spaß daraus, uns Kindern einen alten, großen Schuhkarton über den Kopf zu stülpen, in den er ein kreisrundes Loch geschnitten hatte, und uns damit auf die Vorstadt zu schicken. Zu dieser Zeit





Die Obst- und Gemüsehandlung Schlössler in der Vorstadt 13 (mit Filialgeschäft in der Strieckgasse) war in jenen Jahren der Magnet für frischebewußte Käufer wie es heute die Fruchthandlung Gasser in der oberen Vorstadt ist. Vor dem Geschäft sah man in den Kriegszeitern und danach nicht die Besitzer, wie auf diesem Bild, sondern meistens lange Menschenschlangen – wenn es etwas Eßbares gab. In den Räumen ist heute die Parfümerie Kappus anzutreffen.

gab es im Rundfunk eine beliebte Sendung »Die Familie Knörzel« mit Ludwig Lommel. Als »Knörzels« gingen wir durch die Straße und hatten einen Riesenspaß, wenn alle Leute sich nach uns umdrehten.

Mit unseren Müttern gingen wir oft in den Wald, um Pilze, Bucheckern und Heidelbeeren zu sammeln, auch zum Forellengut oder zum Hirschgarten, um Kaffee zu trinken. Und oft gingen die Familien zusammen in das 1936 eröffnete, neue Oberurseler Schwimmbad. Ein Bild von uns dokumentiert auch, daß wir zusammen Karussell gefahren sind. Das Karussell stand auf der Wiese gegenüber der evangelischen Christuskirche.

Vorstadt 10 (Autohaus Kügel)

Gegenüber vom Schuhgeschäft Mann war die Autowerkstatt Kügel mit einer kleinen Ladenfront und einem Ausstellungsraum für die Autos der Marke Borgward. Im Krieg gab es keine neuen Autos, und der Betrieb beschränkte sich notgedrungen auf Reparaturen. Herr Kügel trug bei

den offiziellen Aufmärschen der Nazis die schwarze Uniform. Er war Leiter der NSKK-Staffel (Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps).

Nach der Währungsreform befand sich im Ausstellungsraum für einige Jahre eine Kaffeerösterei. Die Kaffeebohnen wurden in einem großen Bortisch geröstet. Dabei roch es in der ganzen Vorstadt und Umgebung nach dem frischen Kaffee, ein herrlicher Duft nach so vielen Jahren der Entbehnung. Heute ist in dem Gebäude das Geschäft »Waffen-Kügel« mit Trachten-Angeboten und im Oberschoß das Restaurant »Hochsitz« zu finden.

Vorstadt 12 (Café und Bäckerei Zinsmeister)

Das Haus beherbergte vor dem Krieg die Bäcker- und Konditorei Zinsmeister mit Café. Im gleichen Haus war auch ein Zigarrenladen. Herr Schmelcher hatte in den fünfziger Jahren in der Bäckerei Haas in der oberen Vorstadt (an der Stelle, wo heute wieder ein Schuhgeschäft ist) angefangen, Schuhe herzustellen und zu verkaufen. In der alten Backstube der Bäckerei Haas hatte er zu die-

sem Zweck eine Schuhwerkstatt eingerichtet, in der zwei in Frankfurt wohnende Ungarn Damenschuhe in Eigenproduktion herstellten. Als das Schuhhaus Schmelcher im Haus der Zinsmeisters eröffnete, war der Ärger bei der Familie Mann groß. Jetzt hatten sie die Konkurrenz direkt gegenüber auf der Pelle sitzen. Dieser Ärger hat sich über die Jahre erhalten, und als die Tochter Karin das Geschäft aufgab, hat sie den Laden an den Deichmann-Konzern vermietet und damit dem ungeliebten Konkurrenten auf der anderen Straßenseite einen attraktiven Mithewerber vor die Nase gesetzt.

Vorstadt 13 (Haus Caprano)

Bestens bekannt in der Vorstadt war früher das Obst- und Gemüsegeschäft Schlößler. Ich kann mich noch gut an die langen Menschenschlangen erinnern, die dort während des Krieges anstanden, wenn es wieder einmal eine Zuteilung gab. Die Schlößlers betrieben auch in der Strackgasse einen Obst- und Gemüseladen.

Neben deren Laden in der Vorstadt lag die Wirtschaft »Zur Krone« (heute Orscheler Teebüch und Oui-Set), die von der Familie Kleemann verwaltet wurde. Früher gab es einen breiten Durchgang zur Schlosserei Caprano und zum Hofeingang des Saales (heute Elektro-Pepperl), der zu Karnevals- und Kerbezeiten immer gut besucht war.

Vor dem Krieg waren zur Orscheler Kerb die Allee und die Vorstadt immer die Hauptanziehungspunkte für die Kerbebesucher. In der Allee waren Fahrgeschäfte, Karussells und Schau- und Schießbuden, in der Vorstadt standen die fliegenden Händler und der wahre Jakob. In allen Wirtschaften mit Sälen gab es Tanzveranstaltungen, und die Geschäfte hatten auch sonntags geöffnet.

Der Neubau zwischen dem Schuhhaus Mann und der Kronenwirtschaft schuf Raum für ein zusätzliches Ladengeschäft, das in der Anfangszeit »Betten-Funke« beherbergte. Danach versuchten verschiedene andere Unternehmen dort ihr Glück bis der Schlüsseldienst Hartmann einzog.

In dem Gebäude fand früher auch noch ein Damen- und Herrensalon »Corell« Unterkunft, der von der Vorstadt her zugänglich war. Heute ist dort neben dem Schlüsseldienst die Parfümerie Kappus ansässig.

Vorstadt 14 (Haus Wissel)

In diesem Haus war bis vor dem Krieg das Kaffee- und Schokoladengeschäft von Frau Mermann, die 1938 durch den Druck der Umwelt ihr Geschäft aufgeben mußte. Wie alle Häuser in der Vorstadt hatte auch dieses Haus eine Toreinfahrt zu einem



Lorenz Caprano – eine herausragende Figur im Orscheler Karneval

kleinen Hof. Vom Haus ging ein Fenster in den Hof, an dem man oft die alte Frau Faust, die nur ein Bein hatte, von der Vorstadt aus sehen konnte. Nach der Währungsreform wurde die Hofeinfahrt zugebaut und es entstand das Café Wissel, ein Treffpunkt vieler Oberurseler in den fünfziger

Jahren. Besitzer des Feinkostgeschäfts und des Cafés war Arthur Wissel, beliebt, weil seine Fispotionen immer sehr großzügig bemessen waren. In den Räumlichkeiten sind heute ein Schmuckgeschäft und eine Verkaufsstelle der Bäckerei Heberer etabliert.

Vorstadt 15 (Haus Nikolaus Burkard)

Früher führten steile Stufen hoch in dieses Papier- und Fotogeschäft, da es im ersten Stock eingerichtet war. Vom Nachfolger Heinrich Burkard wurde es später ebenerdig umgebaut und als Buchhandlung und Schreibwarengeschäft weiterbetrieben. Heinrich Burkard errichtete in den achtziger Jahren einen Neubau am Rathausplatz, dessen Ladenfläche auch heute noch eine Buchhandlung beherbergt. An der alten Adresse in der Vorstadt 15 findet man nun das Unternehmen Qui-Set.

Metzgerei Burkard

Sie war früher neben der Metzgerei Jamin das bekannteste Fleischereifachgeschäft in der Vorstadt. Hervorragend war ihr geräucherter Preßkopf. In

den achtziger Jahren wurde die Metzgerei aus Altersgründen aufgegeben und das Fischgeschäft Metzke eingerichtet. Heute kann man – trotz der hier präsentierten Qualitätsangebote – den Fischgeruch oft an der dortigen Ecke feststellen. Nicht nur für die oben noch ansässige Metzgersfamilie dürfte dies zuweilen eine Belästigung sein.

Vorstadt 16 (Butter- und Käsegeschäft Bauer)

Es war früher ein kleiner, schmaler Laden, in dem man viele Käsesorten und Butter kaufen konnte. An der Wand hing das Bild eines kleinen Jungen, der seinen Strumpf ausgezogen hatte und über dem Kopf schwenkte. Er hatte einen Korb mit Handkäse am Arm, und darunter stand: »In Lauterbach hab ich meinen Strumpf verloren.« Frau Bauer war die Schwester von Lorenz Caprano, eine zierliche, nette Frau. Zum Einkaufen hieß es bei uns immer: »Geh mal zum Butter-Bauer!« Nach der Währungsreform wurde der Laden vergrößert, und die Familie Reuter richtete ein Delikatessengeschäft ein, das bis in die achtziger Jahre Bestand hatte. Heute hat sich dort die Columbus-Apotheke eingerichtet.



Im Haus an der Ecke Vorstadt und Körnerstraße betrieb Peter Vest bis zur Währungsreform ein Schirm- und Stockgeschäft mit Tabakwarenabteilung. Der neue Besitzer Hermann Gerstner ließ Anfang der 1950er Jahre an beiden Straßenfronten moderne Schaufenster (siehe Bild rechts) einbauen. Durch die Toreinfahrt links konnten Lieferanten mit Mehlensäcken und sonstigen Zutaten die Backstube Ruppel beliefern. Im heute dort den ganzen Eckkomplex einnehmenden Neubau befinden sich ein Reformhaus, Arzt und Zahnarztpraxen und Büros. Am linken Bildrand sieht man noch das Schluss-R vom Geschäft »Butter Bauern«.



Nacheinander mußten zuerst das Haus der Foto-Drogerie Gerstner, dann das der Bäckerei Ruppel modernen Neubauten weichen, in denen heute zwar noch die Bäckerei, aber ansonsten ganz andere Branchen ihre Verkaufsräume eingerichtet haben. In seiner Substanz erhalten, wenn auch mit veränderten Inhalten ist das rechts anschließende Gebäude »Kaufhaus Mann«. Auch an der gegenüberliegenden Ecke Vorstadt/Kumeliusstraße fiel ein altes Haus (s. folgende Seite) der Spitzhacke zum Opfer – es entstand das »Sporthaus Taunus«.

Vorstadt 18, Ecke Körnerstraße

Peter Vest hatte in der Vorkriegszeit in dem kleinen Haus ein Zigarrengeschäft und verkaufte auch Schirme. Nach der Währungsreform wurde in dem Haus die Drogerie Gerstner mit Fotoabteilung eingerichtet. Ende der sechziger Jahre wurde der Komplex abgerissen und es entstand ein neues Gebäude mit großzügigem Laden. Man erzählte sich damals in Oberursel, daß Gerstner im Lotto gewonnen hätte. Große Aufregung gab es einige Jahre später, als seine Frau sich aus dem Fenster der darüberliegenden Wohnung auf die Vorstadt stürzte. Sie überlebte, war aber bis zu ihrem Tod behindert.

Vorstadt 20 (Bäckerei Ruppel)

Es war früher ein kleines Haus mit beengten Verkaufsräumen und einer Toreinfahrt für die Landwirtschaft. Um 1975 wurde es durch einen großzügigeren Bau mit modernen Verkaufsräumen ersetzt, in dem heute auch die Firma McPaper ihre Waren anbietet.

Vorstadt 17 (heute Intersport)

Dieses Eckhaus zur Kumeliusstraße war ehemals ein zweistöckiges Wohnhaus mit einem kleinen Friseurladen zur Vorstadt hin und einem stets blankgeputzten Messingteller vor dem Eingang.



Die Substanz vieler Häuser in der Vorstadt war sicher nicht solide und aus heutiger Sicht auch wohl nicht erhaltenswert. Sie wurden zugunsten von Beton-Neubauten abgerissen (siehe unten). Ob diesen eine längere Lebensdauer beschieden sein wird als den Vorgänger-Häuschen, darf allerdings bezweifelt werden.

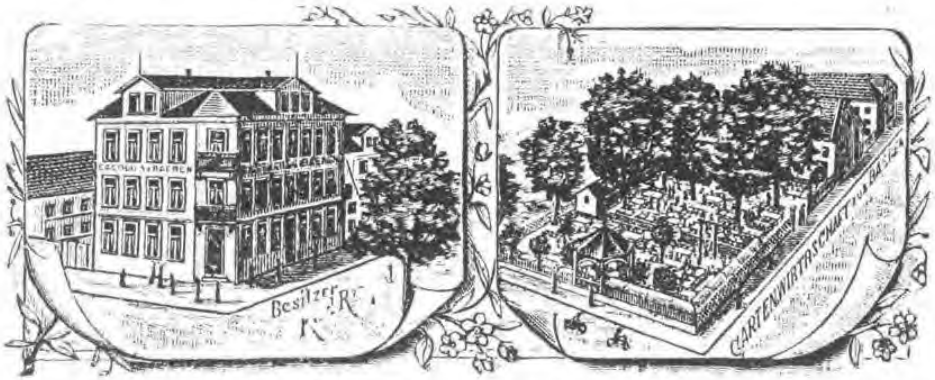
Dort hatte Harry Oswald seinen Frisiersalon. Anfang der sechziger Jahre errichtete dort die Familie Busch einen Neubau, in dem sie das »Sporthaus Taunus« begründete, das sich an der Kumeliusstraße bis in die Holzwegpassage ausdehnt.

Vorstadt 19 (früher Haus Rauffenbarth)

Das ursprüngliche Gebäude beheimatete zwei Verkaufsläden, ein Lederwaren- und ein Zweiradgeschäft mit Zubehör (heute Sporthaus und Gewi-Textilien). Zwischen beiden Läden war eine Einfahrt zum Hof und zu einer Reparaturwerkstatt, die sich bis zum Holzweg ausdehnte (siehe auch S. 105). Vor dem Krieg waren in dem Fahrradladen noch neue Räder und kleine Motorräder ausgestellt, später gab es nur noch Ersatzteile. Nach der Währungsreform bestanden beide Geschäfte noch bis in die achtziger Jahre. Danach fiel auch dieses Gebäude der Spitzhacke zum Opfer und machte einem modernen Neubau Platz. Auf diese Art verschwanden in der Vorstadt viele Häuser, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch die Geschäftsstraße bestimmten.



Das Bäreneck mit dem Bären-Kino



Gegenüber der Bäckerei und Konditorei Café Krämer, wo wir wohnten, war bis in die achtziger Jahre das Gasthaus »Zum Bären«. An der Fassade konnte man lesen: »1896 erbaut, 1956 renoviert«. Der Eingang zur Wirtschaft war an der Seite zur Vorstadt. An der Hausfront waren die Schaukästen zwischen den Wirtschaufenstern zum zugehörigen »Bären-Kino«. Durch die Fenster konnte man von der Vorstadt in die Wirtsstube hineinsehen und auch einen ausgestopften Bären hinter Messinggittern erkennen, der sich noch heute im Vortraumsmuseum befindet..

Eine Zeitungsanzeige im »Oberurseler Bürgerfreund« vom 13. März 1913 zeigt in einer Vignette die Wirtschaft »Zum Bären« (links) und die zugehörige Gartenwirtschaft (rechts), die sich demnach ursprünglich über den gesamten Block bis zum »Kaiserlichen Postamt« erstreckte.

Ein Garten, der früher zur Wirtschaft gehörte, war von großen Platanen beschattet und grenzte an die Oberhöchstadter Straße. Vor meiner Zeit wurde er als Biergarten genutzt. Ein Saal befand sich im seitlichen Anbau. Nach Aussagen meiner Mutter fanden dort früher, hauptsächlich während der Oberurseler Kerbezeit, Tanzveranstaltungen statt. Schon 1913 wurde der Saal mit einem »Kinematographen« ausgestattet und so zum Kino umgerüstet. Nach der Schließung zweier anderer früherer Stummfilmtheater blieb es bis in die fünfziger Jahre das einzige Kino in Oberursel.

In der Wirtschaft »Zum Bären« stand die Witwe Röder, die Besitzerin des ganzen Komplexes, hinter dem Tresen und füllte von morgens bis in die Nacht die Biergläser und Krüge. Sie hatte weiße Haare und war immer schwarz gekleidet. Eine Gemmenspange verschloß gewöhnlich ihre hochgeschlossene weiße Bluse. Hin und wieder bekam ich von meinem Vater einen Bierkrug und Geld in die Hand gedrückt, um von gegenüber Bier für ihn zu holen.

Die Vorstadt war zu dieser Zeit noch keine Fußgängerzone, sondern eine normale Straße, mit Kopfsteinen bepflastert und mit richtigen Bürgersteigen. Dennoch fuhren dort nur selten Autos, es gab ja nur wenige, und während des Krieges waren sie so selten, daß sogar Gras zwischen den Pflastersteinen wuchs.



Die Fassade des Saalbaus links neben dem »Bären-Eck« war im Stil der Jahrhundertwende mit Rundbögen, Blindbogen mit Schlussstein, ovalem Oberlicht und Giebelportal verziert.

Von der Wirtschaft »Zum Bären« gab es einen Verbindungsgang zum Kino, der an den Toiletten vorbeiführte, und es roch dort immer sehr streng. Der Eingang des Kinos lag an der Oberhöchstädter Straße, mit einer kleinen Vorhalle, die, wenn keine Vorstellung war, mit einem Scherengitter abgeschlossen wurde. In der Vorhalle befand sich ein kleines Kassenhäuschen, in dem die Tochter der Witwe Röder, das Lieschen (im gleichen Alter wie meine Tante Käthe) die Kinokarten verkaufte. Kurz vor dem Krieg hat das Lieschen den Bekker August geheiratet und ihm in späten Jahren noch einen Sohn geboren, das »Ernstchen«.

Im Kino gab es drei Notausgänge zum Garten, die im Winter mit dicken Filzvorhängen verkleidet waren. Die Bühne hatte einen blauen Samtvorhang. Neben der Bühne stand ein großer, dicker Bollerofen, der zusätzlich für Wärme auf den vorderen Sitzen sorgte. Während der Nachkriegszeit und vor der Währungsreform waren die Besucher angehalten, Brennmaterial (etwa zwei Briketts pro Sitzplatz) mitzubringen. Für die Filmvorführungen war der Herr Randall verantwortlich – bis er eingezogen wurde. Er mußte immer so schrecklich husten, daß man ihn in den hinteren Reihen hör-

te. Von der Straße aus konnte man ihm zusehen, wie er die Filmspulen wechselte und die Filme zurücksputzte. Im Sommer tat er das immer bei geöffneter Tür, so daß man auch den Ton des gerade gespielten Films hören konnte. Bis zum Kriegsende war dann ein kriegsgefangener Franzose als Filmvorführer verpflichtet.

Eines Sonntagnachmittags, wir saßen gerade in der Jugendvorstellung, ging auf einmal das Licht aus und die Vorstellung wurde unterbrochen. Oberursel war von einem furchtbaren Unwetter heimgesucht worden. Ein Sturm hatte im ganzen Gebiet Bäume entwurzelt, Straßen waren zum Teil unpassierbar, Lichtleitungen heruntergerissen und Dächer abgedeckt, so daß Feuerwehr und HJ-Helfer (Hitler-Jugend) aufräumen mußten.¹

Die Kinovorstellungen waren für uns Kinder, damals um die 10 Jahre alt, also etwa 1942 in der Kriegszeit, das schönste Erlebnis. Was konnten wir dort für tolle Filme sehen: »Quax der Bruchpilot« oder »Die 7 Stühle« mit Heinz Rühmann, auch Filme mit Hans Albers, Zarah Leander, Marika Röck und Johannes Heesters.

¹ Nach den Notizen von Ludwig Calmano geschah dies am Sonntag, 15. Juli 1941.



Das eindrucksvolle Gebäude an der wichtigsten Straßenkreuzung Oberursels hatte die Wirkung einer Pforte zur Innenstadt. Mit der abgeschrägten Ecke und den dekorativen Balkonen betonte es zusätzlich die Bedeutung des Platzes. Die hohe Platane links vom Saalgebäude stand im ehemaligen Wirtsgarten.

Eine Ansicht aus dem Jahr 1963, vom Remy-Eck aus aufgenommen



Manches Mal mußten wir auch mit der Schulklasse oder dem Jungvolk in vorgeschriebene Filme wie »Der Alte Frütz«, »Friedrich Schiller« oder »Jud Süß«, Propagandafilme des 3. Reiches gehen. Als Einlage und als Werbung gab es damals den »Kohlenklaus«, ein häßlicher Geselle mit einem Kohlensack auf dem Rücken. Er begegnete einem auf zahllosen Plakaten und in Zeitungsanzeigen, an Häuserwänden und an Litfaßsäulen, in Bahnen, Omnibussen und Geschäften, selbst auf Streichholzschachteln.

Der »Kohlenklaus« sollte die Bevölkerung mahnen, mit dem Heizmaterial sparsam umzugehen. So wurde er zum Sinnbild für Sparsamkeit wäh-

rend des Krieges – wie auch zum Inbegriff des von den Nationalsozialisten gebrandmarkten Volksschädlings.



Der »Kohlenklaus« war eine bekannte Propagandafigur des Dritten Reiches während der Kriegszeit. Hier als Beispiel die Folgen 4 und 8 der Anzeigerserie, wie sie 1942 auch im damaligen Taunus-Anzeiger, ebenso wie im Vorspann der Kinofilme, zwangsweise erschienen. Die Forderung nach einem vernünftigen Umgang mit den begrenzten Energieressourcen – wenn auch nicht zugunsten der Rüstungsindustrie – hat auch heute nichts an Aktualität verloren.

Capitol Telefon 2237 **Melior**

Wo. 20.15, Sa. u. Mo. 17 u. 20.15, So. 18. 18.30 und 20.15 | Wo. 17 und 20.15, So. 18. 18.30

Ab Freitag bis einschl. Montag
Spitzenans von Schallplatte und Film in einem frohen Wirbel des Humors und der guten Laune.

Wehe, wenn sie losgelassen
Ein heiterer Farbfilm mit vielen Ueberraschungen. Es spielen: Peter Alexander — Bibi Johns — Ruth Stephan — Josef Egger — Lucie Englisch u. v. a.
Freigegeben ab 8 Jahren.

Sonntag 14 Uhr
Jugendvorstellung
Aufstand im Inselparadies
Ein Farbfilm aus dem tropischen Dschungel mit einmaligen Natur- u. Kampfsufnahmen.

Der Film der höchsten Auszeichnungen:
Wenn die Kraniche ziehen
Unvergleichlich ist dieser Film, und berechtigt sein großer Erfolg. Höchster Preis in Cannes. Höchstes deutsches Prädikat: „Besonders wertvoll“. Mit Tatjana Samoilowa, einer Darstellerin, deren Spiel ohne Offenbarung ist.
Freigegeben ab 12 Jahren.
Nur Freitag und Samstag 22.30 Uhr Spätvorstellung
Ein neuer Farbfilm um die teufelischen Abenteuer des Barons Frankenstein.

Frankensteins Rache
Ein Gruselfilm, atemberaubend und nervenpeitschend.
Sonntag 14 Uhr
Jugendvorstellung
Das Testament des Grafen von Monte Christo
Freigegeben ab 8 Jahren.

Die Kinoanzeigen — hier ein Ausschnitt aus dem »Taurus-Anzeiger« vom 9. Oktober 1958 — wurden in einer Zeit, als es noch kein Fernsehen gab, allwöchentlich mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Zusätzlich zu den drei obigen Kinos in Oberursel hatte Hermann Josef Butz am 26. September 1958 in der Allee sein Alemannia-Film-Theater eröffnet.

Wenn die Oberurseler Hitlerjugend oder Schulklassen den Kinosaal füllten, wurden die jüngeren Jahrgänge im Parkett von der unfreundlichen Frau Tippner aufgefordert, enger zusammenzurücken, und da die vorderen drei Bankreihen keine Armstützen hatten, konnte es vorkommen, daß zwei Kinder auf einem Stuhl sitzen mußten und dies so circa zwei Stunden auszuhalten hatten. Trotzdem haben wir nie geklagt, fielen doch dadurch entweder zwei Schulstunden aus oder zum Beispiel der arg lange Marsch auf die Heide zum befohlenen Geländespiel.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner gab es zunächst keine Kinovorstellungen mehr. Der Saal diente als Sammelort für die deutschen Kriegsgefangenen.

Aber schon nach kurzer Zeit waren wieder Filmvorführungen möglich. Jetzt gab es amerikanische Wildwestfilme. Die waren für uns Jugendliche wesentlich interessanter. Da man mit der Reichs-

Bären
TELEFON 2603

Freitag und Montag 20.15, Samstag 17 und 20.15 Uhr, Sonntag, 16, 18 und 20.15 Uhr
Die farbige Humoreske nach Spoor's bekanntem Buch-erfolg!
O. E. HASSE
in

Der Maulkorb

Ein Farbfilm in Agfaeolor mit Heria Feller, Hansjörg Felmy, Corny Collins, Rudolf Pfläte, Ernst Waldow
Dieser amüsante Farbfilm paßt in unsere Zeit — ein echter Sorgenbrecher!
Prädikat wertvoll
— Das Theater ist gut geheizt —

Freitag und Samstag 22.30 Uhr Spätvorstellung
Sonntag 14 Uhr Jugendvorstellung
Western-Farbfilm
Er ist wieder da: **Audie Murphy** in seinem neuesten
Ritt in den Tod
Die mutige Tat eines Mannes entscheidet über das Schicksal eines ganzen Volkes

mark sonst nicht viel anfangen konnte, war der Andrang zu den Kinovorstellungen groß. Wollte man die 20 Uhr Abendvorstellung besuchen, mußte man sich nachmittags um 13 Uhr anstellen, um eine Karte zu bekommen. Wurde die Kasse um 19 Uhr geöffnet, war die Menschenschlange bis um die Ecke zur Vorstadt angewachsen. Wenn dann endgültig das Scherengitter geöffnet wurde, gab es manchmal Kämpfe um die ersten Plätze, denn die Zahl der Karten zu jeder Vorstellung war begrenzt.

Hatte man dann aber das Glück, eine Karte zu ergattern, war das ein Ereignis. Man konnte die täglichen Sorgen wenigstens für zwei Stunden vergessen und die herrlichen amerikanischen Wildwest- oder auch wunderbare Revue- und Musikfilme erleben. Es war eine Traumwelt. Herr Randoll war in der Zwischenzeit gestorben und Herr Fraund übernahm die Vorführttechnik nach der Währungsreform von Herrn Becker.

An manchen Tagen gab es bis zu fünf Vorstellungen, die letzte endete dann spät nach Mitternacht. Wie schon gesagt waren die Bären-Lichtspiele zunächst das einzige Kino für Oberursel und Umgebung. Nach der Währungsreform in den fünfziger Jahren baute dann Herr Mehler das »Melior« (Mehler-Lichtspiele Orschel) in der oberen Vorstadt – heute Seifen-Platz –, das Scherzbolde damals »Bärenlöter« raufen wollten. Für gebildete Oberurseler bot die lateinische Bedeutung des Wortes (melior = besser) noch einen weiteren Grund zum Schmunzeln.

Der »Kohlenklau« hatte sein Dasein ausgehaucht, er wurde nach der Währungsreform in der Kinowerbung durch das HB-Männchen ersetzt: »Halt, mein Freund, warum willst du denn gleich in die Luft gehen?« wurde in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen. Die Wochenschau war schon lange durch »Welt im Bild« abgelöst.

Erst später baute Herr Mehler noch ein Kino, das »Capitol« in der Kumeliusstraße, wo heute die Deutsche Bank und in der Holzwegpassage verschiedene andere Geschäfte und Restaurants sind. Die Eröffnung des »Capitols« war das Ereignis für Oberursel, jetzt hatten die Mehlers zwei Kinos in der Stadt. Die Konkurrenzen zu den schon etwas angestaubten »Bären-Lichtspielen« stellten sich in neuem Glanz fast palastartig dar und hatten das

Monopol der Familie Becker gebrochen. Mit dem großen Geld war es im »Bären« vorbei.

Denn zu allem Überfluß eröffnete Hermann Josef Butz am 26. September 1958 noch ein viertes Kino in Oberursel, das Alemannia-Film-Theater in der Allee. Mit allen Vieren ist es längst vorbei. Auch die in den 80er Jahren in der Stadthalle eröffneten Kinos 1 und 2 (Man beachte die einfallreich ersonnenen Namen!) existieren heute nicht mehr. Übrigens waren die Bären-Lichtspiele zwar lange Zeit das einzige, aber nicht das erste Filmtheater in Oberursel. Als Karl Röder am Sonntag, 6. April 1913 seine »Lichtspielbühne Zum Bären« eröffnete, annoncierte Johann Raufenbarth seine kinematographischen Darbietungen im Gasthaus »Zur Kaisereiche« in der Allee unter der Überschrift »Erstes und Ältestes Lichtspieltheater Oberursels«. Zusätzlich zu diesen beiden bot damals noch das Vereinshaus der Turngesellschaft (die heutige Turnhalle an der Korbstraße) Filmvorführungen an im »größten und schönsten Saal am Platze«, wie es in einer Zeitungsanzeige zur Kerb 1913 hieß. Natürlich gab es zu jener frühen Zeit nur Stummfilme. Diese wurden während der Vorführung mit einem Konzert untermalt. So viel zur Oberurseler Kinogeschichte!

Da ich besonders gern ins Kino ging und nach der Währungsreform als Lehrling auch schon über ei-



Blick in die Vorstadt vor dem Krieg. Rechts das Remy-Eck (Zeitschriften, Musikalien, Tabakwaren, Fußballtoto), heute ein Vodafone-Geschäft. Links vorn erkennt man noch den Vorgarten von Schmied Philipp Koch.



Unter dem Abrisskran und staubbindenden Wasserfontänen verschwindet ein markantes Wahrzeichen von Oberursel Ende der achtziger Jahre von der Bildfläche. An seiner Stelle sehen wir heute die postmodern gestalteten Bären-Arkaden entlang der Oberhöchstadter Straße und der Vorstadt. Ein städtebaulicher Gewinn?

genes Geld verfügte, ging ich sehr oft in all diese wunderbaren, aufregenden Filme. Meine Freunde waren genauso veranlagt, und so konnte es vorkommen, daß wir am Tag drei bis vier Vorstellungen besuchten. Öfters wurde es dann Mitternacht oder später. Kino war der große Hit in dieser Zeit. Hinzu kam, daß meine Tante Käthe in den Bären-Lichtspielen als Platzanweiserin tätig war und der Betreiber, der Becker August, wissen wollte, was die Konkurrenz wohl in der nächsten Woche bringen würde. Meist wurde das schon in einem Vorspann angezeigt.

Der Becker August war ein mittelgroßer, dicklicher Mann mit einer Platte, die er mit einigen wenigen seitlichen, längeren Haaren zu überdecken versuchte, was jedoch fast aussichtslos war. Nur mit reichlich Pomade konnte er sie in der richtigen Lage fixieren. Eines Tages ließ er mich zu sich in sein Büro kommen. Während er mit seinem Diamantring an das Ofenrohr des Kanonenofens klopfte, schlug er mir vor, daß ich als Spion die vorgesehenen Filme der Konkurrenz auskundschaften solle. So wäre er in der Lage, einen Film anzusetzen, der mehr Publikum anziehen könnte. Dadurch war sein an Jahren älteres Kino immerhin gut ausgelastet. Als Gegenleistung hatte ich bei den Bären-Lichtspielen freien Eintritt.

Das Bären-Kino war zwar altmodisch, die Sitze waren hart und ungepolstert, saß man auf dem

Seitenbalkon bekam man einen schiefen Hals, hatte man Pech und bekam nur noch Karten für das 1. Parkett, war es ein »Rasierstuhlsitz« und man ging nach der Vorführung mit einem steifen Genick aus dem Saal. Trotzdem verlor das Bären-Kino nicht seine Anziehungskraft für die Oberurseler, teils aus Nostalgie, weil es schon lange in Oberursel war, aber auch weil die Akustik des Saales und die Tonqualität der Vorführgeräte hervorragend waren. Das Kino hatte Flair, eben weil es altmodisch war.

Nur als die Mehlers auch noch eine Bühnenshow als Attraktion vor dem Film brachten, konnte das Bären-Kino nicht mehr mithalten. Als dann in den sechziger Jahren die letzte Vorstellung kam, war es für mich eine Selbstverständlichkeit, bei dem Abgesang dabei zu sein. Eine wichtige Phase meiner Jugend war jäh zu Ende gegangen.

Der ganze »Bären«-Komplex ist Ende der achtziger Jahre durch die Bärenarkaden ersetzt worden, und man sagt heute, daß die Vorstadt durch den Neubau gewonnen hat. Für mich jedoch war damit ein zentrales Stück Alt-Oberursels verschwunden. Gesichter und Gestalten, die nicht mehr auf der Erde sind, leben in uns weiter. Und sie sind oft untrennbar verbunden mit Häusern und Straßen, die ebenfalls verschwunden sind oder sich völlig verändert haben. Unversehrt gibt es sie nur noch in unseren Erinnerungen.

Die Ackergasse

Geht man heute durch die Straßen, so erinnert man sich an alte Bekannte, die früher in den Häusern gelebt haben und von denen jetzt keiner mehr da ist. Oft sind mit solchen Erinnerungen auch liebgewordene Kindheits- und Jugenderlebnisse verbunden.

Die Ackergasse war in meiner Jugendzeit die Straße, mit der ich schon früh am besten vertraut war, weil mich mein fast täglicher Weg an ihr oberes Ende, zum Margarethenhof führte. So war es verständlich, daß ich all die Leute – viele von ihnen »Originale« –, die dort beheimatet waren, kannte. Von der Vorstadt her kommend, war auf der linken Seite der Spezerei- und Gewürzladen der bei-

den Hof-Frauen. Eine kleine Stufe führte in das Geschäft und wenn man die Tür geöffnet hatte, würde man von den Hofs freundlich begrüßt. Es war ein richtiger Tante-Emma-Laden, wie man heute sagen würde. Es gab einfach alles, was man zum Kochen brauchte. Sonntags bei einigermaßen annehmbarem Wetter guckten die beiden Frauen mit ihren grauen Wuschelköpfen vom oberen Stockwerk auf die Strackgasse hinab und unterhielten sich von oben mit den vorübergehenden Bekannten.

Schräg gegenüber war das Küchengeräte- und Lampengeschäft der Witwe Homm. In diesem Geschäft war ich früher oft mit meiner Mutter,



Diese Liegenschaften zählten früher zur Ackergasse, heute zur Vorstadt: Rechts die Bernbecksche (heute »Alte«) Apotheke. Das Haus wurde von Familie Crain entkernt und das Erdgeschoss so angelegt, dass man die Apotheke heute nicht mehr über vier Stufen, sondern ebenerdig betreten kann. Links die Bäckerei Haas, in der nach dem Krieg für einige Zeit Herr Schmelcher mit einer kleinen Schuhwerkstatt untergekommen war, ehe er in die Vorstadt umzog. Daneben, an der Ecke Strackgasse, das Geschäft vom »Bürsten-Simon«, heute Reformhaus Mann mit Türmchen. Gegenüber, in der Bildmitte, der »Tante-Emma-Laden« der Hof-Frauen.



Foto: Erika Wachsmann

Ein bildlicher Abstecher von der Ackergasse in die Strackgasse. Hier eines der beiden Geschäfte des Frankfurter Lebensmittelhändler J. Latscha in Oberursel. In der Baulücke links daneben die Weel mit dem Weelbrunnen.

und da die »Honne Soffie« eine Schulfreundin von ihr war, dauerte es auch immer etwas länger. Um mich dabei ruhig zu stellen und außerdem meine Begeisterung für Gartenarbeiten zu heben, bekam ich ab und zu ein kleines Gartengerät für Kinder – Schaufel, Rechen, Schippe – im Mini-format gekauft. Damit konnte ich dann meiner Mutter im Garten helfen.

Die Vielzahl von Elektrogeräten, wie es sie heute gibt, waren damals noch nicht im Handel. Der Ladeninhalt bestand aus Weck- und Rexgläsern in allen Größen mit Zubehör, sowie Lampen. Im Hinterhof war die Spenglerei Homm untergebracht. Befehlshaber in diesem Geschäft war während des Krieges die Frau Homm, die Mutter von Jochen Homm, der das Geschäft in die dritte Generation weiter vererbt hat.

Gegenüber war das Haus vom »Renno Schorsch«, der in späten Jahren die »Messerschmidt Mathilde« geheiratet hat und Buchhalter bei Adrian & Busch war. An der Front zur Ackergasse war und ist auch heute noch ein kleiner Laden, das Sanitätshaus Pötsch, in dem damals ein Büro der Kohlen-Union residierte, wo eine Frau Heil das

Kommando führte. Wollte man bei dieser Firma etwas kaufen, etwa Kohlen, Briketts oder auch Düngemittel, mußte man zuerst dorthin gehen, um zu bezahlen und einen Lieferschein zu erhalten. Abholen konnte man die Ware dann im Holzweg, der damals noch ein primitiver Feldweg war. Die Kohlen-Union hatte an der Seite des Holzwegs, wo heute das Sanitätshaus sich befindet und zuvor das Capitol-Kino stand, einen Hof mit Schuppen, wo die Ware abgewogen und ausgegeben wurde. Dort war ein Mann beschäftigt, der die Kohlen auch in der Stadt und ihrer Umgebung mit einem einspännigen Fuhrwerk auslieferte.

Dem genannten Haus in der Ackergasse 12 gegenüber war das Möbelgeschäft Raufenbarth, bei dem auch meine Eltern den guten Wohnzimmerschrank noch kurz vor dem Krieg gekauft hatten.

Dann gab es jedoch eine lange Zeit, in der die Schaufenster mit Packpapier verhängt waren, weil es keine Möbel zu kaufen gab. In den achtziger Jahren wurde dieses Haus durch das heutige Ensemble ersetzt.

Gegenüber war das Fischgeschäft Müller, wo man die guten Heringe aus dem Faß, Bismarckheringe und Rollmöpse aus dem Glas und geräucherten Fisch kaufen konnte. Wenn man dort vorbeikam, roch es immer nach Fisch. Nach der Währungsreform, als der Transport von der Küste etwas schneller vorstatten ging, gab es alle Fischarten im Angebot, und der Fisch-Müller hatte in Oberursel einen guten Ruf.

Daneben gab und gibt es auch heute noch die Schlosserei Stock. Gegründet wurde sie von Heinrich (sen.), später weitergeführt von seinem Sohn, dem »Stoche Heines«, auch »Balbo« genannt, der die Mathilde von Krämers heiratete. Die Eltern in der Vorstadt 3 waren gar nicht einverstanden, mußten sich aber damit abfinden. Die Schwester vom »Balbo« war die »Stoche Trudel«, die heutige Frau vom Apfelwein-Kelterer Simon. Sie war schon damals sehr resolut.

Der alte Heinrich Stock wie auch sein Sohn hatten früher bei den Oberurseler Bauern und in der Umgebung zur Herbstzeit das Getreide mit ihren Dreschmaschinen gedroschen. Deswegen befindet sich dort auch noch die breite Einfahrt und dahinter der große und weiträumige Hof, der früher auch eine gut frequentierte Heißmangel beherbergte. Viele Oberurseler Hausfrauen brachten in Waschkörben ihre Tischdecken und Bettlaken dorthin, die, von einer Dame durch die Mangel geschickt, auf der anderen Seite wunderbar geglättet herausfielen, um dann sauber gefaltet wieder in den Körben zu verschwinden.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich die Spenglerei Kappus («Kappusse Nickela»). Der Kappus Nickela war aufgrund seiner Tätigkeit in ganz Oberursel gut bekannt. Das Haus hatte in seinem Untergeschoß eine Art überdachten Vorhof, der Werkstatt und Lager vereinigte. Daneben schließt sich auch heute noch das Oberurseler Brauhaus (ehemals «Deutsches Haus») mit wunderbarem Gartenlokal und einer Kegelbahn als rückseitiger Begrenzung zum Feuerlauf hin an.



Wie die Alte Apotheke hatte auch der Eingang zum Haus Stock in der Ackegasse vier Stufen. Heute ist diese Tür zugunsten eines weiteren Fensters ganz verschwunden, der Zugang zum Haus ist über den Hof. Die Aufnahme der Schlosserwerkstatt, etwa 1950 entstanden, zeigt von links Heinrich Kappus, NN, Richard und Heinrich Stock. Die Werkstatt ist auch heute noch fast unverändert so anzutreffen.





Eine Ansicht der unteren Ackergasse um 1910. Am rechten Bildrand das Haus der Glaserei Fay (heute Bildrahmenwerkstätte), daneben präsentiert sich, mit allen Kindern nach ihrer Größe aufgestellt, die Familie Anton Homm vor ihrem Ladengeschäft, das Haus weiter oben mit der großen Einfahrt gehörte dem Möbel-Raufenbarth, ganz links hinten in der Biegung erkennt man das »Deutsche Haus«. Hier nicht sichtbar, am linken Trottoir entlang: das »Ackergasser Flössi«.

Über dieses Gebäude selbst braucht man nicht mehr viel zu schreiben, weil es wegen seines denkmalgeschützten Inneren in jeder Chronik hinreichend gewürdigt ist. Seine Besitzer, die Familie Jamin, waren insofern bekannt, als sie hervorragende Rumpsteaks und einen beachtlichen Äpfelwoi servierten, aber ansonsten den Gästen meist muffige Gesichter boten.

Die Bewohner des oberen Stockwerks waren zu meiner Zeit die Damen Mathilde Knoblauch und Frau Beer, die in schwierigen Zeiten auf dem Margarethenhof harte Arbeit leisteten. Später, in den siebziger Jahren, sind dort die Arnolds eingezogen, ein Ehepaar, das in Oberursel durch seine Aktivitäten mit Jugendlichen gut bekannt war.

Dem »Deutschen« gegenüber war die Bäckerei Josef Steden, heute die Bäckerei Diehl. Früher war es ein kleines Lädchen, in das man über einige Stufen hineingelange. In den sechziger Jahren konnte Bäcker Steden das Nebenhaus in der Schlenkergasse 2, das mit Hof, Scheune und Stallung dem Vater vom »Ruppel Karl« gehörte, erwerben und dadurch seine Bäckerei erweitern. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Laden modernisiert.

Der junge Bäcker Josef Steden hat das Geschäft, zusammen mit seiner Frau, so richtig in Schwung gebracht. Es wurde in Oberursel und darüber hinaus wegen seiner guten Brötchen sehr bekannt. Die beiden sind viel in der Welt herumgereist und Josef hat in jedem Land, wo sie ihren Urlaub verbrachten, ein Weilchen in einer Bäckerei mitgearbeitet und so immer wieder neue Rezepte in die Heimat mitgebracht. Das fand natürlich in Oberursel großen Anklang, wie man an den Schlangen der Kunden vor dem Laden oft sehen konnte. An der Ecke Ackergasse/Schlenkergasse stand früher noch ein kleines Bauernhaus mit einer Scheune und einem Stall. Es war dies das Elternhaus vom »Ruppel Karl«, Schlenkergasse 2. Heute befindet sich dort ein kleiner öffentlicher Parkplatz und die Backstube der Bäckerei. Eine Holzterrasse führte vom Hof zum 1. Stock in die Wohnung. Dort wohnte die Familie Randoll mit einem Kind. Im unteren Bereich die Familie Marx, ebenfalls mit einer Tochter. Die Stallung und die Scheune wurden vom Margarethenhof mitbenutzt. Oft habe ich dort geholfen beim Heu trampeln.

In der Ackergasse, anschließend an die Schlenkergasse, hatte der Bauer Quirin einen kleinen Bauernhof. Die Tochter hat den Glaser Bernhard, einige Häuser weiter, geheiratet.

Gegenüber Quirin war die Metzgerei Willigens, dort, wo heute der Durchgang zur Unteren Hainstraße ist und der Holzschnitzer »Hendok« (Hendrik Dokken) bis 2001 seine Werkstatt hatte. Die Metzgerei wurde nach dem Tod des Metzgermeisters in den fünfziger Jahren aufgegeben. Der Laden besteht aber heute noch. Der Sohn hat die Tochter des Bäckers Zentgraf aus der Eppsteiner Straße geheiratet.

Oberhalb des Hauses Willigens war eine Hofreite mit unbefestigtem Boden und einer Scheune. Dieses Gelände gehörte den Janz-Brüdern und ihrer Schwester Bertha aus der Schlenkergasse, von denen der eine ein bekannter Oberurseler Kupferschmied war, der andere ein kleiner Bauer, der mit zwei Kühen seine Felder bestellte.

Danach kam die Glaserei Bernhard auf derselben Seite. Um dorthin zu gelangen, mußte man – damals wie heute – durch einen Hausflur gehen. Auf der Vorderseite, praktisch in einer Wohnstube, war nach dem Krieg eine kleiner Laden, in dem der Friseur Kügel (»Küchel Otto«) seinen Herrensalon eingerichtet hatte. Im Sommer saßen

die Männer auch auf den Außenstufen, um zu warten bis sie dran kamen. Die Wartezeiten wurden vertrieben, indem man sich Geschichten erzählte von dem, was sich wieder alles so in der näheren Umgebung ereignet hatte.

Auf der gegenüberliegenden Seite war die Hofreite vom »Homme Schorsch«. Es war ein Fuhrgeschäft, das Transportaufträge in der näheren Umgebung erledigte. Während des Krieges, als es kein Benzin für die Lkws gab, hatte er seinen Transporter auf Holzvergaser umgestellt. Ein Kessel, der zwischen Führerhaus und Ladefläche angebracht war und in dem Holz zum Vergasen gebracht wurde, lieferte den Brennstoff, der das Fahrzeug, statt des Dieselmotors, antrieb. Die Transporte wurden zum Teil auch mit dem Pferdefuhrwerk erledigt. Einmal, beim Schlachtfest, wurde Frau Homm angetroffen, als ihr die Innereien des Schweins in den mit Dreck und Hühnerkot verschmutzten Hof fielen. Sie sagte nur: »Das macht nichts, das spülen wir wieder ab«. Frau Homm ließ sich einmal im Jahr vom Friseur Ruppel am Marktplatz schick machen, um in die Kirche zu gehen. Sie wurde dann vom Pfarrer Hartmann empfangen: »Frau Homm, wir freuen uns, daß Sie gekommen sind, und Sie kriegen auch den besten Platz in der Kirche.«

Auf derselben Seite der Ackergasse ist das kleine Häuschen der Familie Ruppel. Der Hausherr war Zimmermann, was an den schwarzen Hosen mit dem breiten Schlag zu erkennen war. Nach dem Krieg hat er mit einer fahrbaren Säge Holz für die Hausfrauen gesägt.

Neben diesem Haus stand ein Gebäude mit Hof und Scheune, das der »Häusers Helene« und ihrem Bruder, dem Kaplan und Rektor Häuser gehörte. In dem Haus wohnten zwei Familien, die Familie Bessler (Heine, auch »Hitzig« genannt) mit zwei Töchtern und einem Sohn, der in seiner Jugend hessischer Boxmeister war, und die Familie Pohlhammer. Die Familie Bessler war in ganz Oberursel gut bekannt.



Blick aus einer Scheune in der Ackergasse um 1960. Die Substanz war fast überall marode, eine Sanierung der Altstadt die dringende Aufgabe der nächsten Jahrzehnte.



Foto: Erika Wachsmann

Erbaut als das Pfeiff'sche Palais, dann die Wirtschaft »Zum Deutschen Kaiser«, später das »Deutsche Haus«, und heute das »Oberurseler Braubaus« in der Ackergasse. Manche Häuser machen eine erstaunliche Entwicklung durch, ohne sich äußerlich viel zu verändern, sofern sie – wie hier – unter Denkmalschutz stehen.

Gegenüber war das »Haus von Rocky Docky«. Das obere Stockwerk war schon so weit nach vorn verrutscht, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, daß es auf die Ackergasse abgleiten könnte. In späteren Jahren wurde deshalb dieses obere Stockwerk als Behausung gesperrt. Aber bis dahin wohnten dort die Bürstenmacher Karl und Ferdinand Ortel. In dem Anwesen wohnte auch der »Ortel Sepp« mit Frau und Tochter. Josef Ortel war Schriftsetzer bei der Druckerei Berlebach in der Hospitalgasse, wo auch der »Bürgerfreund« erschien, der spätere »Taunus-Anzeiger«. Er und seine Frau waren in Oberursel dafür bekannt, daß sie bei den Fastnachtsumzügen immer gelungene Fußgruppen darstellten.

Nach dem Krieg zogen dort die Dingeldeins in das untere Stockwerk ein, weil oben nicht gewohnt werden durfte. In den fünfziger Jahren wurde das Haus, das der Familie Jeckel gehörte, ganz abgerissen und nicht wieder aufgebaut. Beim Brunnenfest auf der Theresienwiese (so genannt nach der »Jeckel Therese«) steht an dem Platz immer der Bratwurstgrill. Im Hinterhof stand nochmals

ein kleineres Haus, das wie das vordere der Familie Jeckel gehörte und von der Familie Huß mit vier Personen bewohnt war. Es war ohne jeglichen Komfort, und jeder würde sich heute wundern, wie man in einer solchen Behausung mit vier Leuten leben konnte. Aber viele der anderen Häuser in der Ackergasse waren nicht besser. Sie hatten kein Bad, zur Toilette mußte man über den Hof in die Kälte. Geheizt wurde meist nur in der Küche, im Winter wurden die Wasserleitungen im Freien mit Mist abgedeckt, damit sie nicht einfroren. Als Vergnügung gab es nur das Kino. Kerbe- und Tanzveranstaltungen in den Sälen der Wirtschaften fielen während des Krieges weitgehend aus. Was blieb, waren die Schmöcker aus der Leihbücherei und eine Menge Arbeit zum Ablenken. Gegenüber vom Margarethenhof war der Hof der Familie Jeckel. Bekannt war die »Terrees« unter den Einheimischen. Als Schulkameradin meiner Mutter, war sie auch mir gut bekannt. Einmal erzählte sie, daß ihr Vater ein ganzes Blech frischen Quetschekuchen auf einmal vertilgt hätte, und darüber konnte sie sich kaum beruhigen.

An den Jeckelhof grenzt das Anwesen Baldes (»Adlerwirt«) mit der Wirtschaft »Zum Adler« mit ehemals kleiner Landwirtschaft. Im oberen Stockwerk war ein Saal, in dem früher viele Tanzveranstaltungen stattfanden. Die Toiletten für die Gäste waren neben dem Misthaufen auf dem Hof. Dort wurde auch manchmal frei nach Goethe zitiert: »Es wird Frühling allerorten, man riecht's auf den Aborten.« Der Sohn, das »Kallche« hat das Anwesen dann übernommen, aber wahrscheinlich führte die Wirtschaft zu seinem frühen Tod. Vor dem Haus, an der Ecke zur Eppsteiner Straße, war an Fronleichnam immer ein Prozessionsaltar aufgebaut.

Bleibt noch zu erwähnen, daß an der Ecke Ackergasse/Eppsteiner Straße das Haus von Nikolaus Schlegel W.w. stand, ein Geschäft für Herde, Öfen, Eisenwaren mit Wand- und Fußbodenplatten. Herr Spang war später der Besitzer.

Interessant an der Ackergasse ist noch die Tatsache, daß früher ein »Flössli«, also ein kleiner Bach sie auf der ganzen Länge durchfloß.

Vom Marktplatz her wurde Wasser über die Eppsteiner Straße in die Ackergasse eingeleitet, was für die Anwohner sehr praktisch war sowohl für Reinigungszwecke wie auch für die Entsorgung.



Das »Haus von Rocky-Docky« auf dem Gelände der »Theresienwiese

Zu meiner Zeit war die Straße mit den blauen, viereckigen Basaltsteinen gepflastert und hatte auf beiden Seiten einen schmalen Bürgersteig. Die Bauern in der oberen Ackergasse hatten die Genehmigung, mit ihren Fuhrwerken entgegen der Einbahnrichtung auch von unten in die Ackergasse einzufahren.



Dieser Anblick hat der Theresie Jeckel sicherlich wehgetan und zu denken gegeben: der Abriss des gegenüberliegenden Margarithenhofs am 8. November 1959. An dessen Stelle findet man heute Restaurant und Café »Wienerwald«.

Hof der Therese Jeckel oder »Die Theresienwiese«

Gegenüber vom Margarethenhof in der Ackergasse war der Hof von Landwirt Jeckel. Bekannt war die »Terrees« unter den Einheimischen. Da sie gerade gegenüber von meinem Lieblingsort wohnte und eine Schulkameradin meiner Mutter war, kannte ich sie gut. Theresia Jeckel führte die Landwirtschaft zusammen mit ihrem Bruder Karl in Friedenszeiten.

Karl war Ortsbauernführer, ehe er im Krieg eingezogen wurde. Er war unverheiratet wie seine Schwester und ohne Nachkommen. Als er im Krieg auf Heimaturlaub kam, konnte er stundenlang erzählen, wie gut es ihm als Chef des Lemberger Schlachthofes erging. Er war damals der Direktor vom Schlachthof und gab voller Stolz zum besten, daß er der »König von Lemberg« sei. Kurz vor Kriegsende kam er aus dem Kriegsdienst vorzeitig entlassen zurück. Wie er das geschafft hatte, konnte sich keiner erklären. Bei Kriegsende erschienen Polen vor seinem Hof und riefen: »König von Lemberg, komm raus!« Er hielt aber das Hoftor – wohl aus gutem Grund – fest verschlossen.

Als Hilfe in der Landwirtschaft hatten sie eine Frau (oder einen Mann) eingestellt. Welches Geschlecht sie hatte, konnte man nicht so richtig feststellen, wahrscheinlich war sie beides. Für



Karl Jeckel, der »König von Lemberg«



Ein malerischer Anblick bot sich für Besucher im Hof Jeckel besonders im Sommer: Allerlei Gerätschaften, Körbe, Bütteln und Kannen waren zum Trocknen, Ausbleichen oder Auslüften verteilt und aufgehängt.

einige Oberurseler war dies der Anlaß, manche unfaire Bemerkung zu machen. Sie aber ließ sich davon überhaupt nicht beeindrucken und übergeng solche Äußerungen.

Ich kann mich noch genau erinnern, wie sie in der Ackergasse ankam, mit einem Gamsbart auf dem Hut und in alpenländischer Kleidung. Sie hieß Johanna Kometer, wurde Hanni gerufen und kam aus Österreich. Dort war sie vorher auf einer Alm beschäftigt und verstand sehr viel von Ackerbau und Viehzucht. Arbeiten konnte sie mehr als mancher Mann. Und wenn sie arbeitete, war sie angezogen wie ein Knecht. Sonntags aber kleidete sie sich in ihrer Tracht.

Nach der Währungsreform konnten die beiden Jeckels einige ihrer Grundstücke gut verkaufen. Dafür bauten sie am ehemaligen »Kreuz« (der heutige Kreisel) zwischen Holzweg und Feldbergstraße ein großes Mietshaus, in dem die Oberurseler Filiale der Dresdner Bank ihr erstes hiesiges Domizil hatte. Heute präsentiert sich auf diesem Erdgeschoß das Modegeschäft »Lui«. Kurz danach starb Karl und hinterließ der Schwester Theresia den Hof. Die Hanni kümmerte sich weiter um all die Arbeiten, die noch zu machen waren. Zwar wurde die Landwirtschaft verkleinert, aber ein Pferd und einige Kühe behielten sie. Zum Jeckelschen Anwesen gehörte auch das »Haus von Rocky Dockey« unterhalb des Hofes. Im Hinterhof stand nochmals ein kleineres Gebäude, das wie das vordere der Familie Jeckel gehörte und von der Familie Huß mit vier Personen



Heute ist der ehemalige Hof Jeckel oder die »Theresienwiese« vorbildlich saniert und das schmucke Fachwerk herausgeputzt. Anstelle des abgerissenen »Hauses von Rocky-Dockey« grenzt nun eine schöne Natursteinmauer aus Bachkatzen (rechts) das Grundstück von der Ackergasse ab. Bei Stadtfesten wie Brunnenfest oder Kerb lockt der Hof mit den Düften vom Grill und den Rhythmen vom Musikpodium.

bewohnt war. Es war ohne jeglichen Komfort, und jeder würde sich heute wundern, wie man in einer solchen Behausung mit vier Leuten leben konnte. Aber viele der anderen Häuser in der Ackergasse waren nicht besser. Sie hatten kein Bad, zur Toilette mußte man über den Hof in die Kälte. Geheizt wurde meist nur in der Küche, im Winter wurden die Wasserleitungen im Freien mit Mist abgedeckt, damit sie nicht einfroren.

Beim Brunnenfest auf der Theresienwiese (so genannt nach der Jeckels Therese) stehen an dem Platz des ehemaligen »Rocky-Dockey« und des

Hinterhauses immer der Bratwurstgrill und das Musikpodium. In den sechziger Jahren wurde Johanna Kommeter sehr krank, von ihrer Hausfrau gepflegt und starb. Die »Terrees« konnte man noch für einige Zeit an ihrem Fenster beobachten, als sie zusehen mußte, wie sich ihre Nachbarschaft auf der gegenüberliegenden Straßenseite der Akkergasse völlig veränderte. Kurz vor ihrem Tod vertraute sie mir an: »Die Stadt kriegt von mir kein Stückchen Land. Lieber verschenke ich es. Mit denen habe ich Ärger genug gehabt!«

Ein Wahrzeichen der Jeckels war lange Zeit der auf der linken Seite der Königsteiner Chaussee stehende Viehunterstand auf den Weiden im Maasgrund. Als er windschief war und nahe am Zusammenbrechen, wurde er auf einigen Fotos und auf einem Gemälde des Oberurseler Malers Georg Hieronymi festgehalten.



Blick auf die Kreuzung, die heute vom »Homm-Kreisel« gefüllt wird. Das Grundstück zwischen der Feldbergstraße (links) und dem Holzweg (rechts hinten) war im Besitz der Familie Jeckel und wurde von ihr in den sechziger Jahren bebaut. Das Auto fährt gerade in die Hohemarkstraße ein.

Da die Familie Jeckel keine Erben hatte, fiel nach dem Tod der Therese das Grundstück und Haus an die Familie Abt-Wirtz, das Mietshaus am Kreisel ging an das Alfred-Delp-Haus.

Therese Jeckel verstarb in den achtziger Jahren. Zusammen mit Hanni ruhen alle mir bekannten Jeckels in einem Grab auf dem Südfriedhof.



Foto: Erika Wachsmann

Bis er sich den Witterungseinflüssen beugte, war der Viehunterstand im Maasgrund ein bekanntes Aushängeschild der Geschwister Jeckel.

Sie waren nach dem Krieg durch Grundstücksverkäufe vermögend geworden, haben etliche Bauprojekte, etwa am Holzweg, in die Wege gleitet und in ihren Nachlässen mehrere gemeinnützige Einrichtungen maßgeblich gefördert.

Der Holzweg

Beim Überqueren des neu gestalteten Epinayplatzes kam mir in Erinnerung, wie es früher in der angrenzenden Straße aussah und was sich in dieser Umgebung in meiner Jugendzeit ereignete. Wo sich heute das Gebäude der alten Taunussparkasse befindet, das demnächst abgerissen werden soll, war früher der Lagerplatz vom »Donauer Philippsche«. Er war ein kleines, hageres Männlein mit verkrümpeltem Gesicht und ärmlicher Kleidung. Auf dem Kopf hatte er eine »Batschkapp«, und seine Hosen meldeten ständig Hochwasser. In der Stadt sammelte er Eisen, Papier und Lumpen. Meist war er mit einem Drückkarren

unterwegs in den Straßen und Gassen zu sehen – und zu hören, wenn er mit lauter Stimme, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, auf sich und seine Sammelobjekte aufmerksam machte: »Lumpe, aal Eise, Babier«. Nach dem Krieg hatte er sich einige Ponies angeschafft und sie vor ein kleines Kinder-Pferde-Karussell gespannt, um sich im Kreisverkehr ein paar neue D-Mark dazuzuverdienen. Die Häuser auf der rechten Seite der Kumeliusstraße, wenn man von der Vorstadt kommt, waren schon damals vorhanden, bis auf das mit dem Bioladen vom Bauer Etzel am Eck, das erst später errichtet wurde. Wegen seiner Länge ist der Bau in



Auf dieser alten Ansicht ist noch gut erkennbar, wie der Holzweg (von links nach rechts oben verlaufend) die Stadt nach Osten hin abgrenzte zu den außerhalb liegenden Gärten, Lager- und Abstellplätzen. Es war – auch noch einige Jahre nach dem Krieg – ein unbefestigter Ackerweg mit tiefen Schlaglöchern und bei Regen abgründigen Schlammpfützen.



Foto: Erika Wachsmann

Die Einmündung des Holzwegs in die Kumeliusstraße, aufgenommen ca. 1954, rechts die Metzgerei Burkard.

der Mitte in Oberursel bekannt als der »Zeppelinbau«. In der heutigen Bilderrahmengalerie hatte die »Kärchels Sofie« ein kleines Kolonialwarengeschäft, das als Tante-Emma-Laden die Währungsreform nicht lange überlebte.

Die linke Seite der Kumeliusstraße, ab der heutigen Passage am Sporthaus, war bei Kriegsende noch Acker- und Gartenland. Erst in den fünfziger Jahren wurde dort, wo sich heute die Deutsche Bank 24 befindet, das »Capitol Lichtspieltheater« erbaut. Die Notausgänge des Kinos führten auf die Holzwegpassage. Heute befinden sich dort das Sportschuhgeschäft und öfters den Besitzer wechselnde Restaurants.

Der Holzweg selbst war damals ein unbefestigter Feldweg, bei Regen mit tiefen Pfützen, auf seiner westlichen Seite gesäumt von den rückwärtigen Höfen oder Gärten der Häuser der oberen Vorstadt, bzw. weiter oben der Unteren Hainstraße. Der Weg verlief in einem großen Bogen entlang einer begrenzenden Mauer auf ein altes Wohnhaus zu. Das ganze Gelände war damals Lagerplatz der Firma Trapp, Altwarenhandlung, und ein beliebtes Abenteuergelände für die Oberurseler Jugend.

Etwas vor meiner Zeit sollen Jugendliche aus den angrenzenden Häusern der Feldbergstraße und Umgebung dort Karbid geklaut haben, um Kanonen zu bauen und damit gegen die Buben aus den nördlichen Gebieten (Lumpenfabrik) in den Krieg zu ziehen. Gegenüber des alten Wohnhauses an der Mauer war die Werkstatt des »Fahrrad-Raufenbarth«. Nach oben an das Wohnhaus angrenzend befand sich ein Lagerplatz der Kohlenunion, auf dem ein Holzschuppen zum Lagern der Kohlen stand. Der Saalbau der Gaststätte »Blau-Weiß«, das spätere Kino »Melior«, schloß sich an. Auf der rechten Seite des Holzwegs, von unten gesehen, stand damals schon als einziges das Wohnhaus links der Josef-Baldes-Passage. Schräg gegenüber war die Steinmerzwerkstatt der Firma Albrecht & Wein, mit vielen Steinblöcken und Platten davor. Sie hatten in den vierziger Jahren auch das Gelände mit dem D-Zugwagen in der Frauenbirnbaumstraße vorübergehend genutzt. Auf dem jetzigen Rempel-Parkplatz befand sich der Wirtsgarten vom »Nassauer Hof«, einer Wirtschaft mit Kegelbahn, die von der Vorstadt aus über »die Orschelbach« zu erreichen war. Ein Teil des alten Hauses existiert heute noch als Lagerge-

bäude. Die Kegelbahn war im Garten direkt neben dem Bach. Die Familie Himmler war für kurze Zeit vor dem Krieg Pächter der Gaststätte.

Auf der ganzen linken Seite des Holzwegs bis fast zum Haus von Papier-Friedrich an der Eppsteiner Straße waren nur Gärten und Lagerplätze. Der Neubau der Frankfurter Volksbank wurde auf dem Gelände der ehemaligen Kohlenhandlung Dinges in den neunziger Jahren errichtet. Das Gebäude, in dem sich heute der HL-Mark befindet, steht auf dem Fabrikgelände, das damals Anna Traut (»Traute-Anna«) gehörte.

Der Holzweg mündete »Am Kreuz« auf die Eppsteiner Straße. Er war im Wortsinn früher ein Weg für die Holzabfuhr und führte praktisch nur bis zum Holzlagerplatz und nicht weiter. Daher auch die Bezeichnung für einen, der sich in einer Sackgasse befindet »Du bist auf dem Holzweg!« Die Reaktion des damaligen Geschäftsführers der Taunussparkasse, der sich

beim Bau seiner Filiale nicht darauf einlassen wollte, daß sie ausgerechnet auf dem Holzweg Nr. 1 errichtet werden sollte, ist somit verständlich. Das Haus wurde dort gebaut, für die Adresse fand man die Lösung »Epinay-Platz«. Wird das Gebäude nun deshalb abgerissen, weil es im Grunde doch auf dem Holzweg stand?



Hier wird im unteren Holzweg/Ecke Kumeliusstraße bereits für den Neubau des »Capitol Lichtspieltheaters« von Herrn Mehler geplant. Rechts ist noch das Haus »Meister« zu sehen. An der Mauer beginnt heute die Holzweg-Passage, die mit dem Gebäude »Sporthaus Taunus« an ihrer Einmündung tonartig überbaut wurde.

Die Henchenstraße

Die Neugestaltung der Henchenstraße gibt mir Anlaß, eine kurze Betrachtung anzustellen, wie es dort zu meiner Jugendzeit in den Jahren 1935 bis ungefähr 1960 ausgesehen hat. Die Namensgebung soll übrigens auf den Begründer des Oberurseler Hospitals zurückgehen.

Früher, das heißt bis 1959, war die Henchenstraße nur ein mit Schotter und Sand befestigter Fahrweg, der allerdings auf der – von oben gesehen – linken Seite, an den Häusern, einen mit Platten belegten Bürgersteig hatte. Die Häuser waren auch damals fast schon so wie sie noch heute dort zu sehen sind, mit Ausnahme des unteren Eckhauses, des Restaurants »Bobbestubb«, dessen Gartenlokal ein Hausgarten war und das Haus selbst noch ein normales Wohnhaus ohne Restaurant.

Die gegenüberliegende Ecke wurde von »Leder-Aumüller« erst in den Jahren 1937-38 neu bebaut. Noch als Junge turnte ich auf dem Gerüst herum, um von dort den vorbeifliegenden Zeppelin zu beobachten. Diese Seite der Henchenstraße endete oben mit dem großen, lang gestreckten »Zeppelinbau« an der Kumeliusstraße.

Dazwischen befanden sich nur die großen, bis zur Henchenstraße reichenden Gärten der Hausbesitzer der unteren Vorstadt. Dies waren, von unten, die Bäckerei Krämer, die in den Jahren vor dem Krieg hier ein Gartencafé unter Apfel- und Nußbäumen betrieb. Der Eingang war von der Vorstadt her, ein Weg führte durch den Garten bis zur Henchenstraße. Das Nachbargrundstück war der Hausgarten der Familie Jamin, der nach der Vorstadt durch das Schlachthaus der Metzgerei begrenzt wurde. Es folgten die Gärten des Schuhhauses Mann und der Schlosserei Caprano. Alle Gärten hatten einen Durchgang nach der Henchenstraße und waren nach dort entweder mit Bretter- oder Drahtzäunen abgetrennt.

Vor den Gärten befand sich vor dem Krieg, wo heute der Bürgersteig ist, ein Rasenstreifen, der in der schlechten Kriegs- und Nachkriegszeit als Gartengrundstück von den Bewohnern der gegenüberliegenden Häuser als Gemüsegarten zur Verbesserung der Versorgung bearbeitet wurde. Jedes Haus beanspruchte, entsprechend der Grundstückslänge, einen Gartenanteil. Diese Vereinbarung bestand bis zur Währungsreform 1948. Einzig die Bodega in dem kleinen Haus Henchenstraße 13 hat eine bewegte Vergangenheit. Vor dem Krieg bestand dort das Schirm- und Stock-

geschäft der Familie Halm. Zu Anfang der fünfziger Jahre nahm das Sporthaus Taunus (Familie Busch) dort ihre Geschäftstätigkeit auf, ehe es in die ehemaligen Melior-Lichtspiele in der Vorstadt (heute Seifen-Platz) umsiedelte. Danach war dort in der Henchenstraße das Friseurgeschäft von Otto Kügel anzutreffen, bis Otto Düll seinen Friseursalon für Damen und Herren eröffnete, nachdem Otto Kügel in die Strackgasse umgezogen war, als Nachbar von »Wagner Henrich«. Erst später, in den siebziger Jahren, wurde das Haus eine Begegnungsstätte der Schüler des Gymnasiums mit Bewirtung, die sich zu der kleinen Wirtschaft »Hinterstübchen« mauserte.

Das Nachbarhaus bewohnte damals der bekannte Oberurseler Graphiker und Holzbildhauer Paul Diek. Er war auch Schöpfer der allwöchentlich im Taunus-Anzeiger erschienenen, gereimten und mit Karikaturen gewürzten Mundartkommentare zur Zeitgeschichte »De Nickelees un's Kallche«.



Klaus Fink am Durchgang vom Gartencafé Krämer zur auf der Westseite noch unbebauten Henchenstraße.

Die Gärtnerei Höck in der »Atzelhöhle«



Vor dem Wohnhaus der Familie Höck, Cronberger Straße 7, befand sich ein gepflegter Vorgarten als »Visitenkarte« für die Gärtnerei, die sich rechts hinter der Hecke ausbreitete. – Heute zeugt nur noch eine schöne alte Schwengelpumpe von dem ehemals florierenden Gärtnereibetrieb, deren Mittelpunkt sie einmal war.

Über einem tiefen Brunnenschacht steht noch heute eine inzwischen verrostete Schwengelpumpe – sie und drei Buchen im Garten sind die einzigen Hinweise auf die ehemalige Gärtnerei und die Familie Höck in der Cronberger Straße 7. Der Brunnenaufbau steht ganz versteckt vor dem Haus des Heimleiters der heute dort angelegten Seniorenwohnanlage. Der Schacht soll achtundzwanzig Meter tief und noch in Ordnung sein.

Einer Zeitungsnotiz vom 13. Mai 1900 im Oberurseler Lokalanzeiger ist zu entnehmen:

»Der Gärtner *Ferdinand Höck* dahier hat die Genehmigung zur Errichtung eines Wohnhauses (Hintergebäude) auf dem Grundstück Kartenblatt 70, Stockbuch Nr. 7642, 8608 und 4708 (Lagerbuch Nr. 5475, 5476, u. 5478) der Gemarkung Oberursel, gelegen im Distrikt »Atzelhöhle« beantragt.



Da das zu bebauende Grundstück außerhalb der im Zusammenhang erbauten Ortschaft liegt, so ist die Erwirkung der Ansiedlungsgenehmigung erforderlich. Es wird dies auf Grund des § 4 des Gesetzes betr. die Gründung neuer Ansiedlungen vom 11. Juni 1890 zur öffentlichen Kenntnis gebracht, mit dem Bemerken, daß etwaige Einwendungen gegen dieses Vorhaben von den Eigentümern, Nutzungs- und Gebrauchsberechtigten oder Pächtern der benachbarten Grundstücke innerhalb einer Präklusivsfrist von 2 Wochen vom 6. Mai ab gerechnet bei dem Herrn Landrath zu Homburg v.d.h., vorzubringen und durch That-sachen der im unten abgedruckten § 3 bezeichneten Art zu begründen ist.

Oberursel, den 30. April 1900

Der Magistrat: *Füllers*



Dorothea Höck, geb. Schmidt

In den Folgejahren lebten dort, zusammen mit dem Gärtner, seine Frau Dorothea Höck, geb. Schmidt, und die vier Kinder Elisabeth (meine Mutter) Katharina, Karl Maria und Anna.

Zur Gärtnerei gehörten ein zweistöckiges Wohnhaus, drei große Gewächshäuser und eine Anzahl von Frühbeeten sowie ein größeres Grundstück. Ferdinand Philipp Höck heiratete meine Großmutter, die Kleidermacherin Dorothea Schmidt, wohnhaft zu Niederursel, am 13. Februar 1897.

Das Geld zum Bau des Hauses und zur Anlage der Gärtnerei ist zum größten Teil von der Familie der Großmutter gekommen, denn sie stammte aus einer vermögenden Familie. Die Höcks wurden auch noch nach der Geburt der Kinder von den Schmidts unterstützt, denn meine Mutter hat oft erzählt, daß regelmäßig Waschkörbe voll mit Stoffen, Lebensmitteln und auch einige Goldtaler von Niederursel in der Gärtnerei angekommen seien.

Dorothea war die Tochter von Adam Schmidt und Kunigunde, geb. Lächle, und wurde 1867 in Niederursel geboren. Adam war ein Sohn des Tabakmüllers Georg Schmidt und von Beruf Sattler.

Mein Großvater Ferdinand Höck war der Sohn des Gärtners Christian Höck und dessen Ehefrau Carharina, geb. Fink, und wurde am 18. November 1865 in Burtseid geboren. Der Gärtner Christian Höck stammte aus Obernhain im Taunus.

Wohnhaus und Gewächshäuser wurden zentral beheizt und die Wasserversorgung durch den hauseigenen Brunnen sichergestellt.

In der Gesamtansicht aus dem Jahre 1908, die Oberursel vom Südwesten her zeigt, war die Gärtnerei als einziges Haus auf der linken, unteren Seite der Oberhöchstatter Straße bis zum Maasgrund auszumachen (siehe »Auf zum Taunus«).

Der Brunnen war früher Treffpunkt aller Besucher der Familie. An heißen Sommertagen war er der Mittelpunkt vieler Begegnungen. Selbstgezimmete Birkenholzbänke und Tische luden zum Verweilen ein. Es wurde dann nicht selten ein Krug mit selbstgekeltertem Apfelwein zum Kühlen in den Tiefen des Brunnens versenkt, um anschließend im Schatten der angrenzenden Obstbäume in froher Runde für Stimmung zu sorgen. Daß es manchmal lustig zuging, dafür sorgten die jungen Leute, die natürlich auch ihre Bekannten und Freunde anzogen, wenn auch die Zeit gar nicht mehr so lustig war. Es war nach dem Ersten Weltkrieg. Die Höck-Mädchen sahen alle gut aus und sie waren Anziehungsobjekte für viele junge



Ferdinand Höck

Männer aus der nahen Stadt und der Umgebung. Vor dem Wohnhaus befand sich links von der Einfahrt ein Vorgarten mit einem fein geharkten Kiesweg, von dem man die angrenzenden Blumenrabatte, die entsprechend der Jahreszeit verschiedenartig angepflanzt wurden, bewundern konnte. Wehe, wenn jemand von der Familie auf diesem Weg seine Fußspuren hinterließ, dann konnte der »Alte« ziemlich unwirsch werden, denn der Vorgarten war schließlich sein Aushängeschild für die Gärtnerei.

Büsche und Hecken, die den Garten umgaben, waren kunstvoll beschnitten, und die ganze Anlage war für jeden, der am Zaun vorbeiging, eine wahre Pracht. Es sollte wohl auch so sein, denn damit machte man ja schließlich Reklame für das Geschäft. Hatte er doch in Anzeigen damit erworben und ...

... »Zur gefälligen Beachtung gegeben:
 Unterzeichneter empfiehlt sich im Anlegen, sowie Unterhalten von Obst- und Ziergärten, Anfertigung von Bouquets, Trauerkränzen, Dekorationen jeder Art, Lieferung von Rosen, Koniferen, Ziersträuchern, Obstbäumen, Beerenobst, Topf- und Blumenpflanzen zur Bepflanzung von Blumenbeeten u. dgl.
 Ferner empfehle prima Grassamen, bester keimfähiger Mischung für jede Lage, per Kilo von 70 Pfg. an.
 Rosen- und Baumpfähle in jeder Größe zu billigen Preisen.

Hochachtungsvoll
Ferdinand Höck
 Landschafts- u. Handelsgärtnerei«

So hatte der Großvater auch in Oberursel einige Gärten angelegt. Die Anlage des Deschauerparks in der Füllerstraße ist zum Beispiel sein Werk. In die Gärtnerei selbst führte ein breiter Weg, so daß man auch mit Pferd und Wagen in das Gelände einfahren konnte. Zum Betrieb gehörten ein Pferd und verschiedene Wagen, so daß man auch schnell die Waren in das zugehörige Ladengeschäft bringen konnte. Denn die Gärtnerei betrieb in den zwanziger Jahren oberhalb des heutigen »Immobilienbüros Gaisers« an der Allee einen Laden zum Verkauf der eigenen Produkte. Auf der rechten Seite der Einfahrt zur Gärtnerei standen die verschiedensten Obstbäume und zur Erntezeit trugen sie wunderbare, gut schmeckende Früchte. Nachteilig war nur, daß einige der besten Sorten direkt am Zaun neben dem zur Heide führenden Weg hingen und Vorübergehende zum

Mundraub verführten. Wenn der Großvater dies merkte, konnte er sehr zornig werden und den Dieb wutentbrannt beschimpfen.



Das Ladengeschäft der Gärtnerei an der Allee war auch äußerlich anziehend und konnte durch frische Ware aus eigener Produktion überzeugen.

Er war überhaupt von Natur sehr jähzornig, unberechenbar und zu seinen Kindern sehr autoritär. Außer der Jüngsten hatten sie vor ihrem Vater großen Respekt, wenn nicht sogar Angst. Zwischen dem Wohnhaus und den Gewächshäusern befanden sich die Waschküche sowie Stallungen für Pferd, Schwein und Kleinvieh. In dem kleinen Hof gackerten die Hühner, und zur Freude meines Bruders Rudi stoben sie aufgeregt auseinander, wenn er Jagd auf sie machte. Der Großvater hatte ihn ins Herz geschlossen, die Freundschaft ging sogar so weit, daß der Kleine sich erlauben konnte, ungestraft dessen Tabakspfeife zu probieren.

Durch die Glashäuser zogen sich die dicken Heizungsrohre, und am Eingang jedes Gewächshauses stand ein großes Becken, das immer mit Brunnenwasser gefüllt werden mußte, natürlich mühsam von Hand. Jedes Glashaus hatte auf beiden Längsseiten Pflanzentische in normaler Arbeitshöhe. Im Winter war es innen immer mollig warm. Im Wohnhaus mußte dann jedoch die Koksheizung kräftig geschürt werden. Bei starkem Sonnenschein wurden die Glasdächer mit Stroh-

matten abgedeckt. War es nachts sehr kalt, wurden die Strohmatte ebenfalls auf den Dächern ausgerollt. Sie waren in eigener Herstellung geflochten.

Am Brunnen stand ein großes eisernes Wasserbecken von drei Metern Durchmesser, das immer mit Wasser vollgepumpt wurde, so daß dort die Gießkannen schnell gefüllt werden konnten. Angrenzend an den Brunnen zogen sich lange Reihen von Frühbeeten hin, auch Mistbeete genannt, die im Frühjahr neu angelegt werden mußten. Als unterste Lage wurde eine dicke Schicht

Pferdemist ausgebreitet und festgetreten. Oben auf kam dann gut abgelagerte, gesiebte Erde. So konnte sich in den Kästen Wärme entwickeln, zu erkennen an den darüberliegenden, angelaufenen Fenstern. In einem so erwärmten Frühbeet war das Einsetzen der Jungpflanzen schon früh möglich. Allerdings mußten sie auch sehr gepflegt werden. Bei intensiver Sonnenstrahlung mußten sie gelüftet oder zusätzlich sogar mit Strohmatte abgedeckt werden. Außerdem war das Unkraut regelmäßig zu entfernen.

Frühzeitig, bereits Anfang März, pflanzte man die ersten in den Gewächshäusern vorgezogenen, zarten Salatpflänzchen, immer in Reih und Glied. Man wollte ja bei den ersten sein, die nach dem langen Winter wieder die zarten Salatköpfe anbieten konnten. In der Mitte des Beetes wurden die Kerne der Gurkenpflanzen gelegt, die zur späteren Zeit, wenn die Salate abgeerntet waren, über das ganze Beet rankten und zuerst mit ihren gelben Blüten und dann mit länglichen Gurken das Feld ausfüllten.

In den Läden gab es noch nicht die Vielfalt der Angebote aus fremden Ländern wie heute, und die Kunden warteten nach dem Winter mit seinem Gemüse sehnsüchtig auf den frischen Salat, der meist zu Ostern das erste Mal geerntet wurde.

Die Beete waren mit gußeisernen Rahmen und darin einpaßten Scheiben abgedeckt. Auf beiden Seiten der Rahmen befand sich ein Griff, damit



Mein Bruder Rudi auf einem Frühbeet. Unser Großvater hatte ihn ins Herz geschlossen.

man die Fenster je nach Wachstum der Pflanzen auch abheben konnte. Waren die Glasscheiben zerbrochen, nutzte man die weniger arbeitsintensive Winterzeit, um neue einzupassen und zu verkitten.

Für all diese Arbeiten wurden die Kinder herangezogen. Sie hatten ganz selbstverständlich zu helfen, raten dies allerdings nicht mit großer Begeisterung. Für eine Hilfskraft fehlte das Geld.

Bedingt durch den großen Arbeitsanfall gab es öfters Krach in der Familie, zumal die jungen Leute auch zuweilen etwas anderes vorhatten. Meine Mutter war die älteste und hatte den Vorteil, daß sie immer ihrer Mutter im Haushalt helfen mußte. Die Jüngste wurde verschont, weil sie in der Jugend öfters krank war und auch wesentlich jünger als die Geschwister. Die anderen jedoch wurden zu allen Arbeiten herangezogen, und es waren zu meist schwere körperliche Plackereien.



Zur damals noch unbefestigten Cromberger Straße hin war der Vorgarten ein Schmuckstück – allerdings mit seinen am Zaun wachsenden Früchten auch eine Versuchung für Vorübergehende.

So geschah es einmal, daß der Sohn keinen Ausgang bekam, weil irgend etwas dringend gemacht werden mußte. Er kam so in Wut, daß er die auf dem Fenstersims stehenden Geranientöpfe griff und sie nach dem Alten warf.



*Die vier Geschwister Höck, etwa 1957.
Von links: Anna Ruppel, geb. Höck, Elisabeth Fink, geb. Höck, Karl Höck, Käthe Höck.*

In den zwanziger Jahren hatte Ferdinand Höck, zusammen mit einem Teilhaber, einen größeren Park im Maasgrund (heute Turm-Müller) gekauft. Im Sommer wurde dort Heu gemacht und im Herbst mußten die Mädchen die Eßkastanien auf sammeln.

Eines Tages kam der Alte voller Stolz nach Hause und gab strahlend zur Kenntnis, daß er jetzt mehrfacher Millionär sei. Groß war jedoch seine Enttäuschung, als er von Tag zu Tag reicher wurde, mit dem Geld jedoch nichts anfangen konnte. Hinzu kam, daß sein Partner I.I. Meister ihm das Grundstück für wertloses Geld abluchste. In Oberursel war damals schon bekannt, daß sein Partner bereits mehrere Leute übers Ohr gehauen hatte. Und immer, wenn die kleine Glocke der St. Ursula-Kirche läutete, machte ein Spruch die Runde: »I. I. Meister heiß' ich, alle Leut' besch ... ich.« Schließlich hatte die Währungsreform an einem einzigen Tag alles aufgefressen.

Ende der zwanziger Jahre gingen alle Kinder aus dem Haus, weil am 22. August 1927 die Mutter im Alter von sechzig Jahren gestorben war.

Aber schon wesentlich vorher muß den Großvater der Teufel geritten haben, denn er lebte über seine Verhältnisse, ging sonntags immer nach Frankfurt ins Schumann-Theater und spielte dort den großen Gönnert, indem er zeitweise das ganze Theater freihielt.

Am 16. Juni 1934 heiratete er zum dritten Mal. Sie hieß Hermine Berta Emma, geb. Denk, und zog alsbald mit ihrer Mutter in der Cronberger Straße ein. Damit war klar, daß alle Kinder sich von ihm zurückzogen, zumal er seine sonn täglichen Eskapaden nicht aufgeben wollte. Der Sohn konnte nicht mit ihm zusammenarbeiten, und so war die Gärtnerei immer mehr dem Verfall preisgegeben.

Seine neue Ehefrau bezeichnete ihn als rücksichtslosen Egoisten und beklagte sich darüber, daß sie in ihrer Ehe schwer arbeiten mußte, ohne daß er ihre Arbeit anerkannte, ja sie sogar oft schlecht behandelte.

Ich selbst kann mich nur noch schwach an ihn erinnern. In seiner letzten Zeit hatte er immer mit Kopfschmerzen zu kämpfen, und er bat dann meine Mutter, ihm Kopfschmerztabletten zu besorgen. Ab und zu wurde ich beauftragt, dem Opa die Medizin zu bringen. Gelegentlich besuchte ihn auch meine Mutter, und so hatte ich auch die Gelegenheit, mit meinem jugendlichen Eifer in der Gärtnerei mitzuwirken. Ich bin dann oft mit meinem kleinen Handwägelchen von der Vorstadt in die Arzelhöhle gezogen.

Durch den ständigen Tablettenkonsum und den hinzukommenden Alterszucker war es eines Tages notwendig, daß er in das Homburger Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Dort wurde ihm ein Bein abgenommen, und als auch noch das andere Bein drankommen sollte, verstarb er am 21. Februar 1941.

In der Folgezeit, es war schon Krieg, versuchte man die Gärtnerei noch für die Höck-Familie zu retten. Da jedoch kein Testament aufzufinden war und keiner die marode Gärtnerei übernehmen wollte, zumal dort auch jetzt die neue Stiefmutter hereinredete, war das Ganze nicht mehr zu retten. Die Uneinigkeit unter den Geschwistern und die Einmischung der Witwe trugen dazu bei, daß das Anwesen für »ein Appel und ein Ei«, nämlich für in dieser Zeit wertlose Reichsmark, verkauft wurde. 1941 ging das Grundstück an die Stadt Oberursel. Die Kinder und die Witwe bekamen jeder 600 Reichsmark und der Sohn, weil er vier Kinder hatte, noch ein Gartengrundstück im Maasgrund.

Am Kreuz (heute Kreisel Hohemarkstraße)

Blickte man früher aus dem Fenster unseres Hauses an der Hohemarkstraße, fast direkt am Kreisel, konnte man dort – wo nacheinander Jean Weber seine VW-Niederlassung (später VW-Glöckler) baute, dann der Lidl-Markt war und heute eine Firma für Inneneinrichtungen untergekommen ist, sowie eine Pizzeria im Nebengebäude – einen schön angelegten und gepflegten Nutzgarten sehen (siehe S. 160). In dem genannten Haus wohnten in meiner Jugendzeit der ehemalige Stadtverordnete und Begründer des Opel-Hauses Zöller im ersten Stock und im Parterre die Familie Jean Kopp, vormals Besitzer des »Schützenhofs« in der Allee.

Im Garten nebenan standen Salatköpfe, gerade ausgerichtet, angepflanzt in langen Reihen, Tomatenstauden mit ihren gelben Blüten wuchsen an Holzpfählen in die Höhe, und Erdbeerbüsche warteten darauf, abgeerntet zu werden. Dieser attraktive Nutzgarten (siehe auch S. 160 oben) war mit einem Drahtzaun gesichert. Er gehörte dem

»Weber Jean«, dem ersten NSU-Händler in Oberursel, der neben dem Bäcker Schuckardt in der Eppsteiner Straße seine erste Werkstatt hatte.

In den fünfziger Jahren opferte er seinen Garten am Kreisel zugunsten einer VW-Vertretung mit zwei Tanksäulen, einer Reparaturwerkstatt mit Ausstellungs- und Büroräumen. Am Platz der heutigen Pizzeria war zu jener Zeit eine Auto-waschanlage, wo die Neuwagen entfettet und gewaschen wurden. Später wurde die VW-Vertretung in die obere Hohemarkstraße verlagert, und eine Audi-Werkstatt zog für einige Jahre dort ein. Auf der anderen Ecke, westlich davon, stand auf dem Bürgersteig eine Litfaßsäule (siehe Foto S. 160), und dahinter befand sich eine einfache Bretterbude, in der die Familie Häfner einen Kiosk betrieb.

Die ganze Straßenseite dahinter in Richtung Urselbach bis zum Fahrradgeschäft Mühlfarth, aber auch entlang der Hohemarkstraße, war bis in die fünfziger Jahre ein leerer Platz, der als Lagerplatz



Auf einem Foto aus dem Bändchen »1200 Jahre Oberursel« präsentiert sich hier die Straßenkreuzung »Am Kreuz« noch vor dem Bau des Verkehrskreisels. Aus der Eppsteiner Straße geht der Blick in die Freiligrathstraße (früher Homburger Weg), rechts die Einmündung der Feldbergstraße, links die der Hohemarkstraße. Im Zuge der Umbaumaßnahmen an dieser Stelle wurde das Kreuz an eine Verkehrsbucht der Altkönigstraße versetzt, die Bäume allerdings fielen ihnen zum Opfer.



Ziemlich öde erscheint der Kreisel Hohemarkstraße am nebligen Morgen des 15. November 1966. Im Hintergrund erkennt man noch die Autowerkstatt von Jean Weber, rechts das Haus von Papier-Friedrich, links das neu erbaute Homm-Haus. Ganz offensichtlich verlangt der kahle Kreisel nach einem markanten Brunnen!

genutzt wurde und der Familie Röder («Bärenwirtschaft» in der Vorstadt 2) gehörte.

Nach dem Krieg trugen dort Autoscooter und Karussells für die Jugend zur Abwechslung bei. Immer im Sommer wurde in der hinten gelegenen Scheune eine Obstsammelstelle eingerichtet, die von Frau Rompf (Gärtnerei Rompf an der Stedter Chaussee) lange Jahre betrieben wurde. Dort konnten die Oberurseler ihr geerntetes Obst abliefern (siehe Foto S. 93).

Große Linden am Straßenrand begrünt in Sommer die ganze Ecke. Zwischen zwei solchen Linden, dort wo heute die große Fassade in dem Zwickel zwischen Holzweg und Feldbergstraße mit der Werbung der Firma Possmann bemalt ist, stand früher ein Sandsteinkreuz mit Christusfigur. Gelegentlich wurde aus gegebenem Anlaß ein Blumenstrauß abgestellt. Auf dem Grundstück des erwähnten Hauses war früher der Garten der Familie Jeckel, Landwirt in der Ackergasse. Das heutige Gebäude wurde in den sechziger Jahren erbaut und beherbergte für einige Jahre die hiesige Filiale der Dresdner Bank.

Vom Platz am Kreuz hatte man einen guten Ausblick auf die Straßen in den vier Himmelsrichtungen, es war ein Kreuzungspunkt für den damals noch spärlichen Verkehr.

Hier war auch die beste Möglichkeit, ausgerissene Pferde, die entweder vom Marktplatz oder auf der Hohemarkstraße durchgegangen waren, wieder einzufangen.

Man konnte den Durchgangsverkehr gut beobachten. Aus der Altstadt kamen die Bauernfuhrwerke über die Eppsteiner Straße, um durch den Homburger Weg ins angrenzende Feld zum Flemig und zum Lindenbäumchen zu fahren. Die heutige Freiligrathstraße war in Oberursel als der Homburger Weg bekannt. In Richtung Hohemark fuhren Fahrzeuge zur Motoren-, Papier-, Lumpen- und Lederfabrik, zum Sensenwerk und in Richtung Taunus.

Auch Gefangenentransporte zum Dulag Luft (Durchgangslager für gefangene alliierte Flieger) zogen hier vorbei. Vom Taunus kamen die von Pferden gezogenen Langholzfuhrwerke mit ihren Stämmen aus den Wäldern.

Das Lindenbäumchen

»Das Lindenbäumchen« wird es liebevoll von den Oberurselern genannt, obwohl es doch ein stattlicher, kräftiger, uralter Baum ist, wenn auch schon etwas zerzaust von den Stürmen der Jahrhunderte.

Geht man vom Kreisel an der Hohemarkstraße nach Osten in Richtung Bad Homburg, erreicht man über die Brücke des Feldbergzubringers die große, dicke Linde, die unten in einer Senke des Flemigs steht. Sie gehörte früher zum Mittelsted-



Das »Lindenbäumchen« im Oberstedter Feld soll die Dorflinde des im 30jährigen Krieg untergegangenen Weilers Mittelstedten gewesen sein. Hier eine Ansicht aus den 1960er Jahren.



Ungeschützt im freien Feld stehend, wurde der stattliche Baum schon oft von Blitzen getroffen und von Stürmen zerzaust, aber bis heute hat er ihnen allen getrotzt. Sogar die Bemühungen eines Baumchirurgen in den 1960er Jahren hat er überlebt, wenn auch einseitig arg verstümmelt. Rechts im Hintergrund sind die Türme von Bad Homburg zu erkennen.

ter Feld, und in ihrer Nähe tagten die Gerichtsherren. Heute steht der Baum unter Naturschutz, und sein Pendant, eine historisch verbürgte zweite Linde in einiger Entfernung, ist schon vor vielen Jahren eingegangen. An deren Stelle setzte man vor einigen Jahren ein junges Bäumchen, einmal, um die verschwundene Linde zu ersetzen, aber auch um für den Notfall vorzusorgen, falls das »Lindenbäumchen« einmal eingehen sollte. Immer, wenn ich an dem Baum vorbeikomme, wünsche ich mir, daß er mir doch erzählen könnte, was er schon alles gesehen hat. Wie allgemein überliefert und durch Luftaufnahmen andeutungsweise bestätigt, muß das Dorf Mittelstedten ein ganz kleiner Weiler mit nur wenigen Häusern gewesen sein. Der Ort lag etwa 300 Meter nördlich des »Lindenbäumchens«, wurde 1330 erstmals erwähnt und 1359 als »wüst bei Oberursel« bezeichnet.

Ganz in der Nähe der damaligen beiden Bäume befand sich ein Gerichtssitz, wo es zu heftigen Streitigkeiten zwischen Oberursel und Oberstedten über die Rechte der Gemarkung kam. Im Jahr 1600 eskalierte der Streit in einer gewaltigen Schlägerei, weil die Oberurseler angeblich Schafe

der Oberstedter entführt hatten. Auf einer Karte von 1587 sind beide Bäume eingezeichnet. Daher ist anzunehmen, daß unser uraltes »Lindenbäumchen« auch den Dreißigjährigen Krieg in Oberursel und Umgebung aus der Ferne miterlebt haben mußte.

Bestimmt hat seine Baumkrone im Dreißigjährigen Krieg gesehen, wie Oberursel 1622 durch den »Tollen Christian« angezündet und wie es 1645 durch den französischen Obristen Courval nahezu vollständig durch Brand zerstört wurde. Rauchwolken und Brandgeruch drangen bis zu ihm. Unzählige schwedische und kaiserliche Regimenter, Spanier, Franzosen, Kroaten, aber auch Freibeuter zogen auf ihrem Weg in die Stadt oder aus ihr heraus mit ihren Pferden und dem geraubten Gut immer wieder an dem Baum vorbei. Vielleicht ist sogar Gustav Adolf dort mit dem Heer von Wilhelm von Hessen Kassel zusammengetroffen. Auch die umliegende Gegend wurde arg hergenommen. Vieh, Pferde und alle Lebensmittel nahm man den Bewohnern ab. Marodierende Horden zogen durch das Gebiet, Verheerungen und Schandtaten waren an der Tagesordnung, man war seines Lebens nie sicher. Der

Baum war auch Zeuge der Not, daß man ohne Pferd und Pflug die umliegenden Felder nicht bestellen konnte. Menschen, denen man die Zugrieme geraubt hatte, mußten versuchen, mit eigener Kraft den Pflug zu ziehen.

Auch in der Zeit des Siebenjährigen Krieges, etwa hundert Jahre später, soll der bekannte französische Truppenführer Condé mit seinen Soldaten dort gelagert haben.

Sicherlich haben schon viele Menschen unter dem Laubwerk des »Lindenbäumchens« im Hochsommer Schatten gefunden. Sehr oft wurde der weithin ragende Baum vom Blitz getroffen und arg mitgenommen. In den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts schlug der Blitz in eine in der Nähe des Baumes lagernde Schafherde und rötete viele Tiere.

Schon als Junge lernte ich das »Lindenbäumchen« kennen, denn oft half ich in der nahegelegenen Wiese bei der Heuernte. Auch jetzt, im fortgeschrittenen Alter, zieht es mich immer wieder dorthin, denn man hat von da einen einmaligen

und unverstellten Ausblick auf die Täunushöhen. Von eigentümlicher Schönheit ist der Baum gerade im Winter. Seine Silhouette und sein bizarrer Wuchs heben sich klar vom winterlichen Himmel ab, so wie man ihn sonst unter dem grünen Blätterkleid nicht zu sehen bekommt.

In den sechziger Jahren hatte ein Baumchirurg versucht, das Naturdenkmal durch verschiedene Maßnahmen zu retten. Seitdem sieht die Baumkrone einseitig verstümmelt aus. Auch der Bau der Autobahn A 661 hat der Umgegend die Ruhe genommen, vielleicht tragen auch die Abgase der ständig vorbeirauschenden Autos zum langsamen Tod des einzigartigen Denkmals der Vergangenheit bei.

Es gibt allerdings heutzutage auch einige Zeitgenossen, die für das Natur- und Kulturdenkmal kein Verständnis haben. Schon mehrmals wurde der umgrenzende Holzzaun gestohlen und der Platz durch alle möglichen Hinterlassenschaften verunstaltet. Jetzt wird er nur noch durch schwere Feldsteine eingegrenzt.



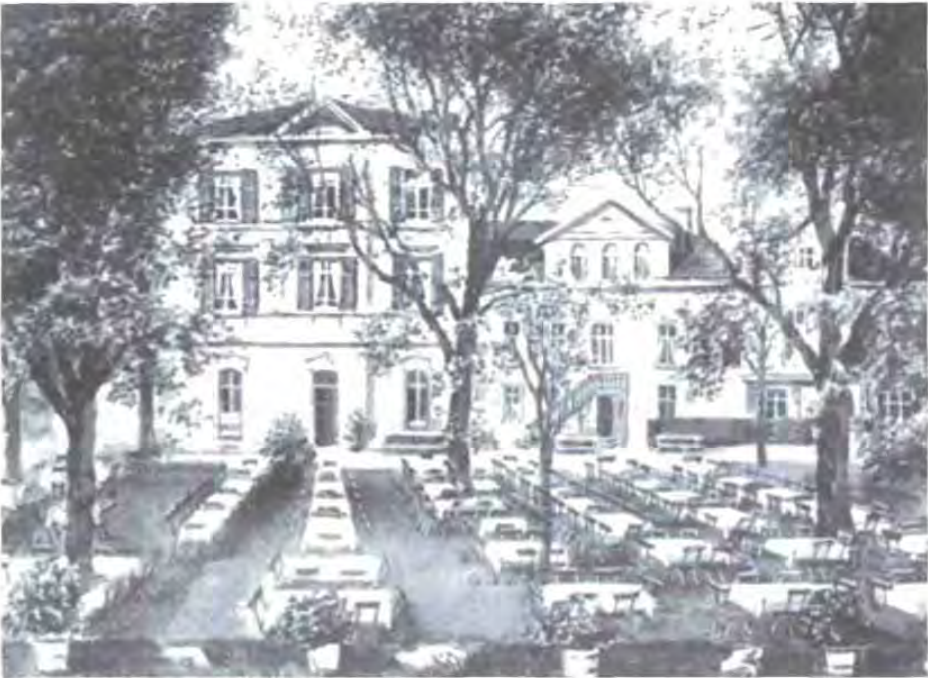
An einem Frosttag im Winter 2002 aufgenommen, hebt sich der bizarre Wuchs des »Lindenbäumchens« vom winterlichen Himmel ab. Ihm zur Seite steht jetzt eine junge Linde – sein Nachfolger im Falle eines Falles.

Der »Schützenhof« – Spielplatz der Vorstadtjugend

Ging man von der damaligen »Adolf-Hitler-Allee« und heutigen »Adenauer-Allee« stadteinwärts, gelangte man zum Hotel »Schützenhof«. In meiner Jugendzeit war es kein Nobelhotel mehr, was auch an der Zeit lag, aber immerhin kam es als Hotel noch in Frage. Der vor Jahrzehnten benötigte Pferdestall mit dem Heuboden war auf der gegenüberliegenden Seite in der Liebfrauenstraße, dort wo sich heute ein Elektrogeschäft befindet,

weinfasses zerbrach dasselbe und der Inhalt ergoß sich auf den Boden. Mit Servietten wurde die Kostbarkeit aufgenommen und in einem Eimer gesammelt. Am nächsten Morgen fand man Schorschi tot unter dem Birnbaum.

Vor dem Hotel standen zwei wunderbare, große Platanen, von denen eine bis heute überlebt hat, sie steht mitten auf dieser zentralen Oberurseler Kreuzung auf einer Fußgängerinsel. Zwei Zufahr-



Eine Postkarte aus besseren Tagen zeigt die Gartenansicht des renommierten »Schützenhofs«, über Jahrzehnte und bis Mitte der 1960er Jahre die Nr. 1 der Oberurseler Hotels und der Gastronomie. Das niedrigere Gebäude rechts enthielt im 1. Stock einen Saal für größere Veranstaltungen. Auf dem Gelände befindet sich heute unter anderem der Tengebmann-Markt und Oberursels häßlichstes Hochhaus.

Zu meiner Zeit besorgte ein Hausdiener mit einer grünen Schürze und einer auffallend roten Nase immer noch die Koffer von vereinzelt Gästen. Er hieß »Schorschi«, wurde eines Tages als Wandergesell aufgenommen, und die rote Nase kam nicht von ungefähr. Sein größter Wunsch war, »einmal unter dem Birnbaum im Garten des Anwesens zu sterben«. Beim Transport eines Rot-

ten erlaubten die Anfahrt zum Hotel. Hinter dem Haus befand sich vor dem Krieg eine schöne Gartenwirtschaft, die mit dem Krieg jedoch ihren Betrieb einstellen mußte. Der Platz vor dem Hotel und das mehr und mehr vernachlässigte Gelände der Gartenwirtschaft waren für uns Jugendliche wunderbare Spielplätze und besonders fürs Versteckspielen ideal.

Das Hotel gehörte der Familie Ulrich, die selbst in einem Fachwerkhhaus mit anschließenden Garagen wohnte. Während des Krieges war der Saal des Hotels zeitweise als Lazarett eingerichtet. Verwundete Soldaten aus dem Rußlandfeldzug wurden dort mit ihren schweren Erfrierungen betreut. Die Frankfurter Firma Hartmann & Braun fand nach der Bombardierung in Frankfurt hier einen Ausweichplatz. Bei der Besetzung Oberursels durch die Amerikaner bat Bürgermeister Kappus,

das Haus für die Besatzungstruppen zur Verfügung zu stellen, weil nur so die ärztliche Versorgung Oberursel weiterhin gesichert werden könne. Denn die Amerikaner hatten die Absicht, einige Arztvillen in der Liebfrauen- und Feldbergstraße für ihre Zwecke zu beschlagnahmen.

Mit der Besetzung wurde auch der Aufenthalt auf dem Gelände nicht mehr ganz ungefährlich. So wurden mein Schulfreund Werner und ich eines Tages kurzerhand von den Amerikanern ergriffen

und recht unsanft auf einen Hocker gedrückt. Man wollte unsere Köpfe rasieren und an uns die Funktion einer einfachen Haarschneidemaschine ausprobieren. Zum Glück konnten wir jedoch »ungeschoren« und noch im Besitz der Zierde unserer Häupter entweichen. Im »Schützenhof« war eine Fallschirmjägereinheit einquartiert, deren Soldaten sich einen Spaß daraus machten, Oberurseler zu belästigen. So wurde mein Vater, der eines Abends auf der anderen Seite der Liebfrauenstraße ging, mit einem Schlagring an der Schläfe getroffen, so daß er beinahe sein einziges, gutes Auge verloren hätte.

Nach dem Abzug der Amerikaner zogen Glasbläser, die als Flüchtlinge nach Oberursel gekommen waren, in den Saal ein und gingen dort ihrem Handwerk nach. Das Saalgebäude wurde jedoch bald darauf durch Feuer zerstört. Auch die Garagen und die Waschküche am Wohnhaus gingen eines Tages durch zündelnde Oberurseler Buben verloren. Mit der Währungsreform wurde der Hotelbetrieb wieder aufgenommen. Anstelle des abgebrannten Saalbaus errichtete man einen Neubau, der für einen modernen Hotelbetrieb ausgestattet wurde. Der Eingang zum Hotel war jetzt an der Liebfrauenstraße. Das Hotel wurde nun von der Familie Schnittker geführt, die später in der Feldbergstraße das »Parkhotel Schnittker« eröffnete. Im vorderen Erdgeschoß des Altbaus, nach der Allee hin orientiert, richteten sich zwei Ladengeschäfte ein: auf der linken Seite eröffnete am 1. 1. 1955 das Oberurseler Pelzgeschäft »Becker«, gegenüber rechts nahm die »Schützenhof-Apotheke« ihren Betrieb auf. Beide Geschäfte benutzten den ehemaligen Eingang zum Schützenhof-



Werner Remy als 4jähriger, ca. 1936, wirbt mit dem Akkordeon für das Musikaliengeschäft seines Vaters Georg. Hinter ihm sind die Aushänge von Staudt's Buch- und Bürohandlung zu erkennen, die später in die Oberhöchstadter Straße, gegenüber vom Alten Postamt, umzog. In dem Gebäude etablierte sich dann die Nassauische Sparkasse.

Rechts der »Schützenhof«. Die beiden Rundbogenfenster rechts und links vom Eingang wurden nach dem Krieg herausgebracht und zu Schaufenstern erweitert. Den Eingang zum Hotel verlegte man gleichzeitig an die Seite zur Liebfrauenstraße.



Anfang der 1960er Jahre ist das Hotel schon zusehends heruntergekommen. Zwei Ladengeschäfte zur Allee hin müssen als Untermieter zur Rendite beitragen. 1969 verkaufte die Familie Schmittker das ganze Areal an eine Baugesellschaft und das heutige Hochhaus mit Ladenetagen wurde errichtet. Die stattliche Platane ist zwar auch heute noch vom Verkehr ringsum bedrängt, aber sie ist noch vital und könnte sicherlich von den wechselvollen Zeiten, die sie erlebt und überlebt hat, vieles erzählen.

Hotel als Zugang zu ihren Läden.
1969 wurde das Hotel geschlossen, der ganze Gebäudekomplex abgerissen, und an der Stelle ein Hochhaus mit einem Warenhaus (KdM = Kauf-

haus der Mitte) errichtet. Das Kaufhaus bestand jedoch nicht lange und andere Geschäfte und Betriebe zogen dort ein.



1963 ist das Gebäude der Nassauischen Sparkasse schon niedergelegt, dem »Schützenhof« an der gegenüberliegenden Ecke blieben noch sechs weitere Jahre vergönnt.

Das Oberurseler Postamt in meiner Jugendzeit



Vor meiner Zeit war es das »Kaiserliche Postamt«. Später war das »Kaiserliche« jedoch nicht mehr zu erkennen, es wurde verdeckt mit der da-

mals üblichen Aufschrift »Reichspostamt«. Nach dieser »tausendjährigen« Zwischenphase war es dann einfach das »Postamt«. Mit dem Neubau der



Das Ensemble Postamt und Rathaus (ehemals Lyzeum, heute Polizeistation) an der Oberböchstadter Straße ist auch heute, äußerlich wenig verändert, so erhalten. Der Eingang zum Postamt wurde zu einem Fenster zurückgebaut, die Treppe entfernt. Die 1952 noch vorhandene Hecke vor dem Gebäude mußte schon 1956 zugunsten von Parkplätzen weichen.

Bundespost an der Berliner Straße durfte es seinen alten Namen »Kaiserliches Postamt« bis heute wieder annehmen – wenn auch nur symbolisch, denn einen Postbetrieb gibt es dort seither leider nicht mehr.

Die unteren Räume dienten als Amtsräume, und im oberen Stockwerk waren die Verwaltung sowie die Fernsprecheinrichtungen, die Wohnung der Posthalterfamilie war im Dachgeschoß. Auf der linken Seite des Hauses, zur Oberhöchstader Straße hin, befand sich der Eingang zu den Amtsräumen, die über fünf Stufen zu erreichen waren. Die Fenster waren im Untergeschoß alle mit Eisenstäben vergittert.

Über einen Vorraum kam man durch eine Pendeltür in den Schalterraum, in dem sich meist eine Menge Menschen aufhielt. Sie standen in Schlangen vor den drei Schaltern, hinter denen das Klicken der Poststempel und das dumpfe Dröhnen der Entwertungstempel zu vernehmen war. Die Schalter hatten kleine, in Holz gefaßte Glasfenster, die bei Schalterschuß oder bei Abwesenheit der Diensthabenden heruntergelassen werden konnten. Dahinter waren zumeist Frauen, da die Männer während des Krieges fast alle eingezogen waren.

An der Rückseite des Postamts, die dem Taunus zugewandt ist, war der Paketschalter, der zur Entgegennahme von schweren Paketen niedriger angebracht war, so daß sich der Postbeamte bücken mußte, wenn er sich den Einliefernden anschauen wollte. Dies erleichterte ihm aber die Ent-



Diese Aufnahme aus dem Jahr 1960 zeigt den Postwagen von Bernhard Krämer, der damals täglich die Post beförderte. Nebenbei besorgte er als gelernter Metzger auch die Hausschlachtungen in Oberursel. Der Stall für Pferde und Postwagen befand sich im Hof vom Apfelwein-Simon.



Ein Blick in die Schalterhalle des alten Postamts am 7. 12. 1963 zeigt schon Modernisierungen, z. B. durch gläserne Trennscheiben statt der holzgerahmten Fensterchen.

gegennahme schwerer Pakete. Die Paketpost wurde in eine große Gitterbox gesetzt und wartete dort auf den Weitertransport mit dem Auto, das im Hof des Postamts, dem heutigen Parkplatz der Volkshochschule, beladen wurde, um zum Reichsbahnhof Oberursel gebracht zu werden. Die ankommende Post mußte im Bahnhof auf dem Bahnsteig abgeholt werden, kam dann zum Postamt und wurde hier verteilt. Da man mit dem postalischen Drückkarren nicht durch die Unterführung fahren konnte, lagen an den Schienen entsprechende Holzpodeste und davor eine Schranke, die vom diensthabenden Fahrkartenkontrolleur geöffnet wurde, so daß der Wagen durch das Hoftor fahren konnte.

Obwohl die Fahrten des Postillons mit dem Schaffner Wilhelm Pauli bereits 1929 – zum allgemeinen Bedauern der Oberurseler – eingestellt wurden, griff man nach dem Krieg wieder auf eine solche Lösung zurück. Für eine kurze Zeit wurden die Postsendungen wieder mit einem von Pferden gezogenen Paketwagen durch den Oberurseler Bernhard Krämer, später durch Herrn Meister zugestellt.

Lange war an der Hofeinfahrt zur Post noch der Haken zu sehen, an dem die Pferde festgebunden wurden.

Briefe konnte man entweder in die gußeisernen, gelben Postkästen einwerfen oder, wenn sie besonders eilig waren, auch in den Briefkasten am Bahnhof, von wo sie dann direkt in den Postwagen der Eisenbahn kamen.

Eine Schalterbeamtin war für die Vermittlung von Telefongesprächen zuständig, da es zu dieser Zeit noch keine öffentlichen Fernsprechkabellen gab. Wollte man telefonieren, mußte man



Auf dem Acker gegenüber der Firma Kammerer (die inzwischen auch einem Neubau weichen mußte) an der Hohemarkstraße wurde noch 1960 das Getreide geerntet. 1961 legte man hier den Grundstein für das neue Postamt, das zwar für die Oberurseler ziemlich abseits der gewohnten Wege lag, von dem aber behauptet wurde, auf einem Stadtplan läge es genau in der Mitte.

sein Gespräch bei ihr anmelden, die Beamtin stellte die Verbindung mit der Außenwelt her und bedeutete dann dem Kunden, er möge sich in die neben der Paketannahme befindliche, abhörsichere Zelle begeben und den Hörer nach dem Klingel-



Die »Postbaracke« an der Ebertstraße diente von Juni 1961 bis zur Fertigstellung des neuen Postamts im Januar 1964 den Beamten und Postkunden als Nothelf. Sie war kein Augenschmaus und auch im Inneren wenig dazu angetan, die Oberurseler über die Schließung ihres schönen alten Postamts hinwegzutrusten.



Aufgenommen etwa 1952 von einem Standpunkt vor der alten Post zeigt dieses schöne Foto den Blick in die Oberhöchstadter Straße und auf die Bären-Kreuzung. Das Haus auf der linken Seite gehörte dem Uhrmacher Windecker (vormals »Metzger Schlegel«). Er ersetzte es durch den heute dort befindlichen Neubau, der sich an die Bären-Arkaden anschließt. Die hohen Bäume standen im Biergarten der Wirtschaft »Zum Bären«.

zeichen abnehmen. An der Tür war ein großes Plakat mit der Aufschrift: »Psst, Vorsicht, Feind hört mit!« Nach dem Telefonat mußte man an dem gleichen Schalter die Gebühr bezahlen.

An diesem Schalter befand sich auch ein Schlitz mit einer blankgeputzten Messingklappe, wo man Briefpost einwerfen konnte, die direkt vom Postamt weiterbefördert wurde.

Am Monatsanfang war das Gedränge in dem Raum besonders groß, weil zu diesem Zeitpunkt von vielen Pensionären die kümmerliche Rente, mit der man zu diesen Zeiten nicht viel anfangen konnte, in Empfang genommen wurde. Auch gab es im Schalterraum einige wenige Schließfächer, die den Oberurseler Firmen vorbehalten waren.

Früh am Morgen und kurz vor Schalterschuß war im Postamt der Betrieb am größten. Morgens wurde von den Firmenboten die Tagespost abgeholt, und spätnachmittags lieferte man Pakete und größere Sendungen zur Weiterbeförderung an.

Den Schaltern gegenüber war ein Stehpult angebracht mit einer Löschpapierunterlage, Federhal-

tern und ins Holz eingelassenen Tintenfässern, wo man die entsprechenden Formulare und Karten ausfüllen konnte. Die Luft in dem Raum war meist stickig, und es roch nach Leim, Packpapier und vielen Menschen.

An dem Tag, an dem meine Eltern vom Tod meines Bruders informiert wurden, war in unserem Haus die Aufregung sehr groß, und man sprach davon, daß sie ihn auf dem Gewissen hätten. Mit einer Postkarte an den Reichsarbeitsdienst wollte ich meine Verzweiflung zum Ausdruck bringen, indem ich mit kindlicher Schrift zu Papier brachte: »Sie haben meinen Bruder umgebracht!« Mit einer Marke frankiert steckte ich die Karte in den Schlitz des Postkastens vor dem Postamt. Zum Glück konnte sie von einer Beamtin abgefangen und meinen Eltern ausgehändigt werden. —

Nach dem Neubau des Postamts an der Berliner Straße und der Renovierung des alten Gebäudes im Jahre 1961 wurde die ursprüngliche Inschrift am Hause wiederhergestellt: »Kaiserliches Postamt«.

Das Oberurseler Schwimmbad

Am 7. Juni 1937 wurde das Städtische Frei-, Lichte- und Luftbad in Oberursel mit einem Festakt durch Gauleiter Sprenger eröffnet. Als fünfjähriger Bub kann ich mich noch heute, wenn auch etwas verschwommen, an dieses Oberurseler Ereignis erinnern. An der Hand meiner Mutter und mit meinem Bruder Rudi, der mit elf Jahren als Schwimmsportler an der Eröffnungsveranstaltung aktiv beteiligt war, hatten wir selbstverständlich an diesem für Oberursel bedeutenden Fest teilgenommen.

Die Sport- und Erholungsstätte war federführend vom Reichsarbeitsdienst erbracht worden, wobei die Erdarbeiten ausschließlich von Arbeitslosen aus Oberursel ausgeführt wurden, die dafür einen Stundenlohn von 60 Pfennigen erhielten. Es handelte sich um eine schwere und unangenehme Arbeit,



Das vorbildlich ausgestattete Bad hatte bis in die 1970er Jahre einen 10-Meter-Sprungturm.



denn das Gelände glich einer Kraterlandschaft, da dort früher Sand und Kies abgebaut worden waren und eine »Sandkaut« neben der anderen lag. Alle standen sie voll Wasser. Das Waldschwimmbad galt damals als das schönste und vorbildlichste Bad von ganz Hessen. Die Anlage war natürlich in erster Linie zur Ertüchtigung der Jugend gedacht.

bringen. Er war ja in Bad Homburg Masseur und Bademeister. Allerdings ging er wohl zu spontan vor, so daß seine Bemühungen bei ihr erfolglos blieben. Aber eigensinnig, wie meine Mutter war, erlernte sie das Schwimmen dann ohne seine Mitwirkung, indem sie morgens für sich übte. Selbstverständlich sollte auch ich schwimmen lernen. Immer wieder wurde ich aufgefordert und

Am Tag der Eröffnung waren Hakenkreuzfahrten auf dem ganzen Gelände aufgezo-gen, Gymnastikgruppen, auch solche mit den großen Rhönrädern, boten ihre Vorführungen auf der oberen Spielwiese des Bades. Eine Militärkapelle und Spielmannszüge der HJ sorgten für die musikalische Umrahmung des Festakts. Die Buben vom Jungvolk und die Mädchen vom BdM (Bund deutscher Mädchen) nahmen an den vorgeschriebenen Schwimmwettbewerben teil.

Meine Familie nutzte nun öfters die Möglichkeit, dieses wunderbare Schwimmbad zu besuchen. In der Verwandtschaft wurden die Besuche als Nabelschau bezeichnet und waren streng verpönt. Dennoch luden wir gern auch Bekannte ein, um dort ein paar Freizeitstunden gemeinsam zu verbringen. Da meine Mutter nicht schwimmen konnte, versprach mein Vater, es ihr beizubringen.



Luftbild nach einer Postkarte von 1965

angesporn. Aber ich war wasserscheu und sträubte mich hartnäckig gegen das feuchte Element. Würde ich dorthin mitgeschleift, bin ich ganz einfach verschwunden. Das Gelände war groß genug, und man konnte sich überall verstecken. Frau Schild, die Schwimmlehrerin, suchte mich dann vergebens.

Der Eingang des Bades lag oben, fast am höchsten Punkt der Altkönigsstraße – an heißen Tagen ein mühevoller Aufstieg, den man nur mit der Aussicht auf die Abkühlung auf sich nahm. Man mußte

durch ein Drehkreuz gehen, die Eintrittskarte wurde gelocht oder man zeigte seine Hundemarke vor. Am Kassenhaus war auch der Raum des Roten Kreuzes und die Dauerkabinen, so wie sie heute noch dort vorzufinden sind. Über eine breite Treppe aus Natursteinen gelangte man nach unten, wo die Kleideraufbewahrung und die Wechselkabinen waren. Ebenfalls als Holzgebäude schloß sich die Kabine des Bademeisters nach den Becken hin an. Im Unterschied zu heute hatte das Sprungbecken einen zehn Meter hohen Sprungturm mit langem Sprungbrett, ein Fünfmeterbrett und zwei Dreimeterbrettern. Beiderseits vom Turm gab es jeweils noch ein Einmeterbrett. Neben den großzügigen Liegewiesen gab (und gibt) es Spielplätze für Kinder, Fußball- und Prellballplatz. Besonders letzterer war damals sehr beliebt. Damals wie heute umgibt eine riesige, halbrunde Rosenrabatte das flache Kinderbecken mit seinem kleinen Springbrunnen wie ein duftender rosafarbener Kragen.

Am Eingang gab es eine Besucherterrasse mit Restaurationshalle. Aber in den Kriegsjahren war dort das Angebot eher spärlich.

Zu jener Zeit wurden im Schwimmbad oft Wettkämpfe ausgetragen, und so konnte man dort viele Schüler aus Jungvolk, HJ oder BdM antreffen. Was mich betraf, so versuchte ich mich immer damit herauszureden, daß ich bei meinem Onkel Erntehilfe zu leisten hätte. Und das war natürlich viel wichtiger als dieser Badespaß!

Mit der Ankunft der Amerikaner war für viele qualvolle Sommer das Schwimmbad für Deutsche



So voll wie auf dieser Postkarte von 1965 war unser Schwimmbad natürlich nur an den heißesten Tagen in den Sommerferien. Im Vordergrund links sieht man noch das Kinderplanschbecken, das zum Hang hin von einem spektakulären, halbrunden Rosenrabbat – wie von einem rosa Kragen – eingerahmt wird.

»off limits«. Wir konnten nur von draußen durch den Maschendraht zusehen, wie die Amis ihre Parties mit den Girls veranstalteten. Nach einigen Jahren hatte man Mitleid mit der Jugend und erlaubte zumindest den Schulklassen an einem Tag vormittags den Besuch des Bades. Als dann jedoch eine Englischlehrerin des Gymnasiums eine Rolle Klopapier mitgehen ließ, war dies erneut Anlaß, das Bad zu sperren.

Um schwimmen zu lernen, blieb mir nichts übrig als nach Bad Homburg ins dortige Seeddambad zu fahren. Hätte ich nur rechtzeitig auf meine Mutter gehört!

Irgendwann wurde das Schwimmbad jedoch im Zeichen der Fraternalisation (Verbrüderung) wieder freigegeben. Deutsche und Amerikaner erfreuten sich gemeinsam auf den Liegewiesen und in den Schwimmbecken. Beliebt wurde jetzt bei uns der Crawlstil, den die US-Bürger mitbrachten, denn bis dahin war hier fast nur der Bruststil bekannt. Die Aufsicht bekam einen erhöhten Rettungssitz direkt am Beckenrand.

Gerade im Schwimmbad war auch zu beobachten, daß Bekanntschaften zwischen beiden Nationen gemacht wurden und manches Mädchen ihren späteren Mann hier kennenlernte. Und mit den nach Amerika zurückkehrenden Soldaten verließ auch manche Oberurselerin auf Dauer ihre Heimat im Taunus.

Seit der Eröffnung des Bades 1937 haben mehrere Generationen ihre Freude an dieser auch heute noch sehr ansprechenden Anlage gehabt.

Der Apfelweinhügel am Rande Oberursels

Am oberen Ende des romantischen Bachpfädchens lag, in idyllischer Umgebung, an die Rückseite des Schwimmbads angrenzend, der »Apfelweinhügel« der Familie Ernst, Besitzer der Wirtschaft »Zum Weißen Ross« in der Strackgasse.

Der Hügel war früher vom Frühling bis zum Spätsommer ein beliebter Ausflugsort für viele Oberurseler, um dort ein herzhaftes Schöppchen zu trinken und sich mit Freunden zu unterhalten. Zum Imbiß waren Handkäs mit Mussik und Rippchen mit Kraut sehr gefragt.

Der Hügel war terrassenförmig angelegt, mit jeweils mehreren Apfelbäumen auf den einzelnen Etagen, die im Mai in voller Blüte standen. Es war nicht verwunderlich, daß gerade zu dieser Jahreszeit viele verliebte Pärchen sich dort einfanden, zumal die Nachtigallen in den alten Bäumen des nahen Bachpfädchens die romantische Stimmung noch steigerten.

Unter den Apfelbäumen standen Tische und Bänke, und bei gutem Wetter konnte man dort kaum einen Platz finden. Leere Gläser wurden vom Personal immer wieder gefüllt. Die Erinnerung an diese Atmosphäre stammt noch aus meiner Kind-

heit, als die sonntäglichen Ausflüge unserer Familie unfehlbar den Apfelweinhügel zum Ziel hatten. Nach dem Krieg und vor allem nach der Währungsreform wurde der Vorkriegsbrauch zur Freude der Oberurseler von der Tochter der Familie Ernst und ihrem Ehemann wieder aufgenommen. Es lag daher nahe, daß ich für einen Ausflug mit einigen meiner Arbeitskollegen dieses Ziel vorschlug, zumal man damals nach den Entbehrungen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren dort wieder ein wunderbares Rumpsteak mit Zwiebeln oder Handkäs mit Mussik zusammen mit einem guten, selbst gekelterten Apfelwein bekommen konnte. Der Apfelwein wurde in einem tiefen Felsenkeller gelagert.

Jene kurze Wanderung zum Apfelweinhügel mit etwa zehn Kollegen fand an einem wunderschönen Frühlingsabend statt, die Apfelblüte war auf ihrem Höhepunkt. Gegen zehn Uhr abends wurde es draußen etwas kühl, so daß wir uns in das neuerdings ausgebaute Wirtshaus zurückzogen. Durch den reichlichen Genuss des guten Stöffchens kam ein zweiter Hunger auf, es wurde nochmals Essen bestellt, und die Wirkung des reichlich



Viele Oberurseler erinnern sich an die beliebte »Sommerwirtschaft zum Apfelweinhügel« hinter dem Oberurseler Schwimmbad, die heute nicht mehr existiert. Hier die Wiedergabe einer alten Postkarte.

genossenen Alkohols war noch niemandem sonderlich anzumerken. Und so ging es weiter. Je später der Abend wurde, um so mehr wurde gezecht, erzählt und gelacht. Es war nach ein Uhr, als der Wirt aufgrund der Sperrstunde die fröhliche Runde auflösen mußte. Es wurde zum Heimmarsch geblasen. An der frischen Luft entfaltete der Alkohol in den reichlich genossenen Schoppen urplötzlich seine Wirkung und schwankend strebten wir zum Bachpfädchen in Richtung Innenstadt. Der Abstieg vom Hügel erschien uns bedeutend steiler als wir ihn in Erinnerung hatten, und wir mußten uns an dem gottlob dort angebrachten Geländer krampfhaft festhalten.

Unser Weg führte am Bach entlang, dessen Ufer von eindrucksvollen Baumriesen gesäumt sind. Wären wir ganz ruhig gewesen, hätten wir sogar die Nachtigallen singen hören. Und obwohl jeder dem wunderbaren Gesang lauschen wollte, wurde es keineswegs ruhig. Um den Lautesten von uns zu dämpfen, bekam er einen Rippenstoß versetzt. Da ich aber gerade dabei war, auf dem gemauerten Bankett des Bachs durch Balancierkünste meinen Alkoholtest zu absolvieren, brachte mich der Stoß aus dem Gleichgewicht und mir beiden Beinen in den Ursel-

bach. Zwar halfen mir hilfreiche Hände ans Ufer, aber das Wasser lief mir aus Hosenbeinen und Schuhen, und eine ganze Strecke lang war an den Spuren mein Heimweg zu verfolgen. Das Ereignis sorgte noch lange für Gelächter am Arbeitsplatz. Verübelt wurde mir nur, daß ich den anderen angeblich den Gesang der Nachtigall vermasselte.



Auf dem »Bachpfädchen«, diesem auch heute noch romantischen Pfad entlang des vom Urselbach abgezweigten Werkgrabens, wurden wohl seit Jahrhunderten zarte Bande geknüpft. Weiter unten gibt es noch die »Seufzeralleen«, von der Ähnliches berichtet wird. Das hier umgeleitete Wasser trieb in der Stadt viele Mühlen an.

Die Schuhmaschinenfabrik Adrian & Busch



Dort, wo heute Oberursels erstes »Hochhaus« sich erhebt, in der Berliner Straße 40, stand früher die Schuhmaschinenfabrik Adrian & Busch, ein weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannter Hersteller von Maschinen für die Schuhindustrie.

Die Firma wurde 1894 gegründet und hatte mit ihrem »Germania Weltsystem« ein Renommee erworben, das in vielen Schuhfabriken der Welt bekannt war. Grundsätzlich kann man sagen, daß in Oberursel etliche Betriebe beheimatet waren, die Maschinen für die Lederherstellung und dessen Verarbeitung bauten.

Schon um die Wende zum 19. Jahrhundert gab es hier einige Schuh- und Lederfabriken, die zunächst die Wasserkraft, später Dampfmaschinen nutzten und die ein geeignetes Erprobungsfeld für die Maschinenfabriken darstellten. Daher waren die Schuhmaschinenfabriken hier relativ zahlreich vertreten. In meiner Jugendzeit waren noch einige davon in der Stadt ansässig, so zum Beispiel die Maschinenfabrik Spang & Brands in der Feldbergstraße 57, Heinrich Spang in der Schlenker-gasse, Jakob Homm in der Weidengasse, The Turner Company auf dem Gelände der heutigen Firma Braas, die Boston Blacking Company, später Bostik. Und dann Adrian & Busch. Es gab aber noch etliche andere, die bereits vor dem Er-

sten Weltkrieg nach kurzer Tätigkeit wieder verschwanden.

Adrian & Busch arbeitete um die Jahrhundertwende ausschließlich mit Dampfkraft, was auch an dem hohen Fabrikschornstein zu erkennen war. Die Fabrik lag in der Feldbergstraße 31, und das Gelände ging ursprünglich bis über die Berliner Straße hinaus, die es damals noch nicht gab. Die Zufahrt für Kunden und Besucher ging von der Feldbergstraße ab, vorbei an der Villa der Besitzer. Die Arbeiter hatten ihren Zugang zu den Fabrikgebäuden von der Kumeliusstraße aus, weil dort die im Treppenhaus angebrachte Stechuhr gedrückt werden mußte. Die Angestellten dagegen erreichten ihre Arbeitsplätze in den Büros vom Eingang in der Feldbergstraße her, denn sie mußten ihre Anwesenheit nicht nachweisen.

Die eigentliche Fabrikation erstreckte sich über zwei Stockwerke. Im Keller waren die Wasch- und Umkleieräume für die Arbeiter sowie ein Aufenthaltsraum, der später zur Kantine umgebaut wurde, der Elektroraum vom »Meister Schorsch« und die Heizung, bis in die fünfziger Jahre noch mit Koks befeuert. Zuständig für Koks und Heizung, aber auch für sonstige Zubringer- und Entsorgungsarbeiten war Eduard Rempel, ein kleiner freundlicher Mann, im Gesicht wie auch an seiner Kleidung meist rußgeschwärzt.



Das Konstruktionsbüro

Vor meiner Zeit wurden alle Maschinen von einer Dampfmaschine über Riementransmissionen angetrieben. Zu Beginn meiner Lehrzeit waren die Transmissionen noch vorhanden, die Maschinen jedoch schon auf Einzelantriebe über Elektromotoren umgestellt. Im Keller war auch die Kurvenfräselei, wo die mechanischen Steuerelemente für die Schulmaschinen angefertigt wurden, sowie die Sägerei, in der das Stangenrohmaterial

gelagert und zugeschnitten wurde. Außerdem befand sich dort ein Ersatzteillager für neun verschiedene Typen von Werkzeugmaschinen. Über einen separaten Eingang im Hof und eine Eisenstiege vom unteren Stockwerk aus war die Härterei zu erreichen. In früheren Jahren war hier die Dampfmaschine stationiert, die den Antrieb aller Werkzeugmaschinen besorgte. Jetzt aber wurden in diesem Raum Stahlteile wärmebehandelt, d. h. gehärtet und vergütet, damit sie nach dem Einbau besser belastbar waren. Dort standen Glühöfen sowie Salz- und Anlassbäder in verschiedenen Größen.

Betrat man diesen Raum, konnte man sich mit den dortigen Mitarbeitern kaum verständigen, weil es ständig fauchte und zischte.



Kaufmännisches Büro

Die Öfen rauchten und dampften, wenn man sie öffnete, um die wärmebehandelten, glühenden Teile herauszuholen. Einige Werkstücke wurden auch in Salzbadern geglüht. Oft spritzte das heiße Salz durch die Gegend und hinterließ auf der Kleidung tiefe Brandlöcher. An diesem Arbeitsplatz mußte der Mitarbeiter zu seinem Schutz eine Gesichtsmaske anlegen. Auch Asbesthandschuhe waren wegen der heißen Teile notwendig. Um das Gift im Körper abzubauen, bekam jeder, der dort arbeitete, täglich zwei Liter Milch kostenlos.

Im ersten Stock lag der Maschinensaal, unterteilt in Fräselei, Dreherei und Bohrierei mit verschiedenen, dem jeweiligen Verwen-



Leonhard Helfrich in der Härterei

dungszweck angepaßten Spezialmaschinen, wie Vertikal- und Horizontalfräsen in verschiedenen Größen und für unterschiedliche Teile, Spitzen- und Revolverdrehbänke in der Dreherei oder Bohrwerke und kleinere Bohrmaschinen mit mehreren Spindeln.

In diesem Stockwerk befanden sich auch die Esse für Schmiedestücke sowie der Anreißplatz für die Ständer der Schuhmaschinen und – für alle Maschinenwerker leicht zu erreichen – die Werkzeug- und Vorrichtungsausgabe.

Zum Anreißen der Bearbeitungsanlage wurde Schlammkreide mit dem Pinsel aufgetragen, und oft kam es vor, daß der »Kamper Anton« die Absätze eines dort stehenden Kollegen, zum Gelächter aller, weiß anmalte, ohne daß der es gleich merkte und dann auch so nach Hause marschierte.

Jeder Arbeiter hatte zehn Werkzeugmarken aus Blech, die mit seiner Mitarbeiter-Nummer gekennzeichnet waren. Beim Abliefern seines entliehenen Werkzeugs bekam er die Marke wieder zurück. Vor diesem Ausgabeschalter mußte man anste-



Teilansicht des Maschinensaals



Montageabteilung der Schuhmaschinenfabrik Adrian & Busch im Jahr 1959.

Von vorn: Franz Hof, Lorenz Becker, Theo Krämer, Klaus Fink, Karl Schauer, Anton Dezius, Hermann Herzberger



Die erfolgreiche Fersenwickmaschine wurde ebenso wie auch andere Schuhmaschinen in Hunderten von Exemplaren gebaut und ausgeliefert.

hen, und dies war dann die Möglichkeit, ein kleines Schwätzchen zu halten oder die Neuigkeiten auszutauschen. Im kleinen Vorderraum befand sich die Qualitätskontrolle, wo von vier Mitarbeitern jedes Teil auf seine genauen Maße kontrolliert wurde, die auf der zugehörigen Zeichnung angegeben waren. Im oberen Stockwerk schließlich waren die Büroräume und die Konstruktionsabteilung mit vier Reißbrettern und den zugehörigen Konstrukteuren untergebracht. In diesem Raum wurden auch alle Originalzeichnungen archiviert. Und ganz in der Nähe gab es eine Lichtpauserei, wo die Zeichnungen von einem Originaltransparent kopiert werden konnten. Außerdem befanden sich hier oben die Schlosserei, die Werkzeugmacherei mit Lehrwerkstatt, eine Lackiererei und die Montageabteilung, sowie das Büro des Betriebsleiters. Die Geschosse waren mit einem alten, quietschenden Aufzug verbunden, der mit einem Seilzug von außen in Bewegung gesetzt werden konnte.

Die Schuhmaschinenfabrik beschäftigte in ihren besten Zeiten etwa 130 Personen, die zum Teil auch aus den umliegenden Ortschaften und dem Hintertaunus nach Oberursel kamen, meist mit der Bahn, später auch mit dem eigenen Motorrad oder Auto.

Die Maschinen wurden nicht im Akkord auf Vorrat, sondern nur auf Bestellung im Zeitlohn gefertigt, wobei alles im eigenen Hause angefertigt wurde, von wenigen Normteilen abgesehen. Aufgrund von eingegangenen Bestellungen wurden meist drei bis fünf Maschinen für den Zusammenbau in der Montageabteilung bereitgestellt und dort vormontiert. In der Fertigung von Einzelteilen betrug die übliche Losgröße 30 bis 40 Stück.

Das Herstellungsprogramm umfaßte folgende Schuhmaschinen:

Fersenwickmaschine. Der Fersen teil des Schuhs wurde unter Walkbewegungen warmgebügelt, zusammengepresst und anschließend mit einer bestimmten Anzahl von Nägeln das Oberleder auf der Fersenkappe befestigt.

Überholmaschine. Mit ihr wurde das Oberleder des Schuhs mit Zangen über den Leisten gezogen und anschließend mit fünf Nägeln auf Brandsohle und Leisten fixiert.

Doppelmaschine. Die Laufsohle eines Lederschuhs wurde mit einer im aufgeweichten Leder versenkten Naht mit dem Oberleder und der Brandsohle verbunden. Der Faden wurde vorher mit heißem Pech getränkt.

Einstechmaschine. Ein Rahmen wurde mit einem ebenfalls gepechten Faden mit Kettstichen auf das Oberleder genäht. Rahmen und Faden wurden anschließend abgeschnitten.

Sohlenbeschneidemaschine. Die vorgestanzte Laufsohle wurde entsprechend der Schuhform grob vorgeschritten, um anschließend gefräst werden zu können.



Montagereihe für eine Auftragsfertigung

Aufrauhschmaschine. Das auf dem Leisten befestigte Oberleder würde mit Drahtbürsten aufgeraut, um damit dem aufzutragenden Kleber für die Laufsohle besseren Halt geben zu können.

Zwickmaschine. Mit einer automatischen Zange wurde das Oberleder über den Leisten gezogen, um mit vielen Nägeln auf der Brandsohle befestigt zu werden.

Klammerzwickmaschine. Bei Goodyear-Schuhen wurden zum Befestigen des Oberleders Klammern verwendet.

Mehrere Monteure waren ständig unterwegs, um neue Maschinen aufzustellen, Reparaturen auszuführen, oder um auf Messeveranstaltungen im In- und Ausland die Produktpalette des Hauses vorzustellen.

Große Verdienste bei der Entwicklung all dieser Maschinen hatte der Betriebsleiter und Oberingenieur Jakob Sünder, der maßgebliche Beiträge

durch seine Erfahrung in der Lederbranche wie auch in der Schuhherstellung und Metallbearbeitung einbrachte. Er hatte kein Studium absolviert, für ihn war der Beruf eine Berufung.

Hauptabnehmer all dieser Maschinen waren die Schuhfabriken Salamander AG, Rieker, aber auch viele andere kleine und große Schuhfabrikanten in ganz Europa.

Der Niedergang der Schuhmaschinenfabrik Adrian & Busch

Die besten und erfolgreichsten Jahre der Firma Adrian & Busch in Oberursel, Feldbergstraße 31, waren die fünfziger und die frühen sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Produktion und Absatz der Produkte boomten, und damit war Geld in der Kasse. Es wurde auch eine neue Maschine, eine Durchnähschmaschine für flexibles Schuhwerk entwickelt, die jedoch nie produktionsreife erreichte, da die Entwicklung zu lange dauerte. Vorher war hier noch nie eine Maschine neu entwickelt worden. Die Produkte anderer Firmen wurden meist umgeändert, verbessert, Patente umgangen. So hatte man in den dreißiger Jahren eine stehende Überholmaschine umgeändert in eine liegende, die dem Bedienungspersonal die Arbeit erleichtern sollte. Dieser Gedanke

war zwar vernünftig, doch zogen bald die ursprünglichen Hersteller nach, die ihre Maschinen nicht verkauften, sondern vermieteten.

Das Grundproblem bei Adrian & Busch war, daß nicht genug qualifiziertes Entwicklungspersonal vorhanden war. Auch wurde nicht rechtzeitig für Nachwuchs in der Konstruktionsabteilung gesorgt. Als in den sechziger Jahren neue Produktionsmethoden, bedingt durch Klebverfahren, in der Schuhindustrie eingeführt wurden, stürzte man sich eilends auf eine Umstellung und wollte eine Maschine entwickeln, die das gesamte Oberteil eines Schuhs formen sollte.

Aber die vorgesehene Maschine, von einem einzigen Konstrukteur entwickelt, verschlang Unsummen, und die Entwicklung zog sich zu sehr in die Länge. Andere, einfachere und damit billigere Maschinen hielten ihren Einzug in die Schuhfabrikation. Auch wußte niemand, wie hoch diese



Entwicklungskosten überhaupt waren. Sie wurden einfach auf die normale Produktion umgelegt, d. h. es fand keine Kostentrennung statt. Hinzu kam, daß man bei der Entlohnung noch immer am Zeitlohn festhielt und nicht bei dem Neuanfang nach dem Krieg auf ein Akkord- oder Prämiensystem umstellte, wie es in der Zwischenzeit allgemein üblich war. Mit anderen Worten: Jeder konnte für die ihm zugewiesene Arbeit so viel Zeit aufwenden, wie er wollte. Da keine Überprüfung stattfand, wurde auch niemand zur Rechenschaft gezogen. Darüber hinaus bestanden

für die zum Teil überaus komplizierten Einzelteile keine exakten Arbeitsanweisungen. Diese wurden den Vorarbeitern oder Meistern überlassen. Bei einer Akkordentlohnung hätte alles bis ins Kleinste festgelegt und schriftlich fixiert werden müssen. Außerdem wären genaue Zeitvorgaben notwendig gewesen. Aber dadurch hätte man feststellen können, welche Produktionsmaschinen unrentabel waren und aus Kostengründen ersetzt werden sollten. All dies war jedoch in der Zeit, als es der Firma gut ging, nicht erfolgt.

Hinzu kam, daß der Gründersohn, also die zweite Generation, weder technisch noch kaufmännisch qualifiziert war, die Entwicklung einzuschätzen oder vor auszuplanen. Außerdem war die Leitung des Betriebs geteilt in einen technischen Bereich, vertreten durch den Sohn des Gründers, Jakob Adrian, und in den kaufmännischen, der durch dessen Schwager Franz Meister vertreten war. Im Geschäftsleben entscheidet immer der Kaufmann über die notwendigen Maßnahmen in einem Unternehmen. Hier gab es aber über das, was betrieblich notwendig gewesen wäre, oft unterschiedliche Meinungen, und so unterblieben viele wünschenswerte Maßnahmen.

So gesehen war die nachfolgende dritte Generation, die den Betrieb übernahm, in einer äußerst schwierigen Situation. Hinzu kam, daß Vater, Onkel und Oberingenieur nur zögernd die Leitung des Unternehmens abgaben.

Auch beim Mitarbeiterstab hatte sich, gegenüber der Gründerzeit, ein erheblicher Wandel vollzogen. Die Gewerkschaft hatte bezüglich der Arbeitsmethoden, der Entlohnung und Arbeitszeit

einen weit größeren Einfluß als zuvor. Damals lagen die Entscheidungen immer beim Patriarchen. Er war bei allen geachtet, jeder im Betrieb folgte seinen Anweisungen, er kannte jeden persönlich. Er bestimmte, was in seinem Betrieb gemacht wurde. Jetzt waren die Besitzer mehr oder weniger anonym, wenn auch einer gelegentlich durch den Betrieb ging und sich mit dem einen oder anderen unterhielt, meist über vergangene Zeiten, weniger über Probleme bei der Arbeit. Der andere Besitzer war meist nur im feinen Zwirn zu sehen, jedoch nie im Betrieb. Beide hatten ein gestörtes Verhältnis zur Belegschaft. Bei 120 Mitarbeitern war es auch schwierig, jeden zu kennen. Bei den gewerblichen Mitarbeitern wäre dies auch eine Aufgabe des Fertigungsleiters gewesen. Der aber war als Alleinkonstrukteur völlig überfordert.

Mitte der sechziger Jahre kam die Zeit der vollständigen Umstellung. Die Produktpalette war nicht mehr gefragt, und der Nachfolger in der dritten Generation mußte Lohnaufträge hereinholen und mit diesen auch noch etwas verdienen. Dies war jedoch bei dem eingeführten System einfach nicht möglich. Andere, ähnlich gelagerte Firmen hatten rechtzeitig reagiert, umgestellt, neue Entwicklungen auf dem Verpackungssektor vorangetrieben und bestehen heute noch.

So war der Niedergang der Firma Adrian & Busch innerhalb einer relativ kurzen Zeit unabwendbar, und er war nicht allein auf veränderte Produktionsmethoden in der Schuhindustrie zurückzuführen. Als letzte Maßnahme am Ende der sechziger Jahre blieb dann nur, das gesamte Gelände zu verkaufen.



Das Verkaufsplakat an der Berliner Straße. An dieser Front ist heute unter anderem die Firma BCA Audio-Elektronik anzutreffen.

Oberurseler Bäcker in den 30er und 40er Jahren

Vergleicht man die Anzahl heutiger Bäckereien, die wirklich noch in einer Backstube ihrem Beruf nachgehen, mit denen vor fünfzig oder sechzig Jahren, so kann man feststellen, daß sie rapide abgenommen haben. So gesehen hat das Handwerk keinen goldenen Boden mehr.

Erst kürzlich hat die Bäckerei Schuckardt in der Eppsteiner Straße 11 ihren Betrieb aufgenommen, der nachweisbar seit 1678 bestand. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg war diese Bäckerei ein beliebter Brot- und Backwarenlieferant für die umliegenden Bewohner, und an Samstagen wurde dort mancher hausgemachte Kuchen abgebacken. Die benachbarten Bauern lieferten ihr Mehl ab und bekamen dafür Brot. Bemerkenswert ist auch der an dem Haus befindliche Erker, aus derselben Zeit wie das Alte Rathaus (1658) aus Holz geschnitzt. Die mit gekröpftem Gebälk versehene Ecksäulen enden unten in Fratzenköpfen, die Fensterbankriegel sind mit Blumengehängen verziert. Der vordere hat in der Mitte eine Muschel, die einer Maria mit dem Kinde als Nische dient.

Auch die Bäckerei Zentgraf, ebenfalls in der Eppsteiner Straße, war ein ähnlich kleiner, selbständiger Betrieb. Heute ist im ehemaligen Laden ein italienisches Restaurant. Aus der Backstube wurde ein Friseursalon.

Die Bäckerei Homm in der oberen Strackgasse 22 war in meiner Jugendzeit noch in Betrieb. Der Laden besteht noch, allerdings verkauft heute dort ein Goldschmied seine Schmuckerzeugnisse. Und die ehemalige Backstube wurde umgerüstet zu einem Friseursalon.



Die Bäckerei Schuckardt in der Eppsteiner Straße mit Fachwerkerker

Ebenfalls in der Strackgasse, und zwar in der Nr. 10, befand sich die Bäckerei Calmano. Sie war schon lange vor dem Krieg ein bekannter und verzweigter Familienbetrieb. Als Ableger davon hat mein Onkel Herrmann Calmano in den zwanziger Jahren in Niederursel mit einigen Säcken Mehl von seinem Vater eine Bäckerei angefangen, heute »Calmanos Backstube«.

Die Bäckereien werden heute abgelöst von industriellen Betrieben, die irgendwo im Umland ihr



Die Bäckerei Franz Ruppel in der Vorstadt. Hier ist der Laden schon verbrettert, das Haus erwartet seinen Abriss zugunsten eines 5-stöckigen Neubaus, ähnlich wie das links schon errichtete Haus der Drogerie Gerstner und das gegenüberliegende Sporthaus Taunus. Rechts anschließend das Kaufhaus Mann.

Fabrikgebäude haben und nur noch fertige Produkte anliefern, oder vorgefertigte Ware zum Abbacken in den in Oberursel installierten Elektroöfen zur Verfügung halten.

In Oberursel gibt es heute nur noch zweieinhalb Betriebe, die auf althergebrachte Weise ihre Erzeugnisse herstellen und diese auch anbieten.

Es sind dies die Bäckerei Marthiesen (ehemals Bäcker Becker) in der Austraße und die Bäckerei Ruppel in der Vorstadt mit ihrer Backbetriebsstätte in der Hohemarkstraße. Die Bäckerei Diehl in der Ackergasse stellt hier nur noch ein begrenztes Sortiment her und verkauft zumeist eine aus Kronberg angelieferte Ware in ihrem Ladengeschäft, der ehemaligen Bäckerei Steden. Die Erzeugnisse der Bäckerei Steden waren in Oberursel sehr beliebt. An den langen Menschenschlangen vor dem Geschäft in der Ackergasse konnte man das oft bestätigt finden. Aus aller Welt hatte Josef Steden seine vielfältigen, originellen Backrezepte mitgebracht, und sie wurden von den Oberurselern sehr geschätzt.

Bis Kriegsende und noch kurz danach existierte an der Ecke Vorstadt 36 und Hospitalstraße die Bäckerei Haas. 1969 wurde sie abgerissen und durch ei-

nen Neubau (heute Schuhgeschäft) ersetzt. Der damals recht kleine, niedrige Bäckerladen ist mir noch dadurch in Erinnerung, daß man dort besonders gute »Amerikaner« kaufen konnte, jenes Backpulvergebäck, das auf seiner Unterseite entweder mit Schokolade oder mit dickem Zuckerpuß bestrichen war, die andere Seite war gewölbt. Das Geschäft stand nach dem Krieg lange Zeit leer, weil der Bäcker verstorben war. Nach der Währungsreform herrschte jedoch dort wieder reges Leben, denn der Schuhhändler Schmelcher hatte zu dieser Zeit in der ehemaligen Bäckerei eine kleine Schuhfabrik eingerichtet. Zwei in Frankfurt hängengebliebene ungarische Schuster fertigten dort schöne Damenschuhe mit hohen Absätzen und Spitzen. Oft mußte ich damals dorthin gehen, um eine Maschine von der Firma Adrian & Busch zu reparieren.

Sehr zum Ärger des alteingesessenen Salamander-Schuhgeschäfts Mann in der Vorstadt eröffnete später das Schuhgeschäft Schmelcher direkt gegenüber, in der ehemaligen Bäckerei und Konditorei Zinßmeister seinen neuen Schuhladen. Vor dem Krieg war dort auch ein beliebtes Café, es war schon im Jahre 1907 gegründet worden.

Viele Oberurseler werden sich auch noch an das 1913 gegründete Café Krämer in der Vorstadt 3 erinnern. Die Bäcker- und Konditorei Krämer ist mir ganz besonders in Erinnerung, weil ich dort mit meinen ersten Schritten die Welt erkundete. Der Schwiegersohn der Krämers, Ferdinand Herrmann, war vor seiner Einheirat in die Vorstadt bei der Bäckerei Best (heute Eiscafé Corona) in der Hohemarkstraße als Geselle beschäftigt.

In der Frankfurter Landstraße 4 gab es früher das sehr beliebte Café Ruppel, Bäcker- und Konditorei, dessen Besitzer allzu früh verstarb. An gleicher Stelle befindet sich heute das Restaurant »Kontiki«.

Zu nennen sind außerdem die Bäckerei und Konditorei Mercien, Marktplatz 9, mit Café, sowie die Bäckerei Horn, Marktplatz 13. Ferner die Wiener Brot- und Feinbäckerei Wächter in der Schulstraße 11, wie auch die Bäckerei Georg Süß in der St.-Ursula-Gasse 7, direkt unterhalb des Kirchturms. Etwas außerhalb gab es noch die Bäckerei Adolf Lingl an der Hohemarkstraße 42 b.

In einer Bäckerei arbeiteten früher neben dem Meister mehrere Gesellen und Lehrlinge. Sie alle gehörten praktisch zur Bäckersfamilie. Sofern sie von auswärts kamen, hatten sie auch ihre Unterkunft im Haus des Betriebes, in dem sie arbeiteten. Durch Mehlstaub und Hitze waren ihre Lebensaussichten nicht die allerbesten, viele starben früh.

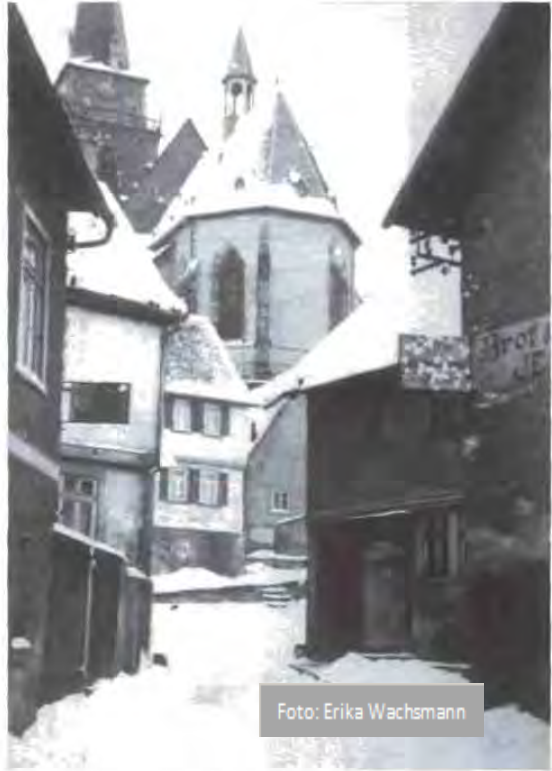


Foto: Erika Wachsmann

Die Brot- und Feinbäckerei Adam Wenzel (rechts) am Oberurseler »Malerwinkel«.



Bäcker Hermann Calmano (Strackgasse) beim Erntedank-Umzug vor dem Krieg.

Oberurseler Metzger in meiner Jugendzeit

Metzger und ihre Produkte waren mir in meiner Jugendzeit immer sehr sympathisch. Wir wohnten ja über der Bäckerei Krämer in der unteren Vorstadt, und durch die Nähe zum Brot,

Früher gab es in Oberursel viele kleine und ein paar größere Metzgereien. Erinnern kann ich mich an folgende Geschäfte in der Innenstadt:
– Metzgerei Dinges in der Marienstraße 5.



dem – trocken gekaut – doch etwas fehlte, hatte ich als Heranwachsender immer das Verlangen, etwas Herzhaftes auf die Brotschnitte zu bekommen.

So war es nicht verwunderlich, daß die Bäckerburschen von der Bäckerei Krämer einen regen Austausch mit den Metzgerjungen von der Metzgerei Jamin nebenan über den Gartenzaun betrieben. Hier frisches Brot – dort warme Fleischwurst.

Die Metzgerei Abt & Sohn an der Gartenstraße (heute Korfstraße). Nach dem Abriss des Hauses Kärgel und einem Rest der Stadtmauer konnte der Laden erweitert werden.



- Jamin («Bockemer Schorsch») in der St.-Ursula-Gasse 26. Er wurde von den besseren Oberurselern gemieden, weil er angeblich nicht so ganz sauber war.
- Nikolaus Henrich, Kirchgasse 30, schräg gegenüber vom «Schwanen».
- Dinges («Würstchen») in der oberen Strackgasse, heute Immobilien Falck & Grimm. Er war auch zuständig für Oberurseler Hausschlachtungen.
- Abt, Martin («Puddelkopp») mit seiner Irma in der Strackgasse 24 (heute Neubau Metzgerei Heberer) war in den Jahren nach der Währungsreform wegen seiner guten Ware sehr beliebt.
- Metzger Heberer hatte in den 50er Jahren auch seinen Verkaufsladen in der Vorstadt, gegenüber der Gaststätte «Blau-Weiß», gewürstelt wurde damals ebenfalls in der Vorstadt 26, der ehemaligen Fleischerei Edmund Kurz (heute Geschenkboutique Jürgen Herberts).
- Abt («Gartensträßer») in der ehemaligen Gartenstraße, heute Korfstraße. Der Laden beherbergt heute die Tierarztpraxis S. Röhl.
- Rehling-Abt am Marktplatz, bzw. Eppsteiner Straße, gegenüber der ehemaligen Waage (heute Blumen- und Geschenkboutique).
- Abt in der Eppsteiner Straße («Abbe Ton»), besteht heute im Originalzustand als Metzgerei Abt & Wirtz. Der Laden ist eine Sehenswürdigkeit, weil sich dort in 80 Jahren fast nichts verändert hat. Dem «Abbe-Ton» konnte man zu seiner Zeit oft auf der Eppsteiner Straße in seiner Metzgertracht begegnen, wie er interessiert das Geschehen beobachtete, aber auch deshalb, weil er an der Seufzerallee seinen Hausgarten hatte.
- Willigens in der Ackergrasse, bis 2001 Holzschnitzerwerkstatt Hendoc.
- Karl Henrich in der Unteren Hainstraße 5.
- Kurz, Edmund in der Vorstadt 26 war für kurze Zeit nach der Währungsreform eine Spezialmetzgerei für Wild und Geflügel, heute befindet sich dort die Geschenkboutique seines Enkels Jürgen Herberts. Früher nahm die Fleischerei nicht die gesamte Ladenfront ein, es befand sich dort auch noch das «Kaiser's Kaffee-Geschäft».
- Burkard in der Vorstadt, heute Fischgeschäft.
- Jamin («Gift») in der Vorstadt, heute Verkaufsstelle der Metzgerei Klein aus Oberhöchstadt.
- Steinle in der Vorstadt. Er war jedoch zu Beginn des Krieges 1939 nicht mehr in Betrieb, heute Blume 2000. Dort war für einige Zeit die erste Verkaufsstelle der Metzgerei Klein, ehe sie in das Geschäft von Jamin umzog.
- Schlegel in der Oberhöchstädter Straße, heute

Uhmacher Windecker (siehe auch Foto S. 181), Er bestand zu meiner Zeit schon nicht mehr.

Schon an der großen Anzahl der aufgeführten Metzgereien in der Kernstadt von Oberursel kann man erkennen, daß diese Zunft zur damaligen Zeit stark vertreten war. Bei Umzügen waren sie immer mit Zunftwagen und Fahne beteiligt. Meist nahmen sie – wie auch alle anderen Zünfte – in ihrer speziellen Handwerkerkluft, die aus dem blau-weiß gestreiften Kittel, einer langen weißen Schürze, deren eine Spitze eingeschlagen war, und einer schwarzen, bauchigen Mütze an Umzügen teil, die zu verschiedenen Anlässen, wie zum Beispiel dem Erntedankfest startfanden. Im angehängten Lederköcher führten sie Schlachtermesser und Wetzstahl mit.

Bedenkt man, daß im Jahr 1810 noch 16 Metzger zu verzeichnen waren, so war die Anzahl bis in die 30er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts noch fast gleich geblieben. Das große Sterben dieser Betriebe setzte erst in den 60er Jahren ein. Denn von allen gibt es hier im Innenbereich von Oberursel nur noch zwei Betriebe, die auch hier schlachten. Es sind dies die Metzgerei Abt & Wirtz in der Eppsteiner Straße und die Metzgerei Heberer in der Strackgasse. Die anderen Fleischereien bieten hier nur noch ihre Produkte an, sind aber mit dem Stammsitz auswärts beheimatet.

Die Metzgerzunft hatte ursprünglich in Oberursel auch eine Zunftfahne, die lange Zeit im Heimatmuseum hing, dann jedoch nach Frankfurt kam, weil sie in Oberursel nicht sorgfältig genug aufbewahrt werden konnte. Das Zunftsigel der Oberurseler Metzger zeigt unter dem Mainzer Rad einen Metzger, der den Betäubungshammer gegen einen Ochsen schwingt. Interessant ist, daß im Zunftsigel der Name «Oberorschel» eingraviert ist.

Außer den normalen Metzgern gab es in Oberursel noch ein besonderes Exemplar, das man nicht vergessen sollte. Es war dies der Pferdemetzger Philipp Jamin («Rot-Philipp»), der in der oberen Austraße ansässig war. Ganz besonders beliebt war er in Zeiten der Not bei den Oberurselern, wenn Schwein und Rind nicht verfügbar waren, und auch bei den Bauern immer dann, wenn ein Pferd notgeschlachtet werden mußte. Dann hatte sein Geschäft Hochbetrieb.

«Rot-Philipp» war in Oberursel ein Urtyp und in allen Wirtschaften des Umkreises gut bekannt. Manchmal wurde er auch aus dem «Bären» oder anderen Wirtschaften unter lautstarken Schimpfprotesten an die frische Luft gesetzt, weil er wieder einmal sterngranatenvoll war.

Bauern in der Kernstadt Oberursel 1939 - 1950

Die Kernstadt Oberursel ist begrenzt etwa von der Bleiche und dem Bahnhof. In diesem Bereich gab es damals noch die folgenden Bauern, die ihren Hof als Haupterwerbsquelle betrieben:

Burkardt (Schnapsbrenner) in der Schlenkergasse
 Geschwister Jeckel in der Ackergasse
 Messerschmidt in der Eppsteiner Straße
 Ruppel (Margarethenhof) in der Ackergasse
 Steden am Marktplatz*
 Reichhold in der Schlenkergasse
 Hieronymi in der Oberen Hainstraße
 Burkardt in der Oberen Hainstraße*
 Beer in der Obergasse
 Messerschmidt in der Allee
 Häuser in der Allee
 Quirin in der Ackergasse
 Janz in der Schlenkergasse
 Meister in der Schlenkergasse
 Jörges in der Schulstraße
 Hein in der Aumühlenstraße (auf dem Gelände der heutigen Stadtresidenz)

* Von den damals 16 Haupterwerbsbauern gibt es heute, im Jahre 2002, nur noch zwei.

Mehr oder weniger im Nebenerwerb waren noch die folgenden Betriebe landwirtschaftlich tätig:

Baldes (Wirtschaft Adler) in der Ackergasse
 Ochs (Wirtschaft) in der St.-Ursula-Gasse
 Homm (Fuhrgeschäft) in der Ackergasse
 Homm (Bäckerei) in der Strackgasse
 Henrich (Wagner) in der Strackgasse
 Abt (Metzger) in der Strackgasse
 Abt (Metzger) in der Gartenstraße (Korfstraße)
 Fleck (Fuhrgeschäft) in der Ackergasse
 Hehner (Fuhrgeschäft) in der St.-Ursula-Gasse
 Adrian (Kohlen) in der Strackgasse

Die landwirtschaftlichen Flächen Oberursels sind heute zum großem Teil bebaut oder sie sind an Bauern etwa aus Kalbach oder Stierstadt verpachtet. Milchvieh gibt es im zentralen Oberursel seit etlichen Jahren schon nicht mehr, zumindest sind auf den Oberurseler Weidegründen nur noch selten Kühe zu sehen. Dementsprechend ist auch eine Milchsammelstelle, wie sie früher in der Schlenkergasse existierte, nur noch ferne Erinnerung. Und dem Duft der Misthaufen, die in jedem Bauernhof dampften, muß man nicht nachtrauern. Allerdings leisteten die Bauern mit dieser Düngung einen Beitrag zum biologischen Landbau. Auf dem Feld wie im Stall war kaum etwas mechanisiert, so wie das heute der Fall ist, viel Handarbeit und entsprechend viele Arbeitskräfte waren damals notwendig. Ein Urlaub war für die Bauern und ihre Frauen fast undenkbar.

So ungestört auf der Straße tummeln wie hier im Stierstadt der sechziger Jahre kann sich das Federvieh heute nicht mehr. Zwar gibt es noch viele Gänse in der Oberurseler Kernstadt (Burkardt an der Oberhöchstadter Straße), aber von den verbliebenen landwirtschaftlichen Betrieben ist im Stadtbild kaum noch etwas wahrzunehmen. Nur in Bommersheim sieht es etwas anders aus, denn dort ist die Haltung und Pension von Reitpferden zu einer neuen Einnahmequelle für die bäuerlichen Betriebe geworden.



Ergänzende Bemerkungen zur Grundschule Mitte

Asyl für das Gymnasium und Heimat für die gewerbliche Berufsschule

Bei den Feierlichkeiten zum 125-jährigen Jubiläum der Grundschule Mitte 2001 blieben einige Tatsachen unerwähnt. Sie haben mit dem Schulbetrieb der Grundschule nicht direkt etwas zu tun, sie betreffen nur die Belegung des Gebäudes in früheren Zeiten.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war das städtische Realgymnasium für einige Monate von der amerikanischen Armee belegt und stand für den Schulbetrieb nicht zur Verfügung.

1945 wurde daher durch den amtierenden Bürgermeister Kappus beschlossen, daß die Grundschule Mitte zeitweilig Räume für das Gymnasium zur Verfügung zu stellen hatte. Für diesen Schulzweig wurde der Unterricht im kleinen Schulgebäude im Schichtbetrieb provisorisch aufgenommen.

Auch war die Grundschule Mitte viele Jahre die Heimat für die damals »Städtische gewerbliche Berufsschule«.

Die vorderen Klassenzimmer im Untergeschoß waren bis zum Neubau der Feldbergschule Unterrichtsräume für metallverarbeitende und holzverarbeitende Berufe sowie für Elektroberufe, Kaufleute und Hauswirtschaft waren in den ausgebauten Kellerräumen untergebracht.

Lehrer der Metaller und Elektriker waren die Herren Pristaff und Ernst Müller (»der dicke Müller«) und Bernhard Held. Für die Holzleute war Herr Haas zuständig, und die Kaufleute betreute Dipl.-Handelslehrer Stahl. Alle Lehrer waren bei den gewerblichen Schülern sehr beliebt.

Herr Stahl war bis 1951 Direktor der gewerblichen

Schule, Herr Pristaff nach ihm. Der »dicke Müller« zeichnete sich dadurch aus, daß er den Lehrerberuf für Elektriker und Metaller noch neben seinem Elektrogeschäft in Rosbach ausübte. Durch diese Doppelbelastung kam es öfters vor, daß er beim Kontrollieren der technischen Zeichnungen kurz einnickte, was sich durch einen unkontrollierten Bleistiftstrich auf der Zeichnung bemerkbar machte. Aber er war auch so großzügig, daß er gute Schüler öfters mal für einen Tag zum Besuch der Landwirtschafts- oder der Automobilausstellung in Frankfurt freistellte.

Der Schulunterricht für die Lehrlinge fand immer an einem Tag in der Woche von 8 bis 15 Uhr statt. Im Anschluß an den Schulunterricht mußte man dann wieder im Lehrbetrieb erscheinen, weil der Arbeitstag zu dieser Zeit noch acht Stunden hatte. Nach 15 Uhr fanden dann meist noch freiwillige Kurse, zum Beispiel im technischen Zeichnen oder als Vorbereitung für die Gesellenprüfung statt. Sie wurden durch Herrn Stoll, einem Mitarbeiter der Firma Turner, meist ein halbes Jahr vor der Gesellenprüfung abgehalten.

Die Klassenräume der Berufsschule wurden auch für die Gabler-Stenokurse (»Steno Müllers«) benutzt, der dort regelmäßig nach dem Krieg nachmittags seine Unterrichtsstunden hielt.

Als der Neubau der Feldbergschule 1961 fertiggestellt war, bekam die gewerbliche Berufsschule dort ihre neuen, großzügigen Unterrichtsräume. Feierlichkeiten der Berufsschule fanden im »Taubnussaal« in der Obergasse statt.

Nachwort

Ein Werk wie das vorliegende ist im Grunde nie abgeschlossen. Immer wieder könnte man es durch weitere Details oder zusätzliche Kapitel ergänzen, neu aufgetauchte Bilder hinzufügen. All dies kann aber nur einer eventuellen zweiten Auflage vorbehalten bleiben. Denn irgendwann muss man, um es in Druck geben zu können, einen Schlussstrich ziehen.

Manche Leser werden hier vielleicht wesentliche Aspekte des alten Oberursel vermissen. Warum gibt es kein Kapitel über »die Bach«? Wo ist ein Artikel zum Beispiel über die Weidengasse oder die St.-Ursula-Kirche? Der Grund liegt darin, dass ich diese Erinnerungen ursprünglich für meine Kinder und Enkel aufgeschrieben habe, damit jene Personen, Ereignisse und Plätze im alten Oberursel nicht ganz in Vergessenheit geraten. Es sind meine persönlichen Erinnerungen, die keinen Anspruch erheben auf Vollständigkeit, genaue zeitlich Abfolge oder auf Richtigkeit im Detail. Irrtümer sowie Erinnerungslücken sind in einem Werk wie dem vorliegenden wohl unvermeidlich. Deshalb bin ich dankbar für jeden Hinweis auf Fehler oder auf eine eventuell falsche Darstellung. Diese würden in einer möglichen zweiten Auflage berichtigt. Ebenso dankbar wäre ich für die Überlassung von Fotos für einige Tage, die das Erzählte noch besser illustrierten als die hier aufgenommenen.

Die Bilder in diesem Buch stammen fast ausschließlich aus Privatbesitz. Neben meinen eigenen Fotos kommt ein großer Teil aus der Sammlung Dietrich, einige von Frau Alberti, den Familien Stock, Remy, Frau Angelika Rieber und anderen. In den meisten Fällen sind die Fotografen nicht mehr zu ermitteln. Daher haben wir generell darauf verzichtet, die Bildautoren zu benennen, auch dort, wo sie vielleicht bekannt sind. Anfragen werden jedoch nach bestem Wissen beantwortet. Falls Interesse an der Reproduktion einzelner Fotos besteht, bin ich gern bereit, dies zu vermitteln.

Ich freue mich, dass das Werk nun in so ansprechender Form erscheinen kann und danke auch dem Verein für Geschichte und Heimatkunde Oberursel, der es in die Reihe seiner »Mitteilungen« als Jahresgabe an die Mitglieder aufgenommen hat.

Oberursel, im November 2003.

Klaus Fink
Eckardtstraße 11, 61440 Oberursel
Telefon 0 6171 - 3182